



Christine Schuhmann

Das
Prinzip
der

Schönheit

Das
Prinzip
der

Schönheit

Buch I der Prinzipien-Trilogie

Für Hase, Ela, Erik

Weitere Bücher von Christine Schuhmann
Das Prinzip der Wahrheit
Das Prinzip der Harmonie

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
dnb.dnb.de abrufbar.

© 2023 Christine Schuhmann - zweite Auflage

Lektorat: Manuela Sonntag

Sensitivity Reading: Jade S. Kye und Sarah Zaheer

Satz: Mit \TeX nischer Unterstützung von Fabian Müller und Marei

Coverressourcen: tilingtextures.com, stockeezy.com

Fonts: Tartlers End, *Galatia Script*, Linux Libertine, OpenSans

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783758310416

Triggerwarnungen

Findet ihr auf der letzten Seite.

Tag 1

Mit einem leisen Ächzen wuchtet Joanna den letzten ihrer Wasserkarner auf die Rückbank, knallt die Tür zu und wischt sich den Schweiß aus dem Nacken.

Ihre Schlüssel klimpern, als sie sie aus ihrer Hosentasche kramt. Gleiten durch ihre Finger, während sie den Wagenschlüssel sucht. Sie findet ihn. Aber statt die Fahrertür aufzuschließen, hält sie inne. Zögert. Beißt auf ihrer Unterlippe herum, während sie sich die nächsten Tage vorstellt.

Und dann rennt sie doch noch einmal in die Wohnung im dritten Stock hinauf.

Tiffi fläzt neben der Tür zum Arbeitszimmer. Sie gurr, als Joanna etwas außer Puste an ihr vorbei huscht, und stiefelt ihr hinterher, um zuzusehen, wie sie die Kiste mit ihrem Unikram aus dem Regal neben Nicolas' Schreibtisch zieht.

Der Notenblock, den Joanna sucht, liegt tief unten vergraben. Doch schließlich hält sie ihn in der Hand.

Mit einem schiefen Lächeln betrachtet sie den tanzenden blauen Elefanten auf dem Cover. Die verblichene, rundliche Schrift auf dem Namensschild: *Joannas wunderbare Kompositionen*.

Aber je länger sie den Block hält, desto mehr wird ihr das leise, unbehagliche Kribbeln bewusst, das ihre Magengrube füllt. Ein bisschen

wie Angst. Und es geht der Impuls davon aus, den Block wieder zu verstecken.

Doch ehe sie nachgeben kann, schiebt sie die Kiste an ihren Platz zurück, birgt den tanzenden Elefanten an ihrer Brust, zerwuschelt das schwarze Fell zwischen Tiffis Ohren und stürmt aus der Wohnung.

Beim Auto angekommen, stopft sie den Block in die Notentasche ihres Cellokastens, startet den Motor und beginnt, leise lächelnd vor sich hin zu summen.

Ein paar Kilometer hinter Lissabon kommt ihr ein kurzer, doch heftiger Regenschauer entgegen, und aus ihrem Lächeln wird ein Grieseln, während die Sintflut gegen ihre Windschutzscheibe schlägt.

Auch der Wald, in den sie unterwegs ist, scheint etwas abbekommen zu haben. Jedenfalls hängen die Blätter schwer an den Bäumen über der unscheinbaren Einfahrt, als sie schließlich den Blinker setzt.

Und der Asphalt ist eine Katastrophe. Schlaglöcher wechseln sich mit von Wurzeln aufgeworfenen Buckeln ab. Gras und Kräuter wachsen aus unzähligen Rissen, und Baumschösslinge schleifen gegen den Unterboden des Punto, während Joanna mit hochgezogenen Schultern in die Senke hinunter holpert.

Ihre Umhängetasche fällt von ihrem Platz vor dem Cello in den Fußraum und spuckt einen Teil ihres Inhalts aus. Ein paar dutzend Meter später löst sich irgend etwas in ihrer Küchenkiste, um ohrenbetäubend zu klappern. Irgendetwas anderes klingt, als würde es gleich zerbrechen. Und als Joanna endlich das hohe, doppelflügelige Eisentor erreicht, von dem Judite ihr erzählt hat, schaltet sie dankbar den Motor ab.

Die Ruhe danach ist wundervoll.

Mit einem tiefen Seufzen kurbelt Joanna das Fenster herunter und lehnt sich raus, um dem leisen Rauschen des Windes in den Bäumen zu lauschen. Dem Klatschen der Tropfen, die hier und da durch die feuchte, nach Erde und modrigem Holz duftende Luft fallen.

Das Surren ihres Handys im Fußraum lässt sie aufschrecken.

Judi: Bist du schon unterwegs?

Joe: Grad angekommen. Ist echt schön hier

Sie schaltet das Display wieder aus und steckt das Handy in ihre Hosentasche, während sie aus dem Auto steigt.

Die Bäume, die die Einfahrt säumen, sind uralt und knorrig, genau so wie die Mauer, die das Eisentor hält. Die Bruchsteine sind kaum noch zu

erkennen unter all dem Moos, das sie bedeckt. Das Tor selbst ist rostig, unter abblätterndem schwarzen Lack, und es hängt eine eben so rostige Kette mit einem überraschend kleinen Vorhängeschloss daran. Dahinter windet sich ein Kiesweg tiefer in die Senke. Er ist von trockenem Gras, Kräutern und Moos überwachsen. Völlig verwildert. Genau wie die Wiesenstreifen, die ihn säumen.

Hier war wirklich schon seit Jahren niemand mehr.

Dennoch unschlüssig legt Joanna die Hände auf eine Querstrebe des Tors und mustert die Bäume, in deren Schatten die Wiese noch saftig ist. Sie wachsen dicht an dicht aus wildem Unterholz. Verwunschen und ungestört. Es erinnert sie an den Wald in Buçaco, und ein bisschen auch an die Sommer in Schweden.

Ein Lächeln zupft an ihren Mundwinkeln, als sie sich vorstellt, durch das Unterholz zu stolchen, um zwischen Ranken, Büschen und moosbedeckten, umgestürzten Bäumen nach Blüten und Pilzen und Insekten zu suchen.

Als es hinter ihr im Laub raschelt, dreht sie sich um. Eine Amsel scharrt im Farn, fiept, flattert auf eine Ranke, lässt ein Häufchen fallen und saust mit einem kurzen Tschack-tschack-tschack tiefer in den Wald.

Wohlig seufzend schließt Joanna die Augen und lässt noch einmal für ein paar lange Atemzüge die Stille des Waldes über sich hinweg fließen.

Irgendwann streift Wärme ihren Arm und sie blinzelt in den ersten Sonnenstrahl, der durch die rasch aufbrechende Wolkendecke fällt.

Joe: Ich glaub ich machs

Judi: :D:D:D:D viel spaaaaaaß!!! Und schick fotoooooos!

Joe: Mach ich. Aber jetzt mach ichs Handy erstmal aus

Judi: Oke bis bald gnieß es!

Joe: Werd ich :)

Sie wechselt in ihre Unterhaltung mit Nicolas.

Joe: Bin angekommen. Mach jetzt das handy aus.

Nico: Bis bald meine süße Joejoe. Pass auf dich auf! Liebe dich!

Sie schickt ihm einen Smiley. Dann schaltet sie das Handy ab und stopft es in die Tasche im Fußraum, ehe sie den Kofferraum öffnet, um das 'schwere Gerät' zu holen, wie Nicolas es spöttisch nannte.

Zurück am Tor setzt sie die Klingen des Bolzenschneiders an, atmet noch einmal durch und begeht breit grinsend Sachbeschädigung.

Zufrieden hakt sie danach das aufgetrennte Glied aus der Kette und

packt den linken Torflügel. Er öffnet sich mit einem leisen Quietschen.

Jetzt braucht sie nur noch einen Platz für ihr Zelt, und schon steht ihrem Urlaub nur mit sich selbst, ihrer Unordnung und ihrer Musik nichts mehr im Weg.

Und irgendwo dazwischen wird sie rausfinden, was sie will.

Der schrille Signalton seines Mobiltelefons lässt ihn zusammenzucken. Irgendetwas hat den Bewegungsmelder am Tor ausgelöst. Er macht sich jedoch nicht die Mühe, den Schnappschuss der Kamera anzusehen; versorgt nur weiter den Schnitt an seiner rechten Flanke, ehe er ein frisches Hemd überstreift.

Er hat es gerade fertig zugeknöpft, als sich sein Telefon erneut meldet. Diesmal mit dem Ton, der bedeutet, dass einer der Torflügel bewegt wurde.

Stirnrunzelnd nimmt er das Gerät, tippt die Meldung an und öffnet den neuen Schnappschuss.

Zuerst starrt er nur. Ungläubig, denn es kann nicht sein. Es kann unmöglich sein. Doch das Bild bleibt das selbe, und schließlich beginnt sein Herz, schneller zu schlagen.

Mit einem Ruck setzt er sich in Bewegung und hastet aus dem Haus.

Während seine Schritte über den Kies des Vorplatzes knirschen, holt er das Telefon wieder hervor, um den Live-Feed der Kamera an der Mauer zu aktivieren. Von der Einbrecherin ist nichts mehr zu sehen; nur ihr Wagen steht noch am selben Platz.

Er geht weiter, biegt in den Wildwechsel ein, der sich vage entlang der Kurven der Einfahrt vom Haus bis nahe ans Tor schlängelt. Immer wieder bleibt er stehen, um einen Blick auf die Anzeige des Telefons zu werfen und auf sich nähernde Schritte zu lauschen. Sie sollte bald entweder im Feed erscheinen, um die nächste Kurve herumkommen oder einen der Sensoren im Innern des Grundstücks auslösen.

Sein Herz hämmert und nichts geschieht. Endlose zehn, fünfzehn Minuten, dann betritt sie plötzlich wieder den Sichtbereich der Torkamera. Hektisch betätigt er den Zoom in der Hoffnung, einen genaueren Blick auf ihr Gesicht werfen zu können, doch sie bewegt sich zu schnell.

Außerdem kehrt sie zu ihrem Wagen zurück.

Er will loshasten, voller Angst, dass sie wieder davonfahren wird, doch sie ist bereits an der Fahrertür vorbei gegangen, zum Heck des

Wagens, um einen großen Rucksack aus dem Kofferraum zu holen, einen Wasserkanister und einen prallen Beutel, aus dem Zeltstangen herausragen.

Erleichtert steckt er das Telefon zurück in die Tasche seines Jacketts. Nun weiß er, wo er auf sie warten muss.

Hinter dem breiten Stamm eines Walnussbaums verborgen, den Hinterkopf fest gegen die Rinde gedrückt, bemüht er sich um ruhige, tiefe Atemzüge. Er muss sich konzentrieren; Abstand zwischen sich und seine aufgewühlten Emotionen bringen, damit seine Urteilsfähigkeit ungetrübt ist.

Gewissenhaft macht er sich jedes einzelne, noch so kleine Detail von Padmas Gesicht bewusst; alle Winkel, Radian und Kurvenverläufe, die die subtil gekrümmten Flächen zusammenhalten, die absoluten Maße und die Verhältnisse von Kinn, Mund, Nase—

Schließlich atmet er noch einmal durch und sieht hinter dem Stamm hervor zu der Frau, die kaum zwei Meter von ihm entfernt damit beschäftigt ist, die Einzelteile ihres Zeltes auszupacken.

Sie ist eher kurz gewachsen, mit Locken, die in einem halb aufgelösten Pferdeschwanz über ihre schmalen Schultern und den Ausschnitt ihres olivgrünen Leibchens fallen. Ihre stämmigen Beine stecken in einer ausgebleichenen Dreiviertelhose und sie stapft auf eine nachlässige, doch elegante Art durch das hohe Gras, die ihn unwillkürlich lächeln lässt.

Dann steht sie plötzlich still da, das Gesicht in seine Richtung gewandt, während sie an einem verworrenen Knäuel aus Abspannschnüren herumzupft. Er erstarrt und hält die Abstraktion von Zahlen, Analyse, Geometrie wie einen Schutzschild zwischen sich und der Erkenntnis, die machtvoll in ihm aufsteigen will. Doch als sein Blick ihre Augen erreicht und er dem sanften, lebhaften Ausdruck darin begegnet, bricht sein Widerstand in sich zusammen.

So unreal es sich auch anfühlen mag: Alles stimmt, alles ist da, *sie* ist da, Padma Padmasundaris Züge, in Fleisch und Blut, zwischen nassem Gras und der sich langsam öffnenden Blütenpracht des Sommers.

Er hat sich nicht umsonst weitergeschleppt. Es war alles nicht umsonst.

Erleichterung lässt seine Knie nachgeben, und es kostet ihn alle Kraft, sich nicht einfach zu Boden sinken zu lassen. Doch es gibt noch viel zu

tun. Sobald Padma die Lichtung wieder verlassen und er sich um die ausgefallene Überwachungskamera in der Astgabel schräg gegenüber seiner Position gekümmert hat, wird er ins Haus zurückkehren. Dort wird er ihr eine vorläufige Bleibe herrichten und eine Liste mit den Materialien erstellen, die er für die sträflich vernachlässigte Renovierung ihres eigentlichen Zimmers benötigt. Weiße Dispersionsfarbe, Abtönfarbe und Innenverputz - und natürlich hofft er, dass sie ihre Aufgabe in wenigen Tagen werden erfüllen können - Kreppband, Lampenkabel, Schmirgelpapier - doch er hat zu viel erlebt, um sich nicht auf Komplikationen vorzubereiten - Lichtschalter, Zimmerpflanzen. Er lehnt die Schläfe an den Baumstamm - Vorhangstoff, Holz für die Möbel - die Farbe ihrer zerzausten Locken erinnert ihn an Honig - er hat noch recht viel Fichte im Haus - ihre Augen an frisches, feuchtes Moos - hat er genug Dübel? - der sommersprossige Buckel auf ihrer Nase verleiht ihr etwas Forsches, genau so wie ihr breiter, lächelnder Mund. Ihre Ohren, die zwischen ihren Locken hervorspitzen. Wie wohl ihre Stimme klingt? Wie sie wohl schauen wird, wenn sie sich an ihn erinnert—

Er blinzelt, als Padma die Lichtung verlässt, und schilt sich für seine Gedankenverlorenheit. Hastig befestigt er das lose Kabel wieder, das die Kamera außer Betrieb gesetzt hat. Dann eilt er zum Haus zurück.

Erinnerungen kreisen am Rande seines Bewusstseins, während er zeichnet. Erinnerungen, die tatsächlich Schicksal sind, tatsächlich die erste Phase seiner Erschaffung, tatsächlich ein Walken und Schlagen. Eine erbarmungslos flüsternde Stimme in seinem Hinterkopf. Seine eigenen Schreie. Uralte Ängste.

Da sind auch neue Ängste, die ihn immer wieder auf die Anzeige seines Telefons sehen und erwarten lassen, die Lichtung leer vorzufinden, ein anderes Gesicht zu sehen, doch nichts ändert sich. Und ganz langsam wird es real. Echt. Sie ist hier. Wirklich hier.

Seine Erleichterung blüht auf und wird zu einer ruhigen Euphorie, die die Angst in den Hintergrund drängt. Schließlich lächelt er sogar, während er Padma zusieht, die Gepäck in ihrem Zelt verstaut. Padma, der es nicht auf Anhieb gelingt, einen ihrer Wasserkanister an einen Baum zu hängen. Padma, die auf einer Decke sitzend isst. Padma, die ein Buch liest. Padma, die auf einer Matte Yoga-Übungen macht. Padma,

die sich auf den Rücken fallen lässt und in den Himmel hinauf lächelt. Padma, die ihr Cello auspackt.

Er lässt den Spatel sinken, mit dem er gerade alte Tapete von den Wänden kratzt, und hält inne, um ihr zu lauschen und zu genießen, was trotz der verlustreichen Kompression des Überwachungssystems bezaubernd schön zu ihm dringt. Satie, Cassadó, Lili Boulanger, Clara Schumann. Schoenberg, Elgar, Sibelius, Piatti. Nur halb erinnert, völlig frei interpretiert und immer wieder unterbrochen von langen Improvisationen - mal wild, mal sanft, oft mit energischen, zyklischen Rhythmen. Und auf ihrem Gesicht immer wieder dieses Lächeln, voller diebischer Freude am Swing und den Geräuschen, die sie erzeugt.

Am Ende lauscht sie nur noch, einem einzigen Ton, zu hoch und leise, um übertragen zu werden, die Bogenstriche so kurz und sanft, dass er nicht weiß, warum er so sicher ist, dass sie da sind.

Später sitzt er wieder im Atelier und schiebt seine Entwürfe zu einem ordentlichen Stapel zusammen, während Padma den Eingang ihres Zeldes hinter sich schließt.

Licht und Schatten spielen über die Innenseite der Kuppel. Dann ist es dunkel. Und wenig später zeigt die Kamera nur noch körniges Schwarz.

Mit einem Seufzen schaltet er die Anzeige aus.

Und bricht den Bann, der ihn in friedlichem Gleichgewicht gehalten hat.

Die Erinnerungen drängen zurück an die Schwelle seines Bewusstseins. Er spürt sie deutlich, wie sie wollen, dass er hinsieht, nachdenkt, sich ihnen mit einer kleinen Unachtsamkeit ausliefert. Die erste Phase seiner Erschaffung. Das Walken und Schlagen.

Hastig springt er auf und läuft ins Mondzimmer ohne Licht zu machen, zählt die Schritte bis zur Klavierbank, setzt sich, legt suchend die Finger auf die kühlen Tasten. Und während er sich zwingt, immer ruhiger und tiefer zu atmen, steigt Musik in ihm auf wie Nebel.

Er findet Töne. Einzelne Klänge, die die Stille in sanfte Schwingung versetzen. Akkorde, die dunkel an den Wänden seines Bewusstseins kondensieren, herabrinnen, sich zu schmalen Flüssen verbinden, zu einem Strom, einem Ozean mit Gezeiten und wogenden Wellen.

In einem sanft sich wiegenden Strudel sinkt er hinab, an einen geheimen, friedlichen Ort. Schöne Erinnerungen leben hier, an den Geruch des Kohlenkellers, die Stille tief unten unter dem Palais Garnier, das Gefühl, allein und in Sicherheit zu sein, unerreichbar, unberührbar,

unbefleckt. Nächte unter dem offenen Sternenhimmel, verloren in der Musik, die wie ein Echo des unendlichen Nichts dort oben aus ihm heraus hallte. Er kann fern und weit sein in dieser Musik, frei sein in der Dunkelheit, die alle Ängste von ihm abfallen lässt wie eine tote, zu klein gewordene Haut.

Er spielt langsam, zögert, lässt die Klänge immer weitere Täler und Höhlen aus dem Schweigen waschen, in denen er sich vor dem Ende auch dieses Traums verstecken kann. Doch schließlich versiegt die Inspiration. Die Stille glättet sich. Die Musik stirbt.

Als er nach einer langen Weile in die Gegenwart zurückgefunden hat, steht er auf und geht in die Bibliothek hinüber, um auf den Wald zu sehen. Die Sterne glitzern über den schwarzen Silhouetten der Bäume. Bald ist es Zeit, hinaus zu gehen.

Er senkt den Kopf. Nur eine Winzigkeit zu weit. Und das kalte, harte Geräusch, mit dem seine Maske an das Glas stößt, lässt sein mühsam gewonnenes Gleichgewicht wieder zerspringen.

Der Anfang. Geflüstert. Von Abscheu verzerrt. Tief und unauslöschlich in sein Gedächtnis gebrannt.

Es war einmal, in einer pechschwarzen, stürmischen Nacht, dass ein Monster auf die Welt kam, mit pissgelben Augen, und hässlicher als man es sich vorstellen kann.

Seine arme Mutter schrie und schrie und rannte aus dem Haus. Sie wollte nicht mit dem schrecklichen Ding allein sein. Erst als sie blutend auf dem Gehweg stand, kam die Hebamme und nahm sie mit an einen sicheren Ort, weit weg von dem Monster.

Die Mutter hoffte, dass es tot war, aber als die Hebamme zum Haus zurück ging, atmete das Monster noch und sah sie an, mit seinen pissgelben Augen. Sie war dumm, diese Hebamme, schrecklich dumm, denn sie begrub das Monster nicht im Garten und ging fort, so wie sie es versprochen hatte, nein, sie glaubte, dass sie es pflegen sollte, bis es in Würde starb.

Nur starb es nicht. Denn eine böse Macht hielt es am Leben, und eine böse Macht war es auch, die der Hebamme zuflüsterte, dass sie zwei arme Mädchen finden sollte, die das Monster aufziehen und vor der Welt versteckt halten würden. Und was waren das für arme Mädchen, die das Monster bändigen mussten! Tag ein, Tag aus mussten sie mit dem kleinen Biest kämpfen, und es gab nur Ruhe, wenn die Mutter sie besuchte und den Rohrstock von der Wand nahm. — Und was muss ich

ihr morgen sagen? Dass du faul bist und sie wegen dir ihre Termine nicht einhalten kann? Dass du wieder nicht essen willst? Und was noch, hm? Was hast du noch angestellt, kleines Monster?

Sein Atem geht schnell, abgehackt, als wäre er in eiskaltes Wasser getaucht worden, doch es gelingt ihm, hier zu bleiben. Jetzt. In der Bibliothek. In Portugal. In Sicherheit. Er lebt. Nahe bei Padma. Bei Padma.

Und bald, so bald, wird alles vorüber sein.

Einige Stunden später betritt er die Lichtung. Ein schwarzer Schatten, der das Gras mit langen Schritten zerteilt.

Er nimmt sich viel Zeit, sich zu konzentrieren, ehe er kaum hörbar zu singen beginnt. Bald kommt Bewegung in das Zelt, als Padma sich, den lockenden Klängen folgend, aufsetzt, ihre Sandalen überstreift, aus dem Zelt heraus krabbelt und schwankend durch das hohe Gras auf ihn zu geht.

Das Licht des Mondes reicht gerade aus, um sie zu mustern. Sie wirkt zerbrechlich, mit ihrem halb aufgelösten Zopf und ihrem übergroßen, abgetragenen T-Shirt. Zerbrechlich, harmlos und wunderschön.

Er zögert, hebt dann aber doch die Hand, um Padma eine Haarsträhne hinters Ohr zu streichen, die ein Windhauch über ihre Stirn flattern lässt. Und als seine Fingerspitzen ihre Haut berühren, sie wahrhaftig berühren, weil sie wahrhaftig hier bei ihm ist, kann er nicht anders, als fest die Arme um sie zu legen. Um Padma.

Die Wunde an seiner Seite protestiert bei der Bewegung, doch der Schmerz bedeutet nichts, während Padmas Wärme langsam durch seine Kleider dringt. Auch beginnt er, ihren sanften Duft wahrzunehmen. Sonne, Schlaf und frisches Bettzeug. Wie das Leben selbst, das in seine Lungen strömt.

Mit einem tiefen Atemzug schließt er die Augen, die Arme fester um Padma, und er kann sich nicht erinnern, sich schon einmal so wohl gefühlt zu haben wie in diesem Moment, da sie ihm ausgeliefert ist und er die Macht hat, ihr nichts zu tun.

Tag 2

Joanna blinzelt verschlafen, gähnt, reckt die Arme über ihren Kopf, knallt schmerzhaft mit den Händen gegen etwas Hartes-

"Au!" Sie reißt die Augen auf, um verständnislos die potthässlich tapezierte Wand anzustarren, die nur ein kleines Stück von ihrer Nase entfernt aufragt. Dann kämpft sie sich hektisch unter ihrer Decke hervor, rappelt sich auf und sieht sich um.

Sie befindet sich in einer Nische mit einer Matratze, die auf nacktem Holzboden liegt. Daneben steht eine kleine Lampe, ihre Tasche und ihr Rucksack, darauf ihre Klamotten von gestern, ordentlich gefaltet, ihre Umhängetasche, ihr Cello.

"Was zur-" Sie wischt sich die Haare aus dem Gesicht und reibt ihre Augen; einen Moment lang einfach nur überfordert, ehe sie vorsichtig aus der Nische heraus tritt. Ein weiter, vollkommen leerer Raum. Fenster in der Wand zu ihrer Linken, mit einbruchssicheren Metallriegeln verschlossen. Fenster in der Wand geradeaus, gekippt und ohne Riegel. Eine geschlossene Tür und eine zweite, offene, hinter der ein Bad liegt, das mit seiner Außenwand einen Teil der Nische bildet.

"Okay." Hastig geht Joanna zu ihrer Tasche, um mit zitternden Fingern darin herumzuwühlen. Doch das Handy, nach dem sie sucht, ist genau so verschwunden wie ihre Schlüssel. "Scheiße!" Sie wendet sich ihrem Rucksack zu und tauscht ihr Schlafhemd gegen eine Jeans und ein T-

Shirt, bindet sich einen Pullover um die Hüften, zieht ihre Sandalen an. Und nun?

Sie sieht zur Zimmertür. Der Schlüssel steckt. Sie könnte also raus. Aber da wird sie bestimmt erwartet. Also erstmal die Fenster versuchen. So leise sie kann, hastet sie zur unverriegelten Seite.

Draußen liegt der Wald, davor eine Art Labyrinth aus hohen Büschen und Hecken, davor eine große, von weiteren hohen Hecken eingefasste Wiese und davor - sie reckt sich, um weiter nach unten zu sehen, ohne das Fenster öffnen zu müssen - davor eine Holzterrasse und gut vier Meter freier Fall.

Sie presst die Lippen zusammen. Also doch die Tür.

Zögernd schleicht sie hinüber und legt ein Ohr an das Holz. Ein hohes, mechanisches Surren, doch ansonsten ist es still.

'Okay.' Sie holt tief Luft, hält den Atem an, drückt die Klinke hinunter und sieht mit rasendem Puls durch den Türspalt. Eine u-förmige, mit hellgrauem Teppich belegte und von einem aufwendig verzierten Geländer begrenzte Galerie. Sie öffnet die Tür noch etwas weiter. Links, unter hohen Fenstern, kann sie eine Treppe erkennen, die hinab führt. Direkt gegenüber befindet sich eine zweite Treppe, die mit der ersten auf einem ausladenden Absatz zusammentrifft. In der Mitte des Absatzes steht eine steile, leiterartige Holzterrasse, die zu einer offenen Luke hinauf führt. Weder dort, noch auf den übrigen Treppen, noch der Galerie, bewegt sich etwas - abgesehen von der Quelle des Surrens: Einem kleinen Roboter, der seinen flachen Körper auf acht Spinnenbeinchen über den Teppich manövriert und eine Spur aus gebürsteten Fasern hinter sich her zieht.

Stirnrunzelnd streckt Joanna den Kopf ganz aus dem Zimmer. Auf der gegenüberliegenden Seite der Galerie befinden sich zwei geschlossene Türen - eine einfache und eine zweiflügelige - und eine weitere, offene, wo die beiden Hälften der Galerie auf einander treffen. Dahinter kann sie Bücherregale erkennen. Und es ist immer noch kein Mensch zu sehen.

Sie atmet tief durch, macht einen schnellen Schritt auf die Galerie hinaus und geht in die Hocke, während sie die Tür hinter sich zu zieht. Blick nach rechts, nach links, zur Luke.

Geduckt schleicht sie auf die Treppe zu, vorbei an dem kleinen Roboter. "Dididi!" macht das Gerät und zieht die Beinchen an seinen Körper.

"Shit!" Hektisch sieht sich Joanna um, lauscht - niemand zu sehen,

nichts zu hören - huscht weiter, so schnell sie kann, zur Treppe, die Stufen hinunter zum Absatz, von dem aus es in eine schwarz-weiß geflieste Halle hinab geht, reckt den Hals, um an der Holzterrasse hinauf zu sehen, lauscht wieder, eine Hand an einer Geländerstange, beugt sich vor, um möglichst viel der Halle einsehen zu können, nimmt aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr, erstarrt.

"Guten Morgen, Padma." Eine tiefe, weiche, monotone Stimme mit einem kaum wahrnehmbaren Akzent, den Joanna nicht zuordnen kann. "Hast du gut geschlafen?"

Langsam bewegt sich eine schwarze Gestalt in ihr Blickfeld. Ein Mann. Groß, aufrecht, dürr, gekleidet in einen Frack, dessen spitze Schöße bis zur Mitte seiner Waden hinunter reichen. Sein Gesicht ist hinter einer kantigen schwarzen Maske versteckt, die nur seine hellen, beinahe gelben Augen frei lässt, und sein schwarz-grau meliertes Haar hängt in schütterten, ungekämmten Strähnen bis zu seinem Kinn hinunter.

Überrumpelt starrt Joanna ihn an, während er weiter spricht:

"Endlich haben wir einander gefunden." Er geht um die Treppe herum und bleibt dicht vor der untersten Stufe stehen, um zu Joanna hinauf zu sehen. "Sag mir deinen Namen."

"Kommen Sie nicht näher." presst sie hervor.

"Natürlich." Zu ihrer Erleichterung zieht sich der Mann sofort bis an die Wand der Halle zurück. "Verzeihung." Er schüttelt leicht den Kopf. "Bitte hab keine Angst vor mir. Ich werde dir nichts tun. Im Gegenteil, dein Wohl ist mir ein großes Anliegen."

"Und da verschleppen Sie mich mitten in der Nacht?" platzt Joanna heraus.

Entschuldigend breitet der Mann die Hände aus. "Wie du sicher weißt, neigt das Schicksal dazu, uns Steine in den Weg zu legen. Ich wollte Komplikationen vermeiden und hatte gehofft, dass deine Erinnerung einsetzt, wenn du das Haus erkundest. Ich habe mich geirrt."

"Das kann man wohl sagen."

Schweigen tritt ein, während Joanna sich zögernd erhebt. Zwischen ihr und dem offensichtlich verwirrten Mann liegen gut sieben Meter, und noch mal zehn zwischen ihm und der Haustür. Wenn die unvergeschlossen ist und Joanna es schafft, nahe genug heran zu kommen, könnte ein entschlossener Sprint ihre Rettung bedeuten. Sie muss es nur irgendwie bis zur Straße schaffen und dann-

"Du erinnerst dich jetzt, nicht wahr?" fragt der Mann plötzlich. "Du

hast von mir geträumt. So wie ich von dir geträumt habe."

Aus ihren Gedanken gerissen mustert Joanna seine Maske. "Nein, tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wer Sie sind." Betont ruhig, doch ohne den Mann aus den Augen zu lassen, geht sie die Treppe hinunter in Richtung der Haustür. "Es tut mir auch leid, dass ich auf Ihr Grundstück eingebrochen bin. Ich hätte das nicht tun sollen und ich wäre Ihnen echt dankbar, wenn Sie mich nicht dafür anzeigen würden. Die kaputte Kette ersetze ich Ihnen natürlich; ich hab zwanzig Euro dabei, das sollte reichen, oder? Also, ich will Sie echt nicht länger stören." Auf seiner Höhe bleibt sie kurz stehen, um ihn anzulächeln. "Geben Sie mir eine Stunde, um meinen Kram abzubauen, dann sind Sie mich los."

"Ich habe dein Lager bereits abgebrochen und alles im Wagen verstaut."

"Oh, wow, danke, das ist echt nett von Ihnen." Sie setzt sich wieder in Bewegung. "Da brauch ich ja nur noch mein Cello und meinen Rucksack zu holen." Noch acht Meter, sieben. Ihr Herz hämmert gegen ihre Rippen.

"Du darfst gehen, wenn unsere Aufgabe erfüllt ist. Versuche dich zu erinnern. Es ist dein Schicksal, *unser* Schicksal, gemeinsam etwas Wundervolles zu erschaffen."

"Ich denke, Sie verwechseln mich mit jemandem." Drei Meter, zwei. "Aber ich habe auch ein ziemliches Allerwelts Gesicht." Sie legt ihre Hand auf die Klinke, zieht-

"Nein, ich bin mir sicher." sagt der Mann, während sie noch einmal zieht, dann gegen die Tür drückt, die Klinke mit beiden Händen packt, daran zerrt. "Und ich hatte gehofft, dass alles sehr einfach sein würde, jetzt, da ich dich gefunden habe. Doch es scheint, dass das Schicksal noch nicht fertig mit uns ist."

Sie hört, wie er näher kommt, und fährt herum, den Rücken an die Tür gepresst. "Sie haben kein Recht mich hier festzuhalten."

"Das ist wahr." stimmt der Mann sanft zu. Er bleibt stehen; beobachtet sie nur noch, wie sie die Klinke loslässt und heftig atmend an der Wand entlang vor ihm zurückweicht. "Aber das Schicksal schert sich nicht um unsere Rechte. Und es hat die Macht, uns zu zwingen. Stell dich dieser Macht nicht in den Weg. Ich bitte dich um deiner selbst Willen." Er schüttelt den Kopf. "Ich will nicht dein Feind sein. Ich brauche dich, wie du auch mich brauchst. Lass uns gemeinsam unsere Freiheit verdienen."

"Nein." Den Tränen nahe reibt sich Joanna über das Gesicht. "Ich will hier raus. Lassen Sie mich raus."

"Du wirst dich erinnern." fährt der Mann ruhig fort. "An mich, an unsere Aufgabe. Doch fürs erste werde ich dir alles erklären, soweit ich es selbst verstehe."

"Nein!" Ihre Stimme klingt schrill und sie sieht sich hektisch nach einem Ausweg um, während sie mit aller Kraft darum kämpft, nicht in Panik zu geraten. "Ich will hier raus."

"Das verstehe ich. Und ich verspreche dir, ich werde dich in der Sekunde gehen lassen, in der wir unsere Aufgabe erfüllt haben. Aber das kann nur geschehen, wenn du mit mir zusammenarbeitest."

"Nein." Trotz der Tränen, die jetzt über ihre Wangen laufen, straft Joanna die Schultern. "Sie werden mich sofort gehen lassen. Sofort!"

"Padma, bitte."

"So heiß ich nicht! Und ich will nichts mit Ihrem Schicksal zu tun haben, also lassen Sie mich gehen!"

"Es ist auch dein Schicksal."

"Nein! Lassen Sie mich gehen. Ich werde nichts Anderes mehr sagen als das, also lassen Sie mich gehen."

"Bitte versteh doch."

"Lassen Sie mich gehen."

"Ich kann nicht!"

"Lassen Sie mich gehen."

"Padma-"

"Lassen Sie mich gehen! Lassen Sie mich-" Ihre Stimme überschlägt sich, doch die des Mannes ist lauter.

"Ich kann nicht!" Mit einer Abruptheit, die Joanna zusammenzucken lässt, überwindet er die wenigen Schritte, die sie von ihm trennen, um dicht vor ihr stehen zu bleiben und ihre Oberarme zu packen. "Padma, bitte, ich flehe dich an." flüstert er, während seine Augen mit unerträglicher Intensität in ihre starren. "Hör auf, dich zu sperren, es wird dir nichts einbringen als Schmerz. Das Schicksal wird nicht von dir ablassen. Es wird deinen Widerstand zermürben, dich brechen, bis nichts mehr von dir übrig ist als der Wunsch, dass es aufhört. Bitte, Padma, glaube mir." Sein Griff verstärkt sich und er schüttelt sie leicht. "Du musst mir glauben. Ich will nicht, dass es dir antut, was es mir angetan hat. Und ich will nicht das Werkzeug sein, das-" Er schluckt. Dann lässt er sie los; vorsichtig, als hätte er Sorge, dass ihre Knie nachgeben, und sein Blick gleitet von ihrem Gesicht fort, zu der Wand in ihrem Rücken. "Du kannst versuchen, zu fliehen, aber du wirst die Zäune in meinem

Garten nicht überwinden. Und wenn doch, werden meine Kameras dich sehen. Ich werde dir folgen und dich zurückholen, und ich weiß nicht, ob das Strafe genug sein wird. — Bitte, Padma, lass es nicht so weit kommen. Gib auf. Je eher du aufgibst, desto eher kann ich dich freilassen."

"O- okay." flüstert Joanna angestrengt. "Ich- ich- gebe auf."

"Danke." sagt der Mann leise und entfernt sich ein kleines Stück von ihr. Dann schweigt er. Scheint sich zu sammeln, ehe er fortfährt: "Ich werde nun im Atelier einige Vorbereitungen treffen. In der Küche steht ein Frühstück für dich, falls du hungrig bist. Und wenn du dich bereit fühlst, möchte ich dich bitten, zu mir herauf zu kommen und mir zu gestatten, dir unsere Situation zu erklären."

Schwer an die Wand neben der Tür gestützt starrt Joanna ihm nach, bis er auf dem Dachboden verschwunden ist und sich seine leisen Schritte über ihr verloren haben. Dann schüttelt sie sich, schnieft und geht zum ersten Fenster rechts der Tür. Draußen steht der Punto, am Rande eines gepflegten Kiesrondells.

So verdammt nah—

Sie atmet aus, konzentriert sich und wendet sich dem Riegel zu. Massives Metall. Ein schmales Schlüsselloch. Keine Plastikteile, keine sichtbaren Schrauben, nichts, was man abhebeln könnte. Sie steigt auf die Fensterbank und versucht, sich auf den Riegel zu stellen, um ihn zu brechen. Aber sie rutscht immer wieder ab.

Auch überall sonst im Erdgeschoss findet sie nichts als Riegel. An den schwarz verhängten Fenstern im ersten Raum links, wo - teils mit Folie, teils mit ausgebleichenen Bettlaken vor Staub geschützt - kunstvoll gearbeitete Möbel, und Metallregale voller kleiner Skulpturen und ungerahmter Gemälde herumstehen. An den Fenstern im Raum gegenüber, in dem merkwürdige, wahrscheinlich selbstgebaute Musikinstrumente, weitere Möbel und große Skulpturen aufgereiht sind, und eine Labor-ecke mit Abzugshaube eingerichtet ist. Und auch in der vergleichsweise kleinen, mit Holz und Maschinen vollgestellten Werkstatt daneben.

Dort liegt auch ein Hammer herum.

Entschlossen packt Joanna ihn, geht in die Halle zurück und schleudert ihn mit aller Kraft gegen das nächste Fenster - doch er prallt nur mit einem frustrierend dumpfen Knall davon ab.

Der letzte Raum - der, aus dem der Mann vorhin gekommen sein muss - ist eine Küche. Sie ragt ein gutes Stück über den Rest des Hauses hinaus, um die Holzterrasse einzufassen, die Joanna schon vom Fenster aus gesehen hat. Draußen steht eine Bank, ein Tisch, zwei Liegestühle. Und als Joanna durch die Glastür tritt, weht ihr der Duft der Trockenwiese entgegen, die vor der Terrasse im Morgenlicht liegt.

Links, dicht vor der Buchenhecke, rostet ein gusseisernes Gestänge vor sich hin. Vielleicht eine Halterung für eine Hängematte oder etwas Ähnliches. Rechts schwingen tiefschwarze Bettlaken an einer Wäsche spinne in der kaum bewegten Luft. Und in der Mitte dazwischen führt ein Trampelpfad zu einer Lücke in der Hecke, die den Zugang zum Labyrinth darstellen muss.

Doch Joanna hat für all das nur einen kurzen Blick übrig.

Die Grillen am Rand der Terrasse verstummen, als sie eilig die Holzbohlen überquert, um sich in die Hecke hinein zu wühlen, die sie vom Wald trennt. Zweige verfangen sich in ihren Haaren, zerkratzen ihre Arme und Wangen. Und als sie schließlich hinter die Blätter sehen kann, findet sie nur einen soliden, engmaschigen Metallzaun. Unüberwindlich. Ganz so, wie der Mann mit der Maske es versprochen hat.

Geschlagen befreit sie sich aus der Hecke, zupft die Blätter aus ihren Locken und lässt sich ins Gras plumpsen.

Eine Weile starrt sie nur blicklos auf den Durchgang zum Labyrinth. Doch schließlich rappelt sie sich wieder auf, gibt sich einen Ruck und geht zum Haus zurück.

Die Terrassentür öffnet sich mit einem leisen Knarren. Dahinter ist es still. Dennoch zögert Joanna und lauscht, den Kopf leicht gesenkt, ehe sie über die Schwelle tritt.

Der Raum, den sie beim Rausgehen nur flüchtig angesehen hat, ist riesig. Viel zu groß für die Küchenzeile aus hellem Holz, die Arbeitsplatte und den Esstisch, auf dem ein üppiges Frühstück angerichtet ist.

Mit einem Mal wird ihr bewusst, dass sie fast umkommt vor Hunger, und der Korb mit frischem Brot sieht unglaublich gut aus. Die Schale voller kleiner, unförmiger Äpfel, die vielen Gläser mit verschiedenen, offensichtlich selbstgekokchten Marmeladen und Gemüseaufstrichen— Und auf der Arbeitsplatte neben dem Kühlschrank entdeckt sie ihre

Vorratskiste. Eilig geht sie hinüber, um ihre letzten beiden Sojajoghurts heraus zu holen.

Dann, als sie in den wunderschön gearbeiteten Hängeschränken nach einer Müslischüssel und einem Löffel sucht, bleibt ihr Blick an dem Messerblock hängen, der neben dem Herd steht.

Sechs ordentlich aufgereichte, schwarze Griffe. Einen davon könnte sie packen, die Klinge aus dem Holz ziehen und sie ihrem Entführer vor den Bauch halten. *Lassen Sie mich gehen, oder—*

Aber könnte sie das? Sie sieht zur Tür. Jemanden mit einem Messer bedrohen? Ohne auch nur zu wissen, was er eigentlich von ihr will? Ohne versucht zu haben, alles friedlich zu lösen? Und was, wenn er ihr das Messer abnimmt und es gegen sie richtet? Hätte er solche Hemmungen?

Nein, es ist eine schlechte Idee. Eine richtig schlechte Idee. Und es fühlt sich falsch an, als sie ein kleines spitzes Schälmesser nimmt, ein Küchentuch um die Klinge wickelt und es in ihre Hosentasche steckt.

Falsch und ein winziges bisschen wie Sicherheit, während sie so bewaffnet ihren Joghurt mit Haferflocken und Rosinen löffelt.

Die Sicherheit verliert sich wieder, als sie wenig später am Fuß der Holzterappe steht. Aber es führt kein Weg daran vorbei, sich mit dem Kerl da oben auseinanderzusetzen. Also. Sie seufzt und strafft ihre Schultern. Dann steigt sie hinauf.

Das Erste, was sie sieht, ist ein riesiger, mattschwarzer Konzertflügel, der zu ihrer Rechten auf dem weiß gestrichenen Boden steht. Das Dachfenster darüber ist geöffnet, so dass ein leichter Windzug das Vogelgezwitscher von draußen herein tragen kann. Hinter dem Flügel teilen Regalreihen den weiten Raum.

In ihnen stapeln sich durchsichtige Kästen mit Pinseln, Schwämmen und Spachteln, Flaschen mit klaren und trüben Flüssigkeiten, bunte Pulver in ordentlich aufgereihten Gläsern, Paletten, Zeichenblöcke, Holzplatten in verschiedensten Längen und zahllose Rollen mit Papier und grauem Stoff.

Auf der anderen Seite der Luke trennen weitere Regale drei Arbeitsbereiche von einander ab. Der erste scheint eine Glaswerkstatt zu sein. Und als sich Joanna leise tiefer ins Atelier wagt - vorbei an einigen massiven, auf Gummirollen gelagerten Arbeitstischen und Hockern - entdeckt sie im zweiten Bereich eine Drechselmaschine und eine große, mit einem

ausgeblichenen schwarzen Laken verdeckte Skulptur. Die Werkbänke im dritten Bereich sind völlig leer und sauber. Und gegenüber, hinter dem letzten der Regale, steht der Mann mit der Maske.

Er hat den Rücken zu ihr gewandt und sortiert Hängeregister von einem Arbeitstisch zurück in die offenen Schubladen einiger grauer Aktenschränke.

"Bitte setz dich." sagt er so unvermittelt, dass Joanna zusammenzuckt. "Ich brauche noch einen Moment."

'Französisch.' schießt es ihr durch den Kopf, während sie zögernd gehorcht und sich bemüht, nicht allzu verkrampft und zusammengesunken dazuhocken. Sein Akzent ist französisch.

Sie räuspert sich. "Wie- wie heißen Sie eigentlich? Sie haben sich nicht vorgestellt."

"Ich bin der Maler, und so kannst du mich nennen. Wie möchtest du angesprochen werden?"

"Frau Murray. Und Sie dürfen mich siezen."

"Natürlich. Bitte entschuldigen Sie, dass ich das bisher nicht getan habe." Er schließt die letzte Schublade, ehe er sich der großen Metallstellwand zu seiner Linken zuwendet, um die von ihm heraus gesuchten Zeichnungen mit Magneten daran zu befestigen.

Dabei bemerkt Joanna, dass er seine einfachen, schwarzen Stoffschuhe abgestreift hat und in dicken Baumwollsocken herumläuft. Aber die Zeichnungen lenken sie gleich wieder davon ab.

Denn jede zeigt ein Gesicht. Mal von vorne, mal von der Seite. Und mit jedem Stück Papier, das an der Stellwand landet, wird dieses Gesicht Joannas eigenem noch ein wenig ähnlicher.

"Da waren Sie aber ganz schön fleißig, heute nacht." bricht sie ihr unbehagliches Schweigen.

"Nein." Der Maler schiebt die verbliebenen Magnete auf einer geraden Linie zusammen. Dann wendet er sich Joanna zu. "Dies ist eine der frühesten noch existierenden Arbeiten, die Sie zum Thema hat." Er deutet auf eine vergilbte Bleistiftskizze ganz oben links an der Stellwand. "Sie dürfte älter sein als Sie, doch die Ähnlichkeit ist bereits unverkennbar. Kommen Sie und sehen Sie sich alles aus der Nähe an."

"Nein, es geht schon, ich habe gute Augen."

"Kommen Sie bitte." Er sieht sie unverwandt an, während seine langen, dünnen Finger mit Nachdruck auf die Stellwand zeigen. "Sie wollen eine Erklärung, Antworten. Hier sind sie."

"Okay, okay." Abwehrend hebt Joanna die Hände und gehorcht, darauf bedacht, trotzdem so viel Abstand wie nur möglich zum Maler zu halten. Glücklicherweise scheint er auf ihre Nähe genau so wenig aus zu sein wie sie auf seine, so dass sich die gesamte Breite der Stellwand zwischen ihnen befindet, während er eines nach dem anderen auf die nächsten fünf Bilder deutet.

"Hier nehmen Sie mehr und mehr Gestalt an. Und schließlich haben Sie sich mir offenbart." Seine Hand wandert zur nächsten Reihe Bilder hinunter. Zu einer beinahe fotorealistischen Zeichnung von Joannas Gesicht; Bleistift auf dünnem, fleckigem Papier. "Ich musste das Material verwenden, das sich gerade in Reichweite befand, und war stark geschwächt, als ich diese Arbeit erstellt habe. Doch wenn Sie die Zeichnung gleich daneben betrachten, die nur wenige Tage später entstanden ist— Das sind *Sie*, Frau Murray. *Sie* haben in meinem Traum zu mir gesprochen. *Sie* kennen das Prinzip der Schönheit. *Sie* allein wissen, wie reine Schönheit entsteht, wie man sie erschafft. Und es ist *Ihr* Schicksal, dieses Wissen mit mir zu teilen; *unser* Schicksal, gemeinsam ein vollkommenes, perfektes Werk zu erschaffen."

"Aber ich habe überhaupt keine Ahnung von Schönheit oder Kunst oder—"

"Dennoch sind Sie Padma Padmasundari." unterbricht der Maler sie ruhig.

"Ich heiße Joanna, nicht Padma!"

"Joanna Murray ist Ihr Name. Padmasundari ist Ihre Identität. Sehen Sie wieder auf die Zeichnungen." Ohne den Blick von ihrem Gesicht zu nehmen, macht er einen kleinen Schritt auf sie zu. "Sehen Sie sich das nächste Gemälde an. Es ist in reinem Mohnsamenöl auf geätztem Glas gearbeitet. Diese Art der Farbe benötigt selbst unter optimalen Bedingungen mehrere Tage, um vollständig auszuhärten. Sollten Sie daran zweifeln, dass es sich tatsächlich um reine Ölfarbe handelt, können Sie sie gern in meinem Labor chemisch analysieren. Doch ich habe *Sie* in meinem Traum gesehen. Sie und niemanden sonst. Und ich habe weitere Beweise."

Joanna nickt langsam. Plötzlich geistesabwesend. Denn da ist eine Art Rauschen genau im Zentrum ihres Kopfes. Greifbar, wie ein feiner, farbloser Sand, der durch ihr Bewusstsein rieselt. Und durch diesen Schleier sieht sie das Gemälde. Nein, kein Gemälde. Einen Spiegel. Und er zeigt sie.

Sie und niemanden sonst.

Sie spürt, wie sich der Maler neben ihr bewegt. Zum Arbeitstisch geht. Dort irgendetwas aufstellt. Ein Stativ an dem er sein Handy befestigt. Er tippt auf dem Display herum. Zieht einen zweiten Hocker heran.

"Um jeglichen verbleibenden Zweifel auszuräumen, werde ich jetzt Ihr Gesicht vermessen und den Prozess filmen. Bitte setzen Sie sich wieder."

Joanna gehorcht mit trägen Bewegungen und sieht zu, wie der Maler eine kleine schwarze Mappe aufschlägt. Darin befindet sich ein Notizbuch, in dessen Cover sich die Umrisse der Werkzeuge gedrückt haben, die auf der anderen Seite von abgenutzten Stoffbändern gehalten werden. Ein Bleistift, ein Messzirkel, ein Geodreieck, ein Maßband, eine Schieblehre.

"Halten Sie ganz still, dann ist es schnell vorbei." erklärt der Maler leise.

Noch ein Nicken. Der Messzirkel nähert sich ihrem Kinn. Und eine eisige Gänsehaut kriecht Joannas Rücken hinauf. Durchbrochen von einem beißenden Kribbeln der Nerven in ihrem Nacken, jedes Mal, wenn das Instrument sacht ihr Gesicht berührt. Doch sie zuckt nicht zurück. Sie sitzt nur da, reglos, und atmet den warmen Geruch von Kernseife, Sonne und Salbei ein, den die Kleider des Malers verströmen. Weil es das Einzige ist, was es auf der Welt noch zu tun gibt, während der Maler methodisch alle ihre Längen und Breiten vermisst, alle Abstände, Höhen und Winkel, seine hellen Augen starr vor Konzentration. Und Zahl um Zahl schreibt er Joanna in sein Notizbuch. Zahl um Zahl schrumpft das Atelier. Wie ein Käfig, der sich um sie herum schließt.

"Das war die letzte Messung." dringt schließlich die Stimme des Malers zu ihr.

Ein Nicken, was sonst? Doch das Rauschen lässt ein wenig nach und es gelingt ihr, aufzustehen. "Mir ist schlecht." bringt sie mühsam heraus.

"Das tut mir leid. Bitte setzen Sie sich wieder."

Kraftlos lässt sich Joanna auf den Hocker zurück fallen, vergräbt den Kopf in den Armen und stöhnt. Erst als der Maler das Notizbuch zu ihr herüber schiebt, sieht sie wieder auf.

"Alle Werte liegen innerhalb einer Toleranz von weniger als einem Millimeter und einem halben Grad."

Blinzelnd fokussiert sie ihre Augen auf das Buch.

Auf der linken Seite ist in winzigen, schnörkeligen Buchstaben ihr

Name eingetragen. Die Zahl 12. Das Datum des heutigen Tages. Portugal, *au bercail*. Rechts befindet sich eine Tabelle mit sehr vielen Zeilen und drei Spalten. In der ersten stehen lauter französische Worte. In der zweiten sind ihre eigenen Maße mit Bleistift eingetragen. In der dritten stehen weitere Zahlen, fast die selben; nur in schwarzer Tinte und allesamt mit Bleistift umkringelt.

Sie atmet. Ein. Aus. Und blättert eine Seite zurück.

Die Zahl 11. Ein Polaroid einer jungen, dunkelhaarigen Frau, die Joanna erschreckend ähnlich sieht. Ein winziger, schnörkeliger Name unter dem Foto. *Ukraine, Lviv*. Eine Adresse. Eine Telefonnummer. Daneben die gleiche Tabelle. Zahlen in Bleistift, Zahlen in Tinte, einige mit einem Kringel darum, doch die meisten in Klammern gesetzt oder durchgestrichen, wo die in Bleistift geschriebenen zu stark von ihnen abweichen. Auch auf der nächsten Seite klebt ein Foto, darunter ein Name, Kontaktdaten, eine Tabelle-

"Joanna."

Sie sieht auf. Ein Klicken, und die klobige alte Sofortbildkamera in den Händen des Malers spuckt ein Foto aus.

Joanna schüttelt den Kopf und versucht angestrengt, einen klaren Gedanken zu fassen. Aber alles, was in ihr vorgeht, fühlt sich zäh und unreal an, als wäre sie nicht ganz wach.

"Du siehst, dass du hierher gehörst, Joanna. Zu mir." Die Stimme des Malers klingt rau und belegt und die Hand, mit der er das Foto vor ihr auf das Notizbuch legt, zittert leicht. "Es gibt keinen Raum mehr für Zweifel. Du bist Padmasundari. Nur du und niemand sonst."

In diesem Moment geschieht etwas merkwürdiges mit dem Rauschen, als würde sich Musik darunter mischen; so leise, dass Joanna sie nur erahnen kann. Und langsam, als hätte der Maler einen Finger unter ihr Kinn gelegt, sieht sie zu ihm auf.

"Du erinnerst dich jetzt." flüstert er. "Du verstehst. Nach all dieser Zeit bist du endlich zu mir gekommen, und ich zu dir, und unsere Erfüllung ist zum Greifen nah."

"Ich- ich weiß nicht." murmelt Joanna dumpf. Es fühlt sich an, als hätte er recht. Als gehörte sie hierher; in dieses Haus, diesen Raum sogar. Zu diesem sonderbaren, dünnen, maskierten Menschen, der vor ihr aufragt wie ein Strommast im Gewitter. Es ist kein angenehmes Gefühl. Keine angenehme Vorstellung. Und da ist etwas in ihr, das sich mit aller Kraft dagegen sträubt; gerade noch wahrnehmbar hinter der

Musik und dem farblosen Rauschen des Sandes.

"Spürst du denn gar nichts?" fragt der Maler harsch und Joanna kauert sich unwillkürlich zusammen.

"Ich weiß nicht. Mir- mir geht das alles zu schnell."

Seine Maske bewegt sich leicht, als er die Zähne zusammenbeißt. Doch er sagt nichts. Sieht nur weg. Zu der Wand mit den Bildern.

Bis Joanna sich aufrappelt. "Ich muss hier raus." sagt sie zittrig. Damit stolpert sie zur Luke und hinaus aus der Enge des Ateliers.

Ihren Cellokasten auf dem Rücken durchquert sie die Halle, die Küche, die Wiese, die Lücke in der Hecke, und das vertraute Gefühl der Schulterriemen, unter die sie ihre Finger gehakt hat, hilft ihr, sich ein bisschen weniger ausgeliefert zu fühlen. Ihr großer, knallgelber Schildkrötenpanzer.

Sie achtet nicht darauf, wo sie langgeht, während sich unter ihren Füßen dichtes Gras, spärlich bewachsener Sand, Kieselsteine, Rindenmulch, Kopfstein und Mosaikfliesen abwechseln. Doch irgendwann stößt sie auf einen kleinen Bach, dem sie verbissen durch das Heckengewirr folgt, bis sie eine Wiese mit einer uralten Trauerweide darauf erreicht.

Sie bleibt stehen, um die offene, sonnendurchflutete Höhle zu mustern, die die herabhängenden Zweige des Baumes bilden, die Bank aus Gusseisen, die am Stamm aufgestellt ist, die Schaukel, die ein Stück daneben von einem hohen Ast hängt. Schließlich geht sie hinüber, lehnt ihr Cello an die Bank und lässt sich auf die Schaukel fallen.

Über der Hecke ragt das Dachgeschoss des Hauses auf. Und jetzt, da sie wieder ruhig dasitzt, wird Joanna bewusst, wie sehr ihr die Beklommenheit von dort oben nachhängt. Wie einer ihrer Albträume.

Du gehörst hierher.

Das ist nicht wahr. Es *kann* nicht wahr sein. Trotzdem fühlte es sich so an, als der Maler es sagte. Vielleicht weil er selbst so überzeugt davon ist. Dazu dieses komische Rauschen, das sie sich nicht erklären kann. Und nun steht in dem kleinen Notizbuch eine Kolonne von Zahlen, die egal macht, was sie fühlt oder denkt oder will. Für den Mann mit der Maske ist es eine erwiesene Tatsache, dass das Schicksal sie zu ihm geführt hat, und dass sie hier bleiben muss.

Sie stößt die Luft aus.

Wenn sie beweisen könnte, dass es kein Schicksal gibt, wäre alles ganz einfach. Aber das ist genau so unmöglich, wie zu beweisen, dass sie wirklich nichts über Schönheit weiß und auch niemals irgendeine mythische, prophezeite Erleuchtung haben wird. Also was kann sie tun?

Lügen und behaupten, sie würde sich zumindest an ihn erinnern? Aber deshalb lässt er sie noch lange nicht aus dem Haus. Es würde nur seine Erwartungen an sie höher schrauben, und wenn sie dann nicht liefern kann—

Oder sie könnte super enthusiastisch tun, so als wollte sie sich dringend erinnern. Aber das bringt sie genau so wenig hier raus. Und irgendetwas sagt ihr, dass der Maler es ihr auch nicht abkaufen würde.

Also was bleibt? Ruhig und halbwegs kooperativ sein? Irgendwie ein bisschen ehrliches Interesse aufbringen. Eine halbwegs freundschaftliche Beziehung zu ihrem Entführer aufbauen.

Kein besonders angenehmer Gedanke, aber machbar.

Nickend zieht sie einen Fuß zu sich auf den Schaukelsitz.

Und wenn Nicolas nächste Woche am Tor auftaucht—

Eine Weile starrt sie auf eins der vielen Gänseblümchen, die am Rand der Höhle im Sonnenlicht wachsen, während sie hin und her überlegt, ob sie es dem Maler sagen soll. Aber der Gedanke fühlt sich wie Aufgeben an. Als würde sie ein As im Ärmel wegwerfen, das den Maler vielleicht überrumpelt und ihr die Chance verschafft, doch noch abzuhaufen. Es ist eine Hoffnung. Die einzige, die sie hat.

Denn sie wird ganz bestimmt nicht darauf warten, dass der Maler ihr eines fernen Tages vielleicht genug vertraut, um sie allein aus dem Haus zu lassen, und sie kann sich auch nicht vorstellen, dass das passieren würde, bevor er die Geduld mit ihrem fehlenden Fortschritt verliert und auf die Idee kommt, sie zu bestrafen.

Seufzend reibt sie sich das Gesicht und lässt ihren Blick über die Wiese schweifen. Die Hecke hinauf. Zum Haus. Sie meint im Gegenlicht eine Bewegung in einem der Dachfenster zu erkennen. Aber als sie die Augen mit der Hand abschirmt, ist da niemand. Und schon im nächsten Moment lenkt ein leises Rascheln in der Hecke neben ihr sie ab.

Sie dreht den Kopf und zu ihrer Überraschung springt ein Eichhörnchen aus dem Blattwerk ins Gras neben der Bank.

"Ja hallo!" flüstert Joanna ungläubig.

Das Tier erstarrt, duckt sich und sieht sie ein paar Sekunden lang mit

seinen kleinen schwarzen Knopfaugen an, ehe es wachsam hin und her ruckt.

"Du bist aber ein süßes kleines Kerlchen." erklärt Joanna und macht Anstalten, von der Schaukel zu rutschen.

Der buschige Schwanz des Tieres zuckt, und schon hüpfte es mit zwei weiten Sätzen auf die Rückenlehne der Bank, von dort an den Stamm der Weide, schraubt sich flink daran hinauf und verschwindet irgendwo im Geäst.

"Hey, warte!" Suchend geht Joanna um die Weide herum und sieht gerade noch einen flauschigen roten Blitz, der einen weit vorragenden Ast entlang saust, sich durch die Luft katapultiert und in die Hecke neben dem Eingang der Wiese taucht. Es raschelt, und schon gibt es keine Spur mehr von dem kleinen Tier.

Die Hände auf die Hüften gestützt sieht Joanna ihm nach.

Dann, ihr Cello wieder auf dem Rücken, entschlossen, das Eichhörnchen aufzustöbern, entdeckt sie in einer engen Nische die erste Statue.

Der Maler sitzt mit einem Zeichenblock auf der Bank neben der Terrassentür, als Joanna einige Stunden später wieder aus dem Labyrinth heraus kommt.

Er hebt den Kopf. "Guten Abend, Frau Murray." Seine Stimme klingt immer noch monoton, aber freundlich, und es liegt etwas Angespanntes, Erwartungsvolles in seiner Haltung.

Joanna bleibt stehen, um ihn zu mustern. Seufzt. "Sag Joanna zu mir. Darf ich deinen Kühlschrank plündern? Ich verhungere."

Er sieht in ihre Augen. Nur für einen Moment, ehe seine Schultern eine Winzigkeit herabsinken. "Natürlich. Ich koche auch gern etwas für dich."

"Nein, geht schon. Ich brauch sofort was." Mit einem steifen Lächeln geht sie an ihm vorbei in die Küche.

"Bedien dich ruhig auch an der Tiefkühltruhe. Dort findest du verschiedene vorgekochte Gerichte, die du lediglich aufzuwärmen brauchst."

"Okay. Soll ich dir auch eine Scheibe Brot toasten?"

"Nein danke." Eine Hand an die Zarge der Glastür gelegt, beobachtet er, wie Joanna ihr Cello an die Wand neben der Arbeitsplatte lehnt und sich Teller und Besteck zusammensucht.

"Hast du eigentlich noch irgendwas mit mir vor, heute?" fragt sie über ihre Schulter.

"Nein. Ich denke, der Tag war anstrengend genug und es reicht, wenn wir das Organisatorische morgen besprechen. Es sei denn, du möchtest es heute schon erledigen."

Joanna stößt die Luft aus und schüttelt den Kopf.

"In Ordnung. Ich begeben mich jetzt zurück ins Atelier, doch ich lade dich ein, mir nach deiner Mahlzeit Gesellschaft zu leisten."

"Okay. Mal gucken. Vielleicht geh ich auch schlafen."

Er nickt Joanna zu, obwohl sie nur Augen für den Toaster hat. "In diesem Fall wünsche ich dir eine Gute Nacht."

Er hatte nicht ernsthaft damit gerechnet, Joanna heute noch einmal zu sehen, und so dreht er sich überrascht um, als sie durch die Luke kommt.

"Hey." Sie nippt an ihrem Glas mit Traubensaft. Dann bemerkt sie die zerknüllten Notenblätter, die der Maler gerade vom Boden aufammelt. Sie deutet mit dem Kinn darauf. "Gescheiterte Kompositionsversuche?"

"Nein. Ich habe vergeblich nach Möglichkeiten gesucht, deinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Nun versuche ich, eine Strategie für unsere Zusammenarbeit zu entwickeln. Doch auch dafür mangelt es mir an Anhaltspunkten." Er drückt einen Papierball einige Male in der linken Hand zusammen, ehe er ihn zum Abfallkorb neben dem Klavierhocker trägt. "Wir werden improvisieren müssen, bis sich das Schicksal dazu herablässt, uns einen Hinweis zu geben."

"Hmm." Joanna zieht einen Hocker zu sich. "Sag mal, wusstest du, dass in deinem Labyrinth ein Eichhörnchen wohnt?"

"Ja. Sein Name ist van Gogh."

"Ich hab schon ewig kein Eichhörnchen mehr gesehen."

"Gewöhnlich kommen sie so weit südlich auch nicht vor. Meine Freundin Sérafine hat van Gogh als Welpen auf dem Parkplatz eines Supermarktes gefunden. Wir vermuten, dass er versehentlich in einem Lastwagen eingesperrt wurde."

"Er ist nicht wirklich zutraulich, oder?" Joanna verschränkt die Finger um den Boden ihres Glases und stützt es auf den Oberschenkeln ab.

"Nun, außer Sérafine und mir kennt er keine Menschen. Aber er wird sich sicher bald an dich gewöhnen." Der Maler wirft das letzte

Papierknäuel in den Abfallkorb und lässt sich mit dem Rücken zum Instrument auf dem Klavierhocker nieder, während Joanna schmal das Lächeln erwidert, das sie in seiner Stimme zu hören meint.

Dann gibt sie sich einen Ruck. "Hey, machst du was Musik für mich?"

"Gern. Was möchtest du hören?"

"Ich weiß nicht." Gespielt nachdenklich trommelt sie mit den Nägeln gegen ihr Glas. "Etwas, das du geschrieben hast?" Sie strahlt ihn an, in der Erwartung, dass er geschmeichelt auf sie eingeht. Doch stattdessen erstarrt er.

"Ich- ich denke nicht, dass ich eines meiner Stücke für dich spielen sollte."

"Warum?"

"Mein- meine Kompositionen sind-" Er senkt den Blick auf seine fest an einander gedrückten Knie, während er nach Worten zu suchen scheint. "Sie sind nicht harmlos." sagt er schließlich.

"Was heißt das?"

"Das- das möchte ich nicht erklären."

Unbehaglich versucht Joanna, irgendetwas aus seinen ihr ausweichenden Augen zu lesen. "Na gut." sagt sie schließlich. "Wie wäre es dann mit ein bisschen Satie? Kannst du zufällig die *Gnossiennes*?"

"Nicht Note für Note, doch ich kann versuchen, etwas Vergleichbares für dich zu improvisieren."

"Impro? Klingt gut. Und- sag mal, darf ich dich was fragen?"

"Natürlich."

"Okay, ähm— Magst du vielleicht mal deine Maske ab-"

"Nein." Er hatte schon Anstalten gemacht, sich dem Flügel zuzuwenden, fährt jetzt aber wieder herum und starrt Joanna an. "Keine Fragen zu meiner Maske! Du wirst mir *keine* Fragen zu meiner Maske stellen."

Erschrocken über die Heftigkeit seiner Reaktion hebt Joanna ihre freie Hand. "Ist gut." sagt sie beschwichtigend. "Kein Problem, ich werds mir merken."

"Es geht dich nichts an und ist für unsere Arbeit vollkommen irrelevant."

"Ja, du hast recht. Entschuldige, dass ich es angesprochen habe."

"Es geht dich nichts an."

"Ja. Es geht mich nichts an. Ich habe verstanden und ich will nicht darüber streiten. Es tut mir leid, dass ich es angesprochen habe." Noch immer starrt der Maler sie an, aber Joanna meint, in seiner Haltung

mehr Zögerlichkeit als Aggressivität zu erkennen. Oder ist es Angst? "Ich will wirklich nicht mit dir streiten." wiederholt sie ruhig.

Er sagt nichts. Und einen Moment später wendet er sich endlich der Klaviatur zu. "Die *Six Gnessiennes*, ja?"

"Genau. Magst du Satie?"

Er macht eine unbestimmte Kopfbewegung, und obwohl seine Hände sichtbar zittern, beginnt er zu spielen.

"Aber van Gogh ist dein Lieblingsmaler?"

Schweigen, während seine zuerst stockenden Takte zu fließen beginnen.

"Ich habe keine Lieblinge in dem Sinne." sagt er schließlich leise. "Aber mich fasziniert van Goghs Art der Abstraktion. Auch wenn ich die Unruhe seiner Arbeiten nicht gut ertragen kann."

Joanna nickt, nachdenklich lauschend. Irgendwann bemerkt sie, dass sie den Maler die ganze Zeit schon anstarrt. Seine langen, schlanken Finger, die geschmeidig über die Tasten gleiten. Seine langsam weicher und bewegter werdende Haltung, die etwas von einem winzigen, sorgsam zurückgehaltenen Tanz hat. Das unlesbare Profil seiner Maske. Seiner Maske, über die er nicht sprechen will.

Hastig flüchtet sie ihren Blick auf den Saft in ihrem Glas und räuspert sich. "Die Statuen im Garten hast du gemacht, oder?" fragt sie dann, mehr um sich abzulenken.

Der Maler nickt.

"Die sind toll. Und ein paar find ich richtig faszinierend."

Ein Blick aus dem Augenwinkel. Schweigend.

"Also-" Nachdenklich legt Joanna einen Finger an ihr Kinn. "Zum Beispiel die Statue mit dem Baumsetzling und die mit der Vogeltränke. Die sind beide unvollendet, obwohl deine Arbeit daran eigentlich abgeschlossen ist. Der Schaffensprozess geht ohne dich weiter. Die Statue mit dem Baum vollendet sich selbst, ganz langsam, weil der Baum wächst und der Stamm dicker wird, bis die Frau sich tatsächlich daran anlehnt. Und am Ende versinkt sie in ihm. Das ist toll. Irgendwie poetisch." Leicht nickend wartet sie auf eine Reaktion des Malers, die jedoch nicht kommt.

Also fährt sie fort: "Die Statue mit der Vogeltränke ist immer nur für ein paar Minuten vollendet, wenn gerade ein Vogel badet und die Elfe am Rand einen Grund hat, sich wegzudrehen und zu lachen. Und der Vogel bestimmt, wie es aussieht. Wenn er wegfiegt, ist das Werk wieder

unvollendet. Es kommt und geht mit dem Vogel. Das ist echt cool." Sie lächelt den Maler an, aber er hält nur seine Schultern wieder steif und sein Kopf bewegt sich leicht in Joannas Richtung, so als wollte er sie erneut aus dem Augenwinkel beobachten.

Unsicher huscht ihr Blick zurück auf ihr Glas. Sie trinkt ein paar Schlucke, sieht zu dem leeren Notenhalter des Flügels, zu den Fingern auf der Klaviatur, der Naht in der Schulter der Frackjacke, der Maske—Bemerkt, dass sie schon wieder starrt.

"Arbeitest du eigentlich gerade an was?" fragt sie den letzten Schluck Saft in ihrem Glas.

"Nein."

"Echt an gar nichts?" Sie leert das Glas. "Dabei hast du so einen riesigen Arbeitsraum."

Er schweigt einen Takt lang. Dann hebt er leicht eine Schulter. "Wenn du möchtest, zeige ich dir mein jüngstes Werk. Es ist unvollendet, doch ich habe die Arbeit daran aufgegeben."

"Au ja." Joanna reckt sich und unterdrückt ein Gähnen. "Ist es ein Bild oder eine Statue?"

"Eine Holzplastik." Er zögert. "Möchtest du sie sofort sehen?"

"Nein, morgen oder so. Ich bin ziemlich erledigt. Aber spiel erst noch was. Ich mag deine Impro. So gefühlvoll. Das ist schön." Sie lächelt, und wieder reagieren nur seine Schultern. Der letzte Tropfen Saft bildet einen Ring am Boden ihres Glases, während die Finger des Malers noch ein paar Takte spielen. Doch schließlich lässt er sie auf seine Oberschenkel sinken.

"Ich sollte dich nicht vom Schlafen abhalten."

Joanna seufzt. "Na gut." Sie gönnt sich ein weiteres, herzhaftes Gähnen. "Gute Nacht."

Er nickt, ohne zu ihr zu sehen. "Ich hoffe, du kommst trotz allem bald zur Ruhe."

Unentschlossen steht sie in der offenen Tür ihres Zimmers. Ihr Cellokasten lehnt noch immer neben der Zarge, wo sie ihn zurückgelassen hat, ehe sie doch noch einmal ins Atelier hinauf gegangen ist.

Sie kann in ihren Fingern fühlen, dass sie heute noch keinen Ton gespielt hat. Aber es ist auch leer in ihr, stumm, wie ausgetrocknet, und eigentlich will sie nur, dass der Tag endlich vorbei ist.

So kramt sie schließlich den Stoffbeutel mit ihren Waschsachen aus dem Rucksack und putzt sich die Zähne, während ein letzter Rest graues Abendlicht durch die unzerbrechlichen Badezimmerfenster fällt.

Sie schließt die Tür ab, ehe sie sich umzieht, ihr Haar flicht, einen Tag auf dem Kalender durchstreicht, den sie auf einen Zettel gekritzelt hat.

Dann holt sie das Cello doch noch her, um auf dem Bett sitzend dumpfe Doppelgriffe zu zupfen, bis sie ruhig genug ist, um einzuschlafen.

Ihre Schritte auf der Treppe. Ihre Tür, die sich schließt.

Stille.

Seine Hände, warm und schwer auf seinen Oberschenkeln. Reglos, doch innerlich vibrierend. Seine Lider fallen herab. Übermüdet. Schwach. Er blinzelt. Hat er heute außer Morphin schon irgendetwas zu sich genommen? Ja, vor ein paar Stunden. Ehe er sich auf die Terrasse gesetzt hat, um auf Joanna zu warten.

Da schwamm er noch auf einer Welle aus Euphorie, weil er sie im Garten sehen durfte, auf der Schaukel, unter der Trauerweide, ihren Kopf leicht geneigt. Ein Gemälde. Dort. Zum Leben erwacht.

Die Erinnerung lässt ein Kribbeln über seine Arme laufen, während volle, weiche Dur-Akkorde in seiner Brust anschwellen, und er spürt die schwarz-weißen Tasten vor sich. Spürt sie an seinen Fingerspitzen, die noch immer auf seinen Beinen ruhen. Spürt seinen Kopf schwerelos, seinen Körper schwankend. Wie auf einem Baumwipfel. Sanft gewiegt. Weit oben über dem Wald.

Langsam steht er auf. Schwankt in die Küche. Zwingt ein wenig Nahrung herunter. Schwankt in den Keller, ins Bad, Kleider in einem Haufen auf dem Boden. Warmes Wasser, das seinen schwankenden Leib hinab rinnt.

Seine Welt ist geschrumpft. Ein Haus, ein Garten. Ein anderer Mensch an seiner Seite. Aber es fühlt sich an wie damals, als er zum ersten Mal frei war und die Welt unfassbar groß. Er lächelt unwillkürlich. Noch etwas breiter. Lässt los und erlaubt seinen Gedanken, zu einigen der wenigen schönen Momente seines Lebens zu wandern.

Die Straßen waren so schwindelerregend weit, die Häuserzeilen endlos, unüberschaubar, atemberaubend. Der Badensee war ein Ozean, der Fluss unbegreiflich. Die erstbeste Landstraße ein magischer Wegweiser

ins Unbekannte. Und alles lag blau-schwarz-silbern im Mondlicht. Still und menschenleer.

Dann kam der Tag mit seinem wandlungsvollen Licht. Es kamen die Menschen, denen er wochenlang auswich, ehe er bemerkte, wie leicht es war, selbst ohne seine Stimme von geschäftigen Augen übersehen zu werden. Er beobachtete sie und ihm wurde bewusst, dass sie nicht alle gleich aussahen. Dass er einige hübsch fand. Dass er einer hübschen Person über Stunden hinweg folgen und mit Papier und Bleistift ihre Formen, Gesten und Bewegungen studieren konnte, um sein Zeichnen zu verbessern.

Schließlich wagte er sogar, in ihre Autos zu klettern, um weiter her-umzukommen. Da sah er dann zum ersten Mal den einen oder anderen Wald, aber nur am Rande. Kaum bewusstes, verwaschenes Grün, das draußen vor dem Fenster vorbei zog und immer wieder schnell durch Häuserzeilen, Büro- und Industriegebäude, Lagerhallen, Silos, Fabriken ersetzt wurde.

Doch eines Tages bog der Wagen, in den er geklettert war, auf eine sehr holprige Straße ab. Schlaglöcher warfen ihn für eine schier endlose Zeit im Fußraum herum, ehe der Wagen endlich anhielt. Der Motor verstummte. Der Fahrer stieg aus.

Draußen nur Bäume. Er lugte über den Rand des Fensters. Nur Bäume. Er ließ sich zurück in sein Versteck sinken. Wartete. Wartete. Verlor die Geduld. Stieg aus, so leise er konnte, zog seinen Rucksack über die Schultern, richtete sich auf und war, plötzlich am ganzen Leib zitternd, zum ersten Mal an allen Seiten umgeben vom lebendigen Chaos eines Waldes.

Die Augen gingen ihm über, so viele Farben, Formen und Texturen lagen neben-, über-, unter einander, Grün und Braun und Gelb und Grau, glatt, rau, geschuppt, geschwungen, Äste, Blätter, Nadeln, Büsche, Blüten, Kräuter, Licht und Schatten, und unter seinen Füßen der Boden, ein weicher, zäh federnder Widerstand, knisternd und raschelnd, und die Luft roch nach Erde, Harz, Staub, Feuchtigkeit, während sie mit Zirpen, Zwitschern, Rauschen seine Ohren streichelte.

Und das war alles, alles, so frei und wild, und er rannte los, weil er einfach losrennen musste, einen schmalen, sandigen Pfad hinunter.

Er hörte den Fahrer hinter sich rufen, hörte, wie er ansetzte, ihm nachzustellen, wie er fluchte, ehe es einen lauten Knall gab und etwas an seinem Kopf vorbei sauste. Erschrocken bog er ins Unterholz ab,

rannte weiter und warf sich, als er nicht mehr konnte, hinter einem umgestürzten Baum auf den Boden. Panisch nahm er seine Maske ab, um besser atmen zu können, und lauschte.

Doch er hörte keine Schritte, kein Rufen, nichts. Nur Zirpen, Zwitschern und das Rauschen des Windes, das über dem wilden Pochen seines Herzens zu ihm drang.

Als er schließlich wieder zu Atem gekommen war, setzte er seine Maske wieder auf und wagte es, über den Rand seines Verstecks zu lugen, aufzustehen, während er weiter lauschte— Noch immer nichts, außer dem Wald, Wald, Wald.

Mit einem Seufzen ließ er den Kopf in den Nacken fallen. Sah zu den schwankenden Baumkronen auf. Ihm wurde schwindelig, so dass er sich an den nächsten Stamm anlehnte; erst mit der Schulter, dann mit dem Bauch, denn sein Inneres war so warm und hell, dass er einfach die Arme um etwas legen musste.

Er schloss die Augen und lauschte wieder. Dem Wald. Seinem eigenen Atem. Und langsam wurde er ruhig. So ruhig wie sonst nur im Keller, während er die Rinde durch den dünnen Stoff seiner Maske spürte. Rau und warm. Und die Grillen zirpten weiter. Die Vögel zwitscherten. Wind rauschte durch die Wipfel und wiegte die Bäume.

Innerlich glühend begann er, mit den Fingerspitzen die Rauheit und Glattheit der Rinde zu erkunden. Die Höhen und Tiefen, Ebenen und Hänge, Härten und Weichheiten. Und er hörte jede Berührung, denn das Holz flüsterte sie in sein Ohr. Tief atmend klopfte und kratzte er, fand Stellen, die federten, wenn er daran zupfte, hörte auch, wenn oben in den Kronen der Wind auffrischte und rauschte, knarzte und quietschte.

Als er sich schließlich an dem Baum gesättigt hatte, kicherte er und quietschte selbst, denn ihm war plötzlich aufgegangen, dass es weit und breit niemanden gab, der ihn für seine Geräusche bestrafen konnte. Hier im Wald durfte er so laut und seltsam sein wie er wollte. Und zum ersten Mal spürte er, wie das, was er mit seiner Kehle, seiner Zunge, seinem Kiefer, seinen Lippen tat, bis in seine Stirn, unter seine Augen, in seine Schultern und sogar tief in seinen Bauch hinein ausstrahlte. Er nahm die Maske ab und hielt die Finger dicht vor seinen Mund und auch sie gerieten in Schwingung. Er kauerte sich zusammen und alles, was er war, schwang.

Als er auch davon genug hatte, hob er Piniennadeln, Stöcke, Zapfen, Gräser, Blätter, Vogelfedern, Steine auf, um sie an sein Ohr zu halten,

daran zu zupfen, darauf zu klopfen, darüber zu streichen und ihnen zu lauschen, ehe er sie vor seinen Augen drehte, um ihre Formen und Farben aus allen Richtungen zu sehen und in sich aufzusaugen.

Er roch auch an allem, doch dabei fühlte er sich schnell überwältigt und bekam Kopfschmerzen. Er lauschte lieber und sah. Fand Ameisen und Tausendfüßer, Käfer, die mal groß mit langen Fühlern waren, mal klein und schillernd. Einmal landete sogar ein winziger Rüsselkäfer auf seinem Ärmel und er lachte, weil er zwar Bilder von solchen Käfern in seinem Lexikon gesehen, aber doch daran gezweifelt hatte, dass es so ein albernes kleines Tier wirklich geben könnte. Als der Käfer weitergefliegen war, fand er Schneckenhäuser und Pilze. Labyrinth aus Flechten und Moos, die zu faszinierenden Landschaften wurden, wenn er sich ganz dicht daneben auf den Bauch legte.

Als er irgendwann wieder aufstand, war alles andere auf einmal riesig, und er begann den Raum zu spüren, der ganz anders wurde, wenn er zwischen dicken Stämmen hindurch auf eine Lichtung trat. So fern-nah und hoch-weit über den geschwungenen, sanft wogenden Flächen, wo Farn, Gras, Blüten, gefallene Nadeln, Blätter in einander über gingen.

Und alles dort lebte. Alles atmete. Alles war so wie er. Niemand störte sich an ihm. Niemand schimpfte ihn für sein Faulenzen. Niemand nannte ihn zurückgeblieben und lachte darüber, dass er es liebte, seine Sinne zu streicheln.

Nach einer langen Zeit bemerkte er, dass er hungrig war, und aß das Wenige, das er in seinem Rucksack fand. Dann begann es zu regnen. Erst nur ein wenig, doch bald schüttete es wie aus Eimern und er verbrachte die Nacht frierend auf einem Jägerhochstand.

Wieder in die Stadt zurück zu müssen, war schlimm. Die harten Gehsteigplatten unter seinen Füßen machten ihn unglücklich. Die Mauern mit ihren immer gleichen rechten Winkeln. Die vorgeschriebenen, asphaltierten Pfade, für die alles Leben niedergewalzt worden war. Und um sein Elend perfekt zu machen, wurde es Herbst, so dass er einen Ort zum Überwintern suchen musste, anstatt eine Möglichkeit zu finden, wie er in die Kronen der höchsten Pinien hinauf gelangen könnte.

Doch er würde zurückkehren. Er würde im Wald leben. Weit weg von allem, was nicht lebendig war. Für immer.

Er blinzelt müde, stellt das Wasser ab und nimmt ein Handtuch aus dem Schrank neben der Dusche.

Das alles ist so lange her, dass es kaum noch real scheint. Wie frei er trotz allem war. Wie glücklich.

Er versucht, nicht über diese Zeit hinaus zu denken, während er sich abtrocknet. Über das Sehnen nach dem Wald. Geräusche und Berührungen. Es muss doch auch für ihn etwas geben, das nur schön sein darf. Es muss doch.

Aber das Paradies war nur ein weiterer Anfang. Eine weitere Phase, in der das Schicksal ausholte, um dem weichgeschlagenen Ton seines Seins eine erste grobe Form zu geben.

Und obwohl er mehr Morphin nimmt als er sollte, finden kurz vor Morgengrauen Träume ihren Weg in seinen Schlaf.

Paris war zuerst nur eine weitere Ortschaft, die draußen vor dem Fenster vorbei zog. Dann wurde es zu einer Stadt. Zu einer sehr großen Stadt, aus der er sofort wieder verschwinden wollte. Aber die Hochhäuser lichteten sich, machten weniger hässlichen, flacheren Gebäuden Platz, und schließlich fuhr sein Wagen die Avenue Joseph Bouvard entlang und er sah den Eiffelturm, über den er in seinem Lexikon gelesen hatte. Da wusste er, wo er war. Und er wusste auch, dass es in Paris noch andere berühmte Dinge zu sehen gab. Dass hier viele berühmte Maler und Komponisten gelebt und neue Kunstströmungen erfunden hatten.

Das alles ließ ihn doch noch neugierig werden. Und wenn er es schon in einer Stadt würde aushalten müssen, hätte er es auch schlechter treffen können.

So vermischte er die Suche nach einem Winterquartier mit Streifzügen vom Pantheon über den Jardin de Luxembourg nach Notre Dame, zur Sainte-Chapelle und der Conciergerie, verbrachte lange Nächte im Centre Pompidou, dem Louvre, dem Musée d'Orsay, Musée Rodin und Musée de l'Orangerie, sah sich all die verschiedenen Brücken an, das Hôtel des Invalides mit seiner Kirche und seinen historischen Ausstellungen, besuchte Montmartre, die Sacré-Coeur, die Madeleine, das Palais Garnier, das er von der Musikbibliothek über die Logen, Umkleiden und Maschinenräume bis hinunter in die Katakomben und an den großen unterirdischen See erforschte.

Allein dort hatte er eine ganze Reihe gemütlicher, versteckter Ecken gefunden. Außerdem klang der Konzertflügel im Orchestergraben überirdisch schön und die Vorstellung, jede Nacht darauf spielen zu können, ließ ihn innerlich erbeben. Auch das kleine Cello, das er vor einer Weile organisiert hatte, gewann im Graben und auf der Bühne einen überraschend guten Klang, und er konnte sich keinen besseren Ort vorstellen, um die Möglichkeiten seiner Stimme weiter zu erforschen.

Doch dann stolperte er über eine der vielen Leihbibliotheken von Paris und ihm wurde klar, dass er zwei Heimaten haben würde.

Die Tage verlebte er bequem eingerichtet hinter einem Stapel staubiger Kartons im Lager der Bibliothek und verschlang Bücher. Über Physik, Chemie und Mathematik. Über Botanik, Zoologie und Geologie. Über die Sprachen und Kulturen der Welt. Über Computer und Robotik. Über Psychologie, Medizin und Pharmakologie. Über das Leben in der Wildnis. Und natürlich und vor allem über Malerei, Zeichentechniken, Portraitarbeit, Musik, Komposition, Harmonielehre—

Er legte seine Bücher nur beiseite, um sich in den besser beleuchteten öffentlichen Teil des Gebäudes zu schleichen, wo er sein theoretisches Wissen umsetzte, indem er die Besucher zeichnete, Fotografien aus Bildbänden kopierte und malte, was er durch die Glasfront im ersten Stock sehen konnte.

Seine Nächte gehörten dem Palais Garnier, wo er, versteckt in einer unbesetzten Loge, Opern und Ballette sah, ehe er das Haus für sich hatte und für viele Stunden in seinen eigenen Klängen schwelgte. In der Stille. In der absoluten, ungestörten Dunkelheit.

Danach, erschöpft und glücklich, verkroch er sich in einem Winkel im fünften Untergeschoss, um sich in tiefem, traumlosem Schlaf zu verlieren.

So verstrich sein Winter des Wissens und der Kunst viel zu schnell, ging in den Frühling über, den Sommer— Und schließlich war auch der Bücherstapel durchgelesen, den er zu seinem endgültigen Aufbruchssignal erklärt hatte.

Es kam also sein letzter Tag in der Bibliothek, an dem er noch die letzten fünf Seiten des letzten seiner zahllosen Zeichenblöcke füllen würde, ehe er auch ihn schweren Herzens im Heizungskeller zurückließ und in den Wald heimkehrte.

Er kauerte auf seinem Lieblingsplatz in einer Ecke am Fenster hinter dem Ohrensessel, und auf dem Sofa gegenüber saß - wie immer um diese Zeit - Sophie mit ihrem Notizbuch.

Sie arbeitete an einem Roman, so viel hatte er über die Monate herausgefunden. Wovon die Geschichte handelte, wusste er jedoch nicht. Er wusste nur, dass Sophie sich stets ein wenig geduckt hielt, die breiten Schultern um ihren kurzen Hals hochgezogen, das runde Gesicht gesenkt und ausdruckslos, bis sie in ihrer Arbeit versunken war. Dann wurde ihre Miene auf einmal lebendig. Sie bewegte ihre Mundwinkel, während sie überlegte, schob die Lippen vor, presste sie zusammen, kaute darauf herum, ehe sie wieder schrieb, mal lächelnd, mal schmolend, mal verträumt, mal mit zornig heruntergezogenen Augenbrauen, mal traurig, dann wieder zufrieden grinsend, erneut innehaltend, die Augen weit geöffnet oder nachdenklich verengt, den Kopf schiefgelegt, minutenlang reglos—

Sie war ein unendlicher Quell an interessanten Ausdrücken und er zeichnete sie mit einer gewissen Wehmut zum letzten Mal.

Doch schließlich war sein Block gefüllt und es gab nichts mehr, das ihn noch hier hielt.

Mit einem stillen Seufzen lehnte er die Schläfe an die Wand, während er Sophie weiter betrachtete. Dann sagte plötzlich eine freundliche weibliche Stimme ihren Namen, mehrmals, bis sie aufsaß und in ihrem Gesicht etwas geschah, das Louis noch nie zuvor gesehen hatte. Er erkannte Freude, Sanftheit, Offenheit, aber sie erschienen auf eine völlig neue Weise, so dass Sophies gewöhnlich nicht besonders hübsches Gesicht wie in einem Licht aus Schönheit erstrahlte.

Auch ihre Haltung veränderte sich. Sie ließ ihre Schultern herabsinken, richtete ihren Rücken auf, hielt den Kopf erhoben. Sie bewegte sich viel weicher, leichter, raumgreifender. Und als sie ihre Besucherin zur Begrüßung umarmte, schmiegte sie sich völlig anders an sie, als sie es bei dem Mann tat, der sie immer am Dienstag- und Samstagabend abholte. Als wäre es schön. Als wäre sie sicher in den Armen dieser Frau.

Verwirrt starrte Louis den beiden nach, wie sie die Bibliothek verließen, um sich in ein Café schräg gegenüber zu setzen.

Irgendwann tauchte der Mann auf - erst beim Sofa, wenig später im Café, wo er hitzig mit Sophie und der anderen Frau diskutierte - doch Louis bemerkte es nur am Rande. Er war zu fasziniert von dem, was er

gesehen hatte, und zeichnete hektisch auf jedes freie Fleckchen Papier in seinem Block, was er durch die Fenster von Bibliothek und Café hindurch von Sophies Gesicht erkennen konnte.

Er ging nicht an die Oper in dieser Nacht und schlief auch nicht. Stattdessen sammelte er alle Zeichnungen zusammen, die er jemals von Sophie angefertigt hatte, suchte die besten heraus und sah hin und her, zwischen ihnen und seinen kläglichen Versuchen, das Wunder festzuhalten.

Seine Musik war vergessen. Die Dunkelheit. Der Wald. Seine Sehnsucht unter einem viel mächtigeren Begehren verschüttet. Er *musste* verstehen, was da geschehen war. Wie es sein konnte, dass Schönheit unsichtbar existierte und offenbart werden konnte wie ein sorgsam gehütetes Geheimnis.

Und so verbrachte er die nächsten Wochen damit, auf Sophie zu warten und zu hoffen, dass die andere Frau - sie hieß Armande - noch einmal vorbeikommen würde. Doch Armande holte Sophie nur noch einige wenige Male ab, ehe sie der Bibliothek wieder fern blieb. Und ganz gleich wie genau er diese wenigen Begegnungen beobachtete, sie reichten einfach nicht aus, um das Rätsel zu lösen.

Mit fest zusammengebissenen Zähnen saß er schließlich wieder hinter seinem Stapel aus Kartons und wusste, er würde zu drastischeren Mitteln greifen müssen. Zu gefährlicheren.

den dieses Rätsel war es wert, und es würde nichts Anderes auf der Welt für ihn geben, bis er es gelöst hatte.

Sophie lebte in einer großzügigen Einliegerwohnung, die die Hälfte des ersten Stocks eines Hauses in irgendeinem Pariser Vorort einnahm.

Der Rest des Hauses war möbliert, aber nachdem Louis sich ein Plätzchen im Keller gesucht hatte, stellte er fest, dass es zur Zeit nicht benutzt wurde. Sophie kam nur einmal die Woche vorbei, um die Blumen zu gießen, Staub zu wischen und die Musikanlage so laut zu stellen, wie es nur ging. Sie mochte spanische Musik mit Gitarren und Kastagnetten und wirbelte dazu stampfend und aufrecht über die gefliesten Böden, in Gesicht und Haltung einen Abglanz dessen, was in Armandes Gegenwart geschah.

Das machte ihm Hoffnung.

Die Wohnungen waren außerdem über den Dachboden mit einander verbunden, so dass Louis nicht gezwungen war, jedes Mal hinaus zu gehen und Sophies Türschloss zu knacken, wenn er zu ihr gehen wollte, und ihm mit der Bodenluke auch ein zweiter Fluchtweg offen stand.

Beides machte sein Vorhaben sicherer und half ihm, den nötigen Mut zu sammeln. Trotzdem war er sehr nervös, als er zum ersten Mal die Leiter herunter ließ und den kleinen Abstellraum betrat, in dem sie endete.

Er wurde etwas ruhiger, während er die Räume der Wohnung nach guten Verstecken durchsuchte. Leider fand er nicht viele. Aber dafür etwas anderes, das sein Herz höher schlagen ließ: Feine schwarze Katzenhaare überall. Einen Kratzbaum neben der Yuccapalme am Fenster des großen, luftigen Wohnzimmers. Ein angenagtes Pappkistchen mit einem Kissen darin auf der Heizung im Schlafzimmer. Eine Katzentoylette neben dem Schrank im Bad. Einen Futter- und einen Wassernapf in der hell gefliesten Küche. Nur die Katze selbst konnte er nirgends entdecken - bis er schließlich in den Abstellraum zurückkehrte.

Die gesamte rechte Seite des Raums wurde von den Lamellentüren einer Schrankwand eingenommen. An einer Stelle waren die Lamellen gebrochen, als hätte jemand dagegen getreten. Und als Louis sich vor dem Loch auf den Boden hockte, konnte er auch die Haare sehen, die an den Bruchkanten klebten.

Leise schnalzte er ein paar Mal mit der Zunge, und tatsächlich flackerten zwei grünlich-rot schillernde Katzenaugen in der Dunkelheit auf.

"Mieze." flüsterte er, die Wangen heiß vor Freude. Dann schnalzte er noch einmal und streckte der Katze vorsichtig eine Hand hin. Sie schnupperte in seine Richtung, rührte sich aber nicht. Also stand er auf, um ein wenig Trockenfutter aus der Küche zu holen.

Als er sich wieder zur Tür umdrehte, stand die Katze schon da, leicht geduckt, ihr Schwanz unsicher zuckend.

Er ging in die Hocke und ließ ein Bröckchen Futter über den Küchenboden bis vor die Füße der Katze kullern. Sie musterte es, schnupperte daran, sah wieder zu Louis.

Der bewegte nachdenklich die Lippen, ehe er aufstand, um ein Thunfischdöschen aus dem Vorratsschrank neben dem Fenster zu holen. Er zeigte es der Katze aus der Entfernung - keine Reaktion. Er öffnete es mit einem Knacken—

"Mauuu!" Die Katze tippelte ein paar Schritte auf ihn zu, aber als er zum Waschbecken auf der anderen Seite der Küche ging, wich sie wieder hinter die Türzarge zurück.

Er beobachtete sie, wie ihr jetzt hoch aufgestellter Schwanz zitterte und sie schnuppernd den Kopf reckte, während er das Wasser abgoss. Lächelnd drückte er das Döschen zusammen, so dass es schmatzende Geräusche machte.

"Mmah." sagte die Katze mit Dringlichkeit in der Stimme. "Nah. Nah. ah."

Er öffnete die Dose ganz und die Katze wagte sich ein paar Schritte in die Küche hinein, immer wieder maunzend, die geweiteten Pupillen auf den Thunfisch fixiert.

Als Louis diesmal in die Hocke ging, wich sie nicht zurück, auch wenn sie das Stückchen Fisch, das er ihr anbot, erst aß, nachdem er es vor ihr auf den Boden gelegt hatte. Aber während sich das Döschen langsam leerte, fasste sie Vertrauen, so dass sie am Ende aus Louis' Hand aß und sogar auf seinen Schoß kletterte, als er ihr anbot, sie zu streicheln.

Es war himmlisch. Zu wissen, dass er für eine Zeit mit dieser freundlichen kleinen Katze würde zusammenleben können, ohne dass es sie in Gefahr brachte.

Er grinste über beide Ohren, als er die Wohnung so leise, wie er gekommen war wieder verließ.

Er wartete einige Tage, ehe er ausprobierte, ob es Momo - so hieß die Katze - recht war, wenn er sich ebenfalls im Schrank versteckte. Doch schließlich zog er die Tür hinter sich zu und rollte sich auf ihrem weichen Lager aus Winterbettwäsche zusammen. Momo sah ihm interessiert zu. Dann zwängte sie sich durch das Loch in den Lamellen, tapste schnurrend über seinen Arm und kuschelte sich an seinen Nacken.

Er seufzte tief zufrieden. Und auch sonst ließ er es sich sehr gut gehen.

Sophies Wohnung war gemütlich, offen und hell, mit ihren freien Fensterscheiben. Es war wundervoll, dort mit Momo zu spielen, sie zu zeichnen, ihr warmes Gewicht auf seinem Schoß oder an seiner Seite zu spüren. Und das Zeichnen war so leicht hier. Es gab an fast jeder Stelle jeden Raums genug Licht, so dass er herumwandern konnte, wie er wollte. Er konnte sogar mit seinen Aquarellfarben malen, weil er

in der großen Wohnung ein kleines Plastikgefäß mit einem dichten Klappdeckel gefunden hatte und keine Angst mehr haben musste, dass er Waschwasser über dem Teppich verschütten würde, sollte er einmal in aller Eile seine Sachen wegräumen müssen.

Er kannte auch Sophies Gewohnheiten bald gut genug, um zu wissen, wann es sicher war, sein Cello in ihre Wohnung zu holen. Denn er konnte zwar vom Fenster im ersten Stock der großen Wohnung die Straße hinunter sehen, aber das Zimmer war leer und die Tapete erinnerte ihn an Cléon. Außerdem spielte er viel zu gern für Momo, die seine Konzerte zu genießen schien und manchmal dazu sang.

Auch seinem Körper ging es gut, denn er hatte auf dem Dachboden drei Kartons mit Kleidern gefunden, von denen ihm einige nur ein wenig zu weit waren. Er genoss es, jeden Tag etwas frisch gewaschenes anzuziehen, nachdem er in der großen Wohnung geduscht hatte. Selbst seine Maske konnte er täglich wechseln, nachdem er aus einem schwarzen Rock ein paar neue genäht hatte. Den verbliebenen Stoff hatte er gleich in den Rucksack mit seinen unverzichtbaren Dingen gepackt, so dass er noch mehr nähen konnte, wenn er wieder ein Stück gewachsen war.

Selbst das Essen war ein Fest. Es gab einen großen Supermarkt ganz in der Nähe von Sophies Wohnung, so dass er nicht mehr auf Nahrungsmittel fixieren musste, die leicht und lange haltbar waren. Er kochte sogar, in der großen Wohnung, und aß wie ein König nur Dinge, die ihm schmeckten.

Nachts schlief er bei Momo in ihrem Versteck, ihren kleinen Körper nah bei seinem. Und in all seiner Zeit bei Sophie wachte er nur zweimal auf, weil er einen Albtraum hatte.

Seine Studien verliefen im Gegensatz dazu enttäuschend.

Er verbrachte zahllose Morgen damit, durch die halb geöffnete Tür des Abstellraums zuzusehen, wie Sophie in der Küche frühstückte. Hockte an zahllosen Abenden unter dem Schaukelstuhl in der Ecke neben dem Sofa, während sie auf ihrer Schreibmaschine tippte, las oder einen Film ansah. Beobachtete, wie sie in der Hauptwohnung tanzte, und zeichnete und zeichnete. Doch der magische Wandel ereignete sich weiterhin nur, wenn sie mit Armande zusammen war, und dann auch nur an der Tür, wenn sie Armande begrüßte und von keinem Versteck aus sichtbar war.

Er konnte nur das Ergebnis zeichnen. Sophie, die lebhaft gestikulierend mit Armande über das Schreiben, Bücher, Filme und Politik diskutierte, sich über gemeinsame Freunde und Bekannte unterhielt, an gemeinsame Erlebnisse erinnerte, herumalberte, Witze erzählte, über Unsicherheiten, Ängste, Hoffnungen sprach. Armande, die immer etwas Zeit brauchte, um warm zu werden und ihre Ernsthaftigkeit gegen einen weichen Humor einzutauschen. Momo, die immer dort sein wollte, wo etwas geschah, und gern im Weg herumsaß, während Armande kochte.

Schließlich entschied er, seine Stimme zu benutzen.

Das Einfachste - unter der Garderobe zu sitzen, wenn Armande zu Besuch kam - war leider nicht möglich, da sie kaum auf seine Stimme reagierte. Aber Sophie war sehr empfänglich, und er war schon in Cléon in der Lage gewesen, Céciles Bewegungen zu steuern, und selbst Adèle hatte er lächeln lassen können. Es wäre also durchaus möglich, dass er einen Weg finden konnte, selbst die Wandlung in Sophie auszulösen. Er musste es nur vorsichtig angehen.

In der nächsten Nacht schob er die Tür zu Sophies Schlafzimmer auf. Momo, die zur Abwechslung in dem Kistchen auf der Heizung schlief, hob mit einem leisen Gurren den Kopf, reckte dann aber nur ihre Beine und rollte sich schmatzend auf den Rücken, wo sie weiter döste.

Auch Sophie lag auf dem Rücken, diagonal über ihr breites Bett ausgestreckt, ihre Füße bei ihrem Kissen, ein Bein ihres Schlafanzuges bis zum Oberschenkel hochgeschoben und ihre Decke zwischen den Knien zusammengeknüllt.

Louis schluckte und plötzlich war da ein krampfartiges Stechen in seinem Bauch. Ihm wurde schwindelig. Er holte Luft. Spürte Hitze in seinem Nacken. Holte noch einmal Luft. Setzte an zu singen, doch er brachte keinen Ton heraus. Sein Bauch wurde bretthart und sein Herz schlug immer schneller und schneller, in wachsender Panik, setzte immer wieder für eine unerträgliche Sekunde aus, ehe es einen Schlag heraus zwang, so gequält und angestrengt, dass es weh tat. Er rang nach Atem, aber seine Lungen waren wie eingeschnürt. Ludwig war da, schrecklich nahe bei ihm, ein Schrei, panisch aufgerissene Augen, an seine Rippen geklammert, weinend, allein-

Keuchend wandte er sich ab, stolperte aus dem Zimmer und machte einige Schritte in Richtung der Abstellkammer, doch seine Knie gaben

nach. An der Wand zusammengekauert hörte er nur sein eigenes flaches Keuchen und ein Wimmern, von dem er nicht wusste, ob es aus seiner Kehle kam oder nur in seinem Kopf existierte. Er war nicht mehr sicher, was das für eine Wand in seinem Rücken war, tastete über den Boden, Holzboden, ganz glatt, kein weicher Teppich, kein Geruch von Blumen, aber es war unreal, sie ist tot, tot—

Er nahm seine Maske ab, um besser atmen zu können, das Wimmern jetzt lauter, presste den Mund an seine Knie, an seinen nackten Arm, verbiss sich darin, fester, fester, und der Schmerz übertönt alles Andere. Kriecht heiß und hart bis zu seiner Schulter hinauf, füllt das Gelenk aus, wird hell, wird zu einer gleißenden Taubheit, während Speichel zu seinem Ellenbogen herabrinnt. Und dann geschieht etwas. Ein Geräusch, ein Gefühl, etwas wie ein Knacken oder Nachgeben an seinem Arm, und er ist wieder hier, ganz hier, auf einem Boden aus Holzlaminat. Taubheit wurde wieder zu Schmerz, als er seinen verkrampften Kiefer löste. Der Geschmack von Blut in seinem Mund.

Er zitterte. Ihm war schlecht. Aber Ludwig war fort. Und er nicht.

Als er irgendwann den Kopf hob, bemerkte er Momo, die herüber gekommen war, um nach ihm zu sehen. Erschöpft strich er der Katze über den Kopf. Dann schlich er in die große Wohnung, um seine Wunde zu versorgen.

Er versuchte es nicht noch einmal in dieser Nacht, und an den nächsten paar Tagen war er zu müde, um sich zu konzentrieren. Doch schließlich stand er wieder an Sophies Bett, wo sie diesmal anders herum lag, die Decke über ihren Kopf gezogen, ihr Kissen auf dem Boden.

'Es ist alles gut.' redete er sich beruhigend zu. *'Wir sind in Paris. Ich trage meine Maske. Ich werde sehr vorsichtig sein. Sie wird nicht aufwachen. Ihr wird nichts geschehen—'* Und als sein Herz dennoch schneller schlug, drückte er auf den Verband an seinem Arm, damit der Schmerz ihn wie ein Anker in der Gegenwart hielt.

Er sah zu Momo, die bei der Türzarge auf der Seite lag, auf ihren Ellenbogen gestützt, ein Pfötchen untergeschlagen. Ihre Schwanzspitze zuckte leicht und ihre halb geschlossenen Augen gaben ihr einen abschätzigen Ausdruck, so als hätte sie wenig Geduld für einen Feigling wie ihn.

Er musste lächeln. Dann atmete er tief durch.

Er brachte Sophie beim ersten Mal nur dazu, sich aufzusetzen und ihre Decke über sich zu ziehen. Doch mit jedem weiteren Versuch wurde er ruhiger und gewann an Selbstvertrauen. Bald verzichtete er sogar darauf, seinen Rucksack und das Cello fluchtbereit im Gebüsch vor der Tür zu verstecken.

Den Wandel konnte er dennoch nicht herbei führen. Ganz gleich, wie sehr er sich bemühte, seine Stimme wie das klingen zu lassen, was er zwischen Sophie und Armande gesehen hatte.

Dann kamen die Tabletten.

Sophie hatte ohnehin jeden Abend welche genommen, aber sie fügte noch andere hinzu, die bewirkten, dass sie reglos schlief und nicht mehr auf seine Stimme reagierte.

Er konnte es ihr nicht verübeln, denn ihm war schon aufgefallen, dass seine Besuche ihren Schlaf störten. Zumindest hatte sie in den letzten Wochen zunehmend still und müde gewirkt. Sie hatte auch weniger Zeit an ihrer Schreibmaschine verbracht und nicht mehr getanzt. Zuletzt war sie sogar einige Male zuhause auf dem Sofa geblieben, anstatt in die Bibliothek zu fahren.

Aber er hatte das Rätsel noch immer nicht gelöst und er konnte einfach nicht aufgeben, ohne noch eine letzte Strategie versucht zu haben: Sie direkt zu fragen, was es war, das sie dazu bewegte, Armande ihre Schönheit zu offenbaren.

So verkroch er sich eines Abends unter dem Schaukelstuhl, um dort auf den Moment zu warten, wenn Sophie in einem Buch oder Film versunken sein würde.

Es war ausgesprochen riskant, sicher, aber seine Sachen waren wieder vor dem Haus versteckt, und er war zuversichtlich, dass sich sein langsames, vorsichtiges Vorgehen auch hier bewähren würde.

Doch es kam anders.

Ja, es gelang ihm, sie unter seine Kontrolle zu nehmen, und mit ein wenig Nachdruck konnte er sie dazu bringen, aufzustehen, ein paar Schritte zu gehen, sich wieder zu setzen. Aber als er seinen Gesang ausklingen ließ, begann Sophie zu weinen. Sie rührte sich nicht, starrte nur geradeaus, aber er konnte hören, wie sich Tränen in ihre zitternden Atemzüge mischten.

Verwirrt wartete er unter dem Schaukelstuhl, bis sie aufstand, um ins Schlafzimmer zu gehen. Dann huschte er in die Abstellkammer zurück.

Von dort aus hörte er, wie sie sich durch die Wohnung bewegte, an der Spülmaschine herumräumte, sie anstellte, Momos Toilette reinigte, den Müll hinaus brachte, in der Küche lange das Wasser laufen ließ, unter Momos aufgeregtem Maunzen sehr viel Trockenfutter in eine große Schüssel füllte, schluchzend etwas zu Momo sagte, ins Wohnzimmer zurückkehrte, irgendetwas tat, das anhaltend knisterte—

Danach war es still. So lange, dass er sich schließlich aus dem Abstellraum heraus wagte, um nach Sophie zu sehen.

Sie lag auf dem Sofa ausgestreckt. Vor ihr auf dem Tisch mehrere leere Blisterstreifen ihres neuen Medikamentes. Er wusste nicht warum, aber das machte ihm Angst, und er ging zu ihr.

"Sophie?"

Sie rührte sich nicht.

Etwas lauter: "Sophie?"

Noch immer keine Reaktion.

Zögernd streckte er die Hand nach ihrer Schulter aus. "Sophie?" Er rüttelte sie sacht. "Sophie?"

Sie blinzelte. Langsam. Benommen. Ihr Blick rollte über ihn hinweg. Ausdruckslos. Dann lag sie wieder still, egal wie sehr er noch an ihrer Schulter rüttelte oder ihren Namen rief. Da wurde ihm bewusst, dass er schon über Tabletten gelesen hatte, die beim Schlafen helfen, und warum Leute manchmal sehr viele davon nahmen, und was dann geschehen konnte.

Wimmernd richtete er sich auf. Seine Gedanken rasten. Sophie brauchte Hilfe. Sie musste in ein Krankenhaus. Sofort. Aber wie? Wie?

Er brauchte eine Nummer. Die von einem Arzt.

So schnell er konnte, rannte er zum Telefon. Neben dem Gerät lag ein Zettel mit Namen und Zahlen darauf. Nirgendwo stand *Arzt* oder *Krankenhaus*, aber einer der Namen war *Armande*.

Er hob den Hörer ans Ohr und tippte mit zitternden Fingern die Zahlen ein. Es gab ein tutendes Geräusch; zweimal, dreimal, ehe er endlich Armandes Stimme hörte, die die Zahlen wiederholte. Schluchzend fiel er ihr ins Wort: "Du musst einen Arzt rufen! Sophie braucht einen Arzt!"

Kurz war es still, dann: "Wer ist denn da?"

"Sophie hat ganz viele Tabletten genommen, du musst schnell einen Arzt rufen, bitte, sonst stirbt sie!"

Jetzt klang Armande besorgt: "Sophie Favreau?"

"Ich- ich weiß nicht, sie wohnt in der kleinen Wohnung oben im Haus."

"Bist du bei ihr?"

"Ja, aber sie braucht schnell einen Arzt!"

"Ist gut, ich rufe den Notarzt. Und du musst bei Sophie bleiben und die Tür aufmachen, wenn es klingelt, in Ordnung?"

"Ja."

"Gut, ich leg jetzt auf. Geh nicht weg, ja? Mach die Tür auf, wenn es klingelt."

"Ja."

Es klackte, gefolgt vom Freizeichen, und er hastete zur Wohnungstür, um sie zu öffnen, hielt die Klinke, während er hinaus starrte, dann über seine Schulter, sah Momo, die aus der Küche schaute und ihr Mäulchen leckte, wieder nach draußen, schob einen von Sophies Schuhen zwischen Tür und Zarge, er würde Momo einsperren müssen, damit sie nicht aus der Wohnung lief, aber was, wenn sie länger warten müsste? Wenn sie sich im Wandschrank verstecken wollte, weil der Arzt ein Fremder war, der in die Wohnung kam? Und sie brauchte ihr Wasser, Futter, ihre Toilette, er müsste alles in die Abstellkammer tragen, aber die hatte keine Fenster und war so klein, er konnte Momo nicht in der Abstellkammer einsperren, er musste hier bleiben, um sie wieder heraus zu lassen, und er hatte selbst solche Angst und bekam nicht genug Luft und wollte nur noch weg, weg—

Also schnappte er Momo, lief in die Abstellkammer, schloss die Tür und verkroch sich im Schrank. Dort wurde er wieder ruhiger, doch es dauerte nicht lange, bis er draußen Autos hörte, Schritte, mehrere Stimmen in der Wohnung, zwei Männer und eine Frau, die Sophie ansprachen, leise mit einander redeten, Schritte, die durch die Wohnung gingen. "Hallo? Hier soll ein kleines Mädchen sein, das uns helfen kann? Wir müssen wissen, wie lange es her ist, dass sie die Medikamente genommen hat. Hallo?" Es klopfte an der Tür der Abstellkammer, sie wurde geöffnet, wieder die Stimme, lauter, unterbrochen von einem Ruf aus dem Wohnzimmer, worauf hin sich die Schritte langsam wieder entfernten.

Er hörte auch Armande, weinend, eine Männerstimme, die leise redete, die Wohnungstür. Stille.

Und in dieser Stille wurde ihm bewusst, dass er sich verraten hatte. Dass er nicht bleiben konnte. Dass er nicht bei Momo bleiben konnte.

Der Schmerz dieser Erkenntnis schnürte sein Herz ein. Etwas in ihm zerriss und er würgte ein langes, qualvolles Schluchzen heraus, während er Momos warmen kleinen Körper so fest an sich zog, dass sie unzufrieden murrte. Ein weiteres Schluchzen kam heraus, Tränen, und dann war plötzlich die Schranktür offen und Armande hockte vor ihm.

"Du bist also doch noch hier." sagte sie heiser.

Entsetzt starrte er sie an.

"Sophie wird wieder gesund." Armande lächelte unter Tränen. "Der Arzt sagt, dass ihre Atmung sehr gut ist, sie müssen ihr nur den Magen auspumpen und sie überwachen, bis sie wieder zu sich kommt. Aber wenn du nicht angerufen hättest-"

Er starrte noch immer, stumm, Momo wie einen Schutzschild vor seiner Brust.

"Wie heißt du? — Ich bin Armande." Sie rückte ein wenig näher und er prallte zurück, bis in die hinterste Ecke des Schrankes, in die er sich presste, jetzt zitternd, das Gesicht abgewandt, die Augen fest zugekniffen.

"He, ich tu dir doch nichts." Armande lachte sanft.

Er fühlte ihren Blick auf seinen Knien, seinem Kopf.

Dann: "Zuerst dachte ich, dass du vielleicht ein Einbrecher bist, aber du klingst noch sehr jung. Und Momo kennt dich-" Sie brach ab, als sie etwas begriff. Schwieg, kalt und hart, ehe sie leise sagte: "Sophie hat gespürt, dass hier noch jemand ist. Sie hatte schreckliche Albträume. Und sie dachte, dass sie anfängt zu halluzinieren, wie-" Wieder brach Armande ab.

Ihr Blick brannte sich in seinen Körper, bis er sicher war, dass sie ihn töten würde. Vor lauter Furcht klammerte er sich so fest an Momo, dass sie ächzte.

Schließlich sprach Armande wieder und er zuckte zusammen, obwohl ihre Stimme weich klang: "Das konntest du alles nicht wissen. — Warum hast du dich denn hier eingenistet? — Du bist von zuhause weggelaufen, nicht wahr? Und so verängstigt, wie du bist—" Sie seufzte. "Arme Kleine. Du brauchst dich wirklich nicht vor mir zu fürchten. Ich arbeite mit Kindern, die so sind wie du. Denen weh getan wurde, die weggelaufen sind, die keinen haben, der für sie da ist. Wenn du möchtest, nehme ich dich mit in das Heim, bei dem ich angestellt bin. Wie wäre das? Hm? Es ist schön da. Es gibt einen großen Garten und gutes Essen, und wenn du erstmal alleine sein möchtest, geht das auch. — Überleg es dir."

Er hörte, wie sie sich anders hinsetzte.

"Ich packe jetzt noch ein paar Sachen für Sophie zusammen. Denkst du, dass du in der Zwischenzeit genug Mut sammeln kannst, um zu sprechen?"

Er rührte sich nicht.

"Ich kann auch erst wieder nach dir sehen, wenn ich aus dem Krankenhaus zurück komme. Wäre das besser? — Weißt du, es wäre wirklich schön, wenn du noch ein wenig hier bleiben und Sophie sagen könntest, dass sie sich nicht mehr zu fürchten braucht. Und das Heim ist auch noch einmal eine ganz andere Sache, die du getrennt davon entscheiden kannst."

Sie wartete schweigend, während Momo sich aus seinem Griff wand und auf seinen Nacken kletterte. "Überleg es dir," sagte Armande schließlich. "Ich werde dich zu nichts zwingen." Damit stand sie auf, verließ das Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Seine Angst brauchte eine ganze Weile, um genügend abzuflauen, damit er sich wieder bewegen und ruhiger atmen konnte. Er war auch noch sehr zittrig und dankbar, dass Armande nicht noch einmal herein kam. Sie klopfte nur an die Tür und rief, dass sie jetzt aufbrechen und in etwa zwei Stunden wieder zurück sein würde.

Dann war sie fort. Mit dem Klicken der Wohnungstür verlor die Luft ihre Stickigkeit und es gelang ihm, sich aufzurappeln.

In der plötzlich unheimlichen Stille holte er all seine gefüllten Zeichenblöcke vom Dachboden, um sie auf den Tisch im Wohnzimmer zu legen, löste die Zeichnungen von Sophie und ihrer Wohnung aus dem noch nicht ganz vollen Block in seinem Rucksack - auch die Zeichnungen von Momo, unter neuem Schluchzen - tauschte die Kleider vom Dachboden gegen seine alten, die neuen Masken gegen die alte, legte den angeschnittenen Rock dazu, das Plastikgefäß aus der großen Wohnung, das kleine Reisenähset, das er ebenfalls dort gefunden hatte, eine angebrochene Rolle Küchenkrepp—

Zum Schluss riss er ein leeres Blatt aus seinem Block, um *'Es tut mir leid'* darauf zu schreiben. *'Du brauchst keine Angst mehr zu haben.'*

Momo sah ihm die ganze Zeit über aufmerksam zu und schließlich stolperte er zu ihr, setzte sich neben sie und lockte sie sacht, bis sie sich noch einmal von ihm in den Arm nehmen ließ.

"Ich hab dich lieb, Momo," flüsterte er. "Bitte vergiss mich nicht." Und er begann wieder zu weinen und streichelte ihren kleinen, weichen

Körper, um mit seinen Händen ein Bild von ihr in sich aufzunehmen, lauschte ihrem wohligen Schnurren, so dicht an seinem Ohr, schmiegte sein Gesicht an ihre Brust, um ihr Fell zu riechen, ihre Pfötchen, die warm an seiner Maske lagen-

Dann hörte er, wie ein Wagen vor dem Haus hielt.

Wie gestochen sprang er auf, stolperte auf den Dachboden hinauf, von dort in die große Wohnung, aus dem Haus, holte seine Sachen aus dem Gebüsch und rannte und rannte, bis Sternchen vor seinen Augen flackerten.

Tag 3

Sie weiß, wo sie ist, noch bevor sie richtig ins fahle Licht der Schlafnische geblinzelt hat. Stöhnend zieht sie ihre Decke über den Kopf. Aber in der Wärme darunter riecht es anheimelnd nach Kernseife und ein Kloß bildet sich in ihrem Hals. Sie schlägt die Decke wieder zurück. Dann rappelt sie sich auf, duscht und starrt lange auf das Schälmesser, das aus der Tasche ihrer Hose fällt, als sie sie vom Boden aufhebt. Aber irgendwie fühlt es sich nicht so an, als wäre es nötig, es heute wieder mit sich herumzuschleppen.

Also versteckt sie es unter ihrem Kopfkissen, und ihr gelingt sogar so eine Art Lächeln, als sie kurz darauf auf die Klinke der Küchentür drückt.

Abgeschlossen.

Sie runzelt die Stirn. Doch drinnen ist bereits Bewegung zu hören. Ein Rascheln, der Schlüssel wird gedreht, die Tür öffnet sich.

"Guten Morgen, Joanna. Bitte komm herein."

"Morgen." Sie setzt ihr Beinahe-Lächeln wieder auf, während sie den Maler mustert, der heute noch etwas zerzauster aussieht als gestern und immer noch seine Maske trägt. Hastig wendet sie den Blick zum gedeckten Tisch und lässt sich auf ihren Platz fallen.

Der Maler räumt derweil seinen benutzten Teller in die Spülmaschine. "Wenn du nichts dagegen hast, würde ich gern nach deinem Frühstück

die bereits angekündigten organisatorischen Dinge besprechen."

"Okay—"

"Du könntest dir in der Zwischenzeit einige Gedanken darüber machen, was du brauchst, um dich hier wie zuhause fühlen zu können. Ich warte unter der Trauerweide auf dich." Damit macht er sich auf den Weg zur Terrassentür.

Doch gerade als er die Hand nach der Klinke ausstreckt, platzt Joanna heraus: "Ich kann wirklich nicht hier bleiben."

Der Maler hält inne. "Es werden sich Wege finden, deine Obligationen auszusetzen."

"Ich will meine 'Obligationen' aber nicht aussetzen."

"Das verstehe ich. Aber das Schicksal lässt uns beiden keine Wahl."

"Woher willst du das wissen?"

"Joanna, wir haben all das bereits besprochen. Du hast die Bilder gesehen. Die Zahlen. Wir sollten—"

"Woher willst du wissen, dass das alles Schicksal ist?"

Einen langen Moment steht der Maler nur da, den Kopf gesenkt, ehe er mit leiser, angespannter Stimme erklärt: "Ich weiß, dass du nicht hier sein willst. Ich verstehe es und es tut mir leid. Aber glaube mir, das hier—" Er macht eine vage Geste, die sein Haus und ihn selbst einschließt. "Das ist nichts. Es ist gar nichts, verglichen mit dem, was sein könnte, was sein *wird*, wenn wir uns dem Schicksal widersetzen. Vielleicht bist du noch bereit, ein solches Risiko einzugehen, aber ich bin es nicht. Ich—ich kann nicht—" Er bricht ab und starrt ein paar Atemzüge lang auf seine Hand. Zu Joanna, die seinem Blick ausweicht. "Iss in Ruhe. Und wenn du dich bereit fühlst, deinen Aufenthalt hier zu planen, komm zu mir ins Labyrinth."

Ohne eine Reaktion abzuwarten, verlässt er die Küche und verschwindet zwischen den Hecken.

Joanna starrt ihm nach. Dann stützt sie die Stirn in die Hände und flucht.

Er sitzt auf der Bank, die Beine fest über einander geschlagen, die Arme um seine Brust geschlungen, und seine Haltung verkrampft sich noch etwas mehr, als Joanna an ihm vorbei zur Schaukel geht.

Er deutet auf den Block, der neben ihm auf der Bank liegt. "Ich möchte dich bitten, eine Liste der Dinge zu erstellen, die Sérafine am Dienstag

für dich mitbringen soll. Nahrungs-"

"Wer ist Sérafine?"

"Eine Freundin. Du wirst sich sicher mögen. — Nahrungsmittel, Getränke, Gebrauchsgegenstände - das schließt Dinge ein, die du gern für die Einrichtung deines Zimmers hättest. Ich habe bereits einige Entwürfe für Möbel angefertigt, zu denen ich gern deine Meinung hören würde."

"Ich hab keine Meinung."

"Ich möchte außerdem einige farbliche Akzente an den Wänden anbringen. Wenn du auch dazu keine Meinung hast, würde ich eine neutrale Farbe wählen - ein leichtes Beige oder Grau."

Joanna seufzt resigniert. "Ich mag Hellgrün, Gelb, Türkis und Lila."

"In Ordnung. Ich werde einige Farbmuster für dich zusammenstellen, aus denen du auswählen kannst."

Sie meint, einen Hauch von Erleichterung in seiner Stimme zu hören, und ihr Blick, den sie bislang stur auf ein bestimmtes Gänseblümchen gerichtet hatte, huscht zu ihm, seinen hellen Augen, seiner Maske. Zurück zum Gänseblümchen.

"Was unsere Aufgabe angeht, habe ich seit gestern keine nennenswerten Fortschritte gemacht. Ich habe einige Ideen, wie wir vorgehen könnten, doch nichts davon fühlt sich substanziell oder richtig an. Deshalb schlage ich vor, dass wir uns der Materie ohne große Umschweife nähern, bis wir einen geeigneten Ansatzpunkt finden." Er setzt sich anders hin, jetzt das rechte Bein über das linke geschlagen, aber immer noch verkrampft. "Bist du mit diesem Vorgehen einverstanden?"

Wortlos breitet Joanna die Hände aus.

"Zuletzt wüsste ich gern, wie lange du dich ursprünglich auf meinem Grundstück aufhalten wolltest."

Joanna erstarrt und fühlt ihren Herzschlag auf einmal sehr deutlich. "Ich wollte elf Tage bleiben." lügt sie dann, den Maler als Schemen in ihrem Augenwinkel.

"Bis Donnerstag also?"

Sie nickt leicht.

"In Ordnung. Ich möchte, dass du an diesem Tag alle Personen kontaktierst, die auf deine Rückkehr warten, und Anweisungen zur Regelung deiner Angelegenheiten gibst."

"Und-" Joanna räuspert sich. "Und wie soll ich erklären, dass ich hier bleibe?"

"Nun, ich denke, das Einfachste wäre eine Version der Wahrheit, bei der du dich aus freien Stücken entschieden hast, mit mir zu arbeiten. Doch im Grunde ist mir gleich, was du sagst, solange es nur dazu führt, dass wir ungestört bleiben. — Das wäre alles von meiner Seite. Möchtest du noch etwas besprechen?"

Zögernd zieht Joanna die Nase hoch, sieht zum Maler - auf seine Knie, seine gekreuzten Arme. "Krieg ich dann mein Handy zurück? Wenn ich eh allen gesagt habe, dass ich länger wegbleibe?"

"Das wird davon abhängen, ob ich dir vertrauen kann, es nicht für einen Fluchtversuch zu benutzen."

Sie presst die Lippen zusammen und wendet ihren Blick wieder auf das Gänseblümchen. "Die Uni geht bald wieder los. Und ich hab einen Haufen Pflichtveranstaltungen und Prüfungen, die ich nicht einfach schwänzen kann."

Der Maler holt sein Telefon hervor und ruft den Veranstaltungskalender der Lissabonner Universität auf. "Bis September ist es noch eine Weile." sagt er schließlich. "Und es gibt sicher die Möglichkeit, dich für ein Semester freustellen zu lassen."

Joanna lehnt ihre Stirn ans Seil der Schaukel. "Außerdem wäre da noch mein Job. Die kündigen mir, wenn ich so lange nicht kommen kann, und ich hab echt keine Lust, mir einen neuen zu suchen."

"Wenn unsere Arbeit beendet ist, wirst du finanziell ausgesorgt haben. Ich werde entsprechende Überweisungen veranlassen."

Schweigend sieht Joanna jetzt doch wieder in sein maskiertes Gesicht. "Ich will dein Geld nicht." murmelt sie, als sie wieder auf das Gänseblümchen ausweicht. "Auch wenn es wahrscheinlich das Mindeste ist, was du tun kannst."

"Ich werde mich in dieser Angelegenheit nach deinen Wünschen richten, aber das Angebot gilt auf unbegrenzte Zeit."

"Hm."

"Hast du noch weitere Fragen?"

Sie schüttelt den Kopf.

"Sollte dir doch noch etwas einfallen, kannst du dich jederzeit an mich wenden." Er löst seine Selbstumklammerung und steht auf. "Möchtest du jetzt die Holzplastik sehen?"

Tag 4

Am nächsten Morgen sitzt Joanna auf der Terrassenbank, mampft verschlafen eine Brötchenhälfte mit selbstgemachtem Tomatenaufstrich und versucht zu ignorieren, dass der Maler sie dabei zeichnet.

Sie ist gestern Abend todmüde ins Bett gefallen, nachdem sie den halben Tag mit ihm durch das Labyrinth spaziert ist. Die Holzstatue hat sie immer noch nicht gesehen, aber sie wollte einfach lieber draußen sein als im Atelier. Außerdem interessierte es sie tatsächlich, wie viele Statuen zwischen den Hecken stehen.

Also führte der Maler sie herum und erzählte auf seine staksige, wortkarge Weise von den Mythen und selbsterfundenen Personen, auf denen seine Arbeiten basieren.

Dazwischen standen immer wieder abstrakte Werke. Wirre, nutzlose Form- und Farbspiele, die aus dem Boden wachsen, große, verzweigte Dinge mit kleineren daran, die jeder Windhauch in schaukelnde, wirbelnde Bewegung versetzt, Regenspiele, komplizierte Windharfen, Klangbrunnen—

Die Funktionsweisen dieser Instrumente zu erklären, machte ihm sogar Spaß. Zumindest wurde er ein bisschen gesprächiger und gestikuliert mehr, solange Joanna es sich verkniß, zu viel Begeisterung zu zeigen. An der Monotonie seiner Stimme änderte sich jedoch nichts.

Irgendwann traute sie sich, ein paar persönliche Fragen zu stellen.

Ob Physik und Mathe an der Schule seine Lieblingsfächer waren. Ob er Kunst oder Design studiert hat. Ob er schon mal eine Ausstellung gemacht hat. Aber er antwortete nicht darauf. Nur ein kurzes, unwilliges Erstarren verriet, dass er die Frage überhaupt gehört hatte.

Das nahm ihr wieder den Wind aus den Segeln. Dazu noch die unbeweglichen, ausdruckslosen Züge seiner Maske, die sie zwanghaft nicht anzusehen versuchte, was er aber hätte merken können, weshalb sie ihn dann doch ansah, aber immer nur kurz - nicht zu kurz - und nur seine Augen oder seine zotteligen Haare, nicht den bei genauem Hinsehen nicht ganz blickdichten unteren Teil der Maske, hinter dem sie manchmal, in bestimmten Lichtverhältnissen, schemenhaft die Bewegung seiner Lippen erkennen konnte— Bis sie sich irgendwann völlig gehemmt fühlte.

Als letzte Rettung versuchte sie, sich möglichst hinter den Maler aufzuhalten, aber das ließ er einfach nicht zu. Genau so wie er krampfhaft verhinderte, dass der Abstand zwischen ihnen unter eine Armeslänge schrumpfte.

Es war anstrengend.

Später kochte er für sie - einen sehr leckeren Auflauf mit Gemüse aus seinem Garten - und sie nutzte ihre aufgefrischte Energie, um zu ihm ins Atelier zu gehen, Möbelzeichnungen anzusehen und in einem Stapel Farbkärtchen herumzublättern.

Sie wählte ein helles, bläuliches Grün für die geometrischen Deko-Elemente, die der Maler in ihre Zimmerecken pinseln will. In ihrem riesigen zukünftigen Zimmer mit hohen Fenstern und Licht von zwei-

Sie sieht auf, als der Maler sich in diesem Moment erhebt und wortlos an ihr vorbei in die Küche geht.

Seinen Block hat er aufgeschlagen auf dem Tisch zurückgelassen. Joanna rutscht neugierig hinüber.

Er hatte fast schon schüchtern gewirkt, als er sie fragte, ob es ihr recht ist. Dann hatte er den Block aus einer Tasche im Innenfutter am Rücken seiner Frackjacke gezogen, einen Bleistift aus der Brusttasche seines dunkelgrauen Hemdes, und sich in seinem Liegestuhl zurecht gedreht.

"Soll- ich mich irgendwie hinsetzen?"

Er hatte den Kopf geschüttelt. "Iss nur weiter. Beachte mich gar nicht."

Und genau so hat er sie gezeichnet. In lauter kleinen, losen Skizzen, die mal ihr auf vollen Backen kauendes Gesicht zeigen, mal ein Detail

ihres krummen Rückens, ihres raushängenden Bauchs, ihrer um ihren Knöchel geschlungenen Hand, des halb aufgelösten Pferdeschwanzes in ihrem Nacken— Und irgendwie wirkt sie trotzdem auf jeder Zeichnung hübsch. Als könnte sie gar nicht anders. Oder als hätte sie jemand betrachtet, der nicht anders kann, als—

Sie zuckt zusammen, als der Maler in diesem Moment zurückkehrt und sie wieder auf seinem Platz niederlässt.

"Bist du mit meiner Arbeit zufrieden?"

Joanna legt den Kopf schief. "Ist das ein Wort, das man benutzen darf, wenn einem was gefällt, das du gemacht hast? 'Zufriedenstellend'?"

Der Maler antwortet nicht und für eine Weile ist es still, während er den Bleistift in seiner Hemdtasche verstaut, sich auf seinem Platz zurücklehnt und - die Knie über einander geschlagen, die Arme fest um seine Brust geschlungen - den eifrig über der Wiese umherschwirrenden Insekten zusieht.

"Ist es dir recht, wenn wir jetzt etwas arbeiten?" fragt er irgendwann.

Joanna wirft ihm einen sehr kurzen Blick zu, nimmt ihr frisch geschmiertes Brötchen in die Hand und zuckt mit den Schultern. "Klar, warum nicht."

"Dann lass uns mit einer Frage beginnen. — Schöne Dinge haben die Fähigkeit, einen Betrachter in ihren Bann zu ziehen. Warum, glaubst du, ist das so?"

"Weil es angenehm ist, sie anzusehen?"

"Warum?"

"Weil Schönheit eben angenehm ist." nuschelt sie an einem halb gekauten Bissen vorbei. "Schönheit ist ein angenehmes Gefühl."

"Schönheit ist ein Gefühl?"

Sie nickt.

"Erklär mir das etwas genauer."

"Naja—" Joanna gestikuliert und lässt ihren Blick haarscharf am Maler vorbei huschen. "Wahrnehmungspsychologie halt. Man sieht etwas, zum Beispiel ein Gesicht, das wird im Gehirn als das erkannt, was es ist, und dann noch mit der eigenen Vorstellung davon verglichen, was ein Gesicht hübsch macht. Wenn der Vergleich gut ausfällt, bekommt man als Rückmeldung ein angenehmes Gefühl, das man Schönheitsempfindung nennt."

"Schönheit findet also im Gehirn statt?"

"Wo sonst?" Wieder ein schneller Blick zum Maler, den sie genau

so schnell wieder abwendet. "Ich meine, ein hübsches Gesicht strahlt ja keine Magie ab, die einen dazu bringt, es schön zu finden, egal wie es tatsächlich aussieht. Und selbst dann wäre Schönheit noch etwas, das im Gehirn passiert, weil es ja nichts mit dem Gesicht selbst zu tun hätte."

"Es hat also doch mit der Gestalt des Gegenstandes zu tun?"

"Ja, aber das Gehirn des Betrachters ist auch nicht-" Sie merkt, dass sie ihn ansieht, setzt sich anders hin und beginnt, mit einem Finger die Brötchenkrümel auf ihrem Teller zu einem Kreis zusammen zu schieben. "Das Gehirn ist nicht egal. Beides muss mit einander harmonisieren. Also der Gegenstand und der Geschmack des Betrachters. Und seine Stimmung. Wenn ich zum Beispiel mies gelaunt bin, kann die Sonne noch so gülden über irgendwelche Blüten tanzen, ich find es trotzdem nicht schön."

"Du glaubst also nicht, dass es etwas geben könnte, das jeder Betrachter unter allen Umständen immer schön finden würde?"

Stirnrunzelnd schüttelt Joanna den Kopf. "Was sollte das denn sein? Es gibt doch nichts, bei dem ein Mensch keinen Geschmack hat, der Bedingungen für sein Schönheitsempfinden aufstellt."

"Natürlich. Aber könnte es nicht etwas geben, das diese Bedingungen transzendiert?"

"Hm." Joanna zerstreut ihren Krümelkreis wieder und sieht auf, als es plötzlich in der Hecke auf der anderen Seite der Wiese raschelt.

Eine Sekunde später landet ein kleines, rostrotes Tier im Gras.

Joanna grinst. "Hallo van Gogh."

"Er streicht hier herum, seit du auf die Terrasse gekommen bist."

"Scheu aber neugierig?"

Der Maler schnalzt mit der Zunge und van Gogh hoppelt ein kleines Stück näher. Dann hockt er auf seinen Hinterbeinchen im Gras, die Vorderpfoten an die Brust gelegt, und sieht sich wachsam in alle Richtungen um.

Leise geht der Maler zum Rand der Terrasse und schnalzt noch einmal mit der Zunge, während er sich hinhockt.

Van Gogh wischt nervös mit seinem buschigen Schweif hin und her. Doch schließlich traut er sich näher heran, hüpft auf das Knie des Malers und von dort auf seine Schulter. Als der Maler aufsteht, lässt van Gogh sich mit dem Kopf voran über seiner Brusttasche baumeln, um den Bleistift heraus zu zupfen, den der Maler entgegen nimmt, eine flache,

rechteckige Metalldose, und schon taucht er in die Tasche.

Sein Schweif und sein pelziger Hintern ragen noch über den Rand und Joanna hat Zweifel, ob von Gogh tatsächlich hinein passen wird. Doch eine Sekunde später ringelt sich das Eichhörnchen um sich selbst, flutscht komplett in sein Versteck, und schon schauen nur noch seine Ohrpuschel und seine kleinen schwarzen Knopfaugen heraus.

Joanna kichert begeistert. "Das ist ja sowas von niedlich— Was heißt eigentlich Eichhörnchen auf Französisch?"

Der Maler setzt sich wieder, klaubt eine Nuss aus seiner über die Armlehne der Bank gelegten Frackjacke und hält sie van Gogh vor die Nase. Der packt sie mit seinen winzigen Pfötchen, um sie flink zu drehen, bis er eine gute Stelle für seine Nagezähne gefunden hat. Dann knabbert er und murmelt dabei mit kleinen, glucksenden, zwitschernden Geräuschen vor sich hin, die Joannas Herz dahin schmelzen lassen.

Der Maler schweigt noch etwas länger, doch schließlich erklärt er: "*L'écureuil*."

"Lekü—"

"*L'écureuil*."

"Leküröje."

Er nickt und Joanna lächelt, während sie weiter van Goghs Selbstgespräch lauscht.

Auf Schwedisch würde man ihn *ekorre* nennen, aber Joanna vertraut der Wortkargheit des Malers nicht genug und sie hat keine Lust, Nachfragen abzuwiegeln oder zu ignorieren. So spricht sie das Wort nur in Gedanken aus. '*Ekorre, ekorre—*'

"Darf ich ihm auch mal eine Nuss geben?" Ihr Blick huscht von van Goghs Pfötchen und seinen wachsam auf sie gerichteten Augen zur Maske, dann zu der Nuss, die der Maler nun als Antwort zwischen Joanna und sich auf den Tisch legt.

Langsam beugt Joanna sich vor, nimmt die Nuss und rutscht ein Stückchen näher zum Liegestuhl. "Kleiner van Gogh." flüstert sie aufgeregt lächelnd.

Das Eichhörnchen hält in seinem Nagen und Murmeln inne, um sie reglos anzustarren.

"Ich bin sehr lieb und harmlos." Sie kommt noch ein Stückchen näher, die Nuss zwischen Daumen und Zeigefinger. Van Gogh zuckt zurück, zappelt, und schon ist er mitsamt seiner Nuss unter den Rand der Tasche getaucht, wo gleich wieder sein Nagen zu hören ist.

Joanna kichert und sieht zum Maler auf. Dessen helle Augen beobachten jedoch nicht sie, sondern van Gogh, so dass es sich nicht ganz so komisch anfühlt, ihren Arm nach ihm auszustrecken und die Nuss vorsichtig vor van Goghs Nase in die Tasche kullern zu lassen.

"Ist es dir recht, wenn wir jetzt unser Gespräch fortsetzen?"

"Hm?" Joanna rutscht auf ihren Platz zurück. "Ach so, ja, klar. Wo waren wir?"

"Bei der Frage, ob es eine transzendente Schönheit geben kann."

Joanna hebt die Schultern. "Möglich, dass es sowas gibt. Ich weiß es nicht."

"Hast du dich je mit Ästhetik als philosophischer Disziplin beschäftigt?"

Van Goghs Ohrpuschel blitzen kurz über dem Rand der ausgebeulten Tasche auf, ehe er wieder anfängt, zu murmeln, und Joanna griemelt unwillkürlich, während sie den Kopf schüttelt.

"Es ist möglicherweise hilfreich, darüber zu lesen. Ich besitze einige Standardwerke, sowohl der europäischen, als auch der asiatischen und afrikanischen Philosophie; zumeist in englischer Sprache. Beherrscht du die englische Sprache?"

Joannas Lächeln verblasst und sie nickt leicht.

"Warst du bereits einmal in meiner Bibliothek?"

"Ich hab zur Tür reingeguckt."

"Du könntest einmal schauen, ob dich eines der Bücher anspricht."

Ihr Blick huscht kurz zur Maske, dann zu irgendeinem Blatt in der Hecke gegenüber. "Jetzt?"

"Wann du möchtest. Und *falls* du möchtest. Ich werde deinem Gefühl und deiner Inspiration vertrauen."

"Okay— Ich würde lieber noch was hier draußen sitzen." Ihr Blick wandert und sie entdeckt die Krümel auf ihrem Teller wieder. "Was denkst du, was Schönheit ist?" fragt sie, während sie sich daran macht, ein Dreieck zu bauen.

"Ich weiß es nicht. Und ich möchte auch deinen Prozess nicht stören, indem ich dir meine Verwirrung aufdränge."

"Vielleicht würde es mir aber auch helfen."

"Das ist sicher möglich. Gib mir ein wenig Zeit, meine Gedanken zu ordnen." Er verschränkt die Arme vor seinem Bauch und sieht in den Himmel, während das Nagen in seiner Tasche verstummt.

"Ich habe viel über Schönheit gelesen." sagt er nach einer Weile. "Ich

habe auch eigene Überlegungen angestellt, sowohl zu meinem persönlichen Schönheitsempfinden, als auch zu dem, was ich auf meinen Reisen beobachten konnte. Ich habe viele Notizbücher mit meinen Gedanken gefüllt und bin zu keinerlei Schluss gelangt. Wahrscheinlich weil du recht hast und Schönheit ein Gefühl ist. Aber—" Grübelnd spielt der Maler an seinem Manschettenknopf herum, und schließlich stößt er die Luft aus. "Woher stammt das Vergleichsmoment? Das Schema, das wir anlegen, um Schönheit zu erkennen?"

"Ein Teil ist genetisch, ein Teil erlernt? Schönheit ist ja auch eine Frage der Gewöhnung. Ich fand Skinny-Jeans mal albern, jetzt find ich sie gut."

"Gut—" sagt der Maler langsam. "Was bedeutet 'gut' in diesem Zusammenhang, und—" Er verstummt kurz, ehe er fortfährt: "Ich weiß, was Schmerz verursacht; verschiedene Arten von Schmerz. Gibt es entsprechend verschiedene Arten der Schönheit? Und was verursacht sie?"

"Du meinst, wenn ein Sonnenuntergang am Meer ist, wie wenn man sich in den Finger schneidet, was ist dann wie ein blauer Fleck?"

"Ja."

Ein leises Rascheln lässt sie zum Maler sehen, als van Gogh seine Nase aus der Tasche streckt, über den Rand lugt und sich wachsam mit kleinen zuckenden Bewegungen umsieht. "Vielleicht etwas, das niedlich ist. So wie van Gogh oder ein Kätzchen."

"Niedlichkeit wäre damit eine Unterkategorie von Schönheit."

"Zum Beispiel." Griemelnd beobachtet sie, wie sich van Gogh halb aus der Tasche heraus zieht, die Ärmchen langgestreckt. Dabei gluckst er ein paar Mal, und als der Maler daraufhin mit einem Finger seinen Rücken und seine Wangen zu kraulen beginnt, fängt er an, ein leises, raschelndes Geräusch zu machen.

Joanna reißt die Augen auf. "Sag mal, schnurrt der?"

"Ja." Es liegt ein Hauch eines Lächelns in seiner monotonen Stimme und er neigt ein wenig den Kopf zu van Gogh, worauf dieser ganz auf seine Schulter hinauf klettert und sich in die Ecke zwischen der Stuhllehne und dem Hals des Malers kuschelt.

"Ich wusste nicht, dass Eichhörnchen schnurren können!" Sie schlingt die Arme um ihr Knie und beobachtet fasziniert, wie sich der kleine Nager unter den Fingern des Malers aalt. Doch schon im nächsten Moment scheint er genug zu haben, wuselt auf die andere Schulter

hinüber, sieht sich rasch um, hüpft über den Arm des Malers auf die Terrasse hinunter und verschwindet in der nächsten Hecke.

Joanna winkt ihm nach. Dann sieht sie zum Maler, der jetzt Schalenstücke aus seiner Hemdtasche fischt, und hastig zurück auf ihre Krümel.

"Du sprachst über mögliche Unterkategorien von Schönheit, ehe van Gogh dich unterbrochen hat."

"Ja, richtig—" Sie setzt sich anders hin und sucht nach dem Faden ihres Gedankengangs. "Also, Schönheit könnte Unterkategorien haben. Aber sie könnte ja selber auch eine Unterkategorie sein, nämlich von angenehmen Empfindungen. Und Schmerz wäre eine von unangenehmen Empfindungen. Schmerz hätte dann wieder eigene Unterkategorien, also ein Schnitt, ein blauer Fleck, Kopfwahl, und Schönheit ist unterteilt in- keine Ahnung, van Gogh, Sonnenaufgänge, Kristen Stewart— Und angenehme Empfindungen sind ja auch leckerer Geschmack, das Gefühl, wenn man etwas Angenehmes anfasst und so weiter. Die würden also nicht mehr unter 'Schönheit' als Kategorie fallen? Aber schöne Musik schon? Ich meine, bloß weil man nicht sagt 'Das schmeckt schön', muss ein leckeres Essen ja noch nicht außerhalb der Kategorie 'Schönheit' liegen. Und wenn die 'Unangenehme' Kategorie das Gegenteil der 'Angenehmen' Kategorie ist, tut dann schlechtes Essen weh?"

"Möglicherweise wäre es sinnvoll, uns im Bereich der Ästhetik von den umgangssprachlichen Begriffen zu trennen und eigene, präzisere zu finden."

Joanna stöhnt unwillkürlich. "Bitte nicht. Wenn ich eins gelernt habe, dann dass—" Sie kneift kurz die Augen zusammen, um sich an den Spruch zu erinnern, den sie sich erst vor ein paar Wochen nach einer Diskussion mit Hannibal zusammengebaut hat. "Dass eine negativ korrelierte Hegel'sche Dialektik gesetzt werden muss, von Präzision versus Quantität und Qualität der Inhalte versprachlichter semantischer Konstrukte, für die kein spekulatives Moment existiert." Sie beobachtet, wie der Maler nickt, und legt skeptisch den Kopf schief. "Du hast das verstanden?"

"Präzision auf Kosten von Prägnanz und Verständlichkeit."

"Ja—" Sie wendet sich wieder ihren Krümeln zu, im Gesicht eine Mischung aus Respekt und gespielter Ekel. "Am Ende kann man vor lauter aufgeblasener Kunstbegriffe die banale Realität, um die es letztendlich immer geht, überhaupt nicht mehr sehen."

"Was schlägst du stattdessen vor?"

"Ich bin sehr dafür, die Sache klarer zu machen, aber—" Nachdenklich stützt sie ihre Wange in die Hand. "Vielleicht sind die Alltagsbegriffe gar nicht unpräzise. Vielleicht sind sie *zu* präzise. Und zu willkürlich. Vielleicht haben 'Angenehm' und 'Unangenehm' in Wirklichkeit gar keine Unterkategorien. Vielleicht verwenden wir nur ein anderes Wort, um 'angenehm' auszudrücken, je nach dem, über welchen Sinn die angenehme Empfindung reinkommt, und je nach dem, wie stark sie ist. 'Lecker', 'hübsch', 'schön', das würde alles im Grunde das selbe bedeuten und nur angeben, ob die Augen, die Ohren oder die Zunge den Reiz geliefert haben, und wie das Wahrgenommene zu unserem Geschmack passt." Sie runzelt die Stirn. "Damit würden wir dann nach dem Prinzip des Angenehmen suchen. Das klingt zwar nicht besonders glorreich, aber—" Schulterzuckend sieht sie zum Maler.

Der nickt. "Dies ist ein Aspekt, der in vielen Ästhetiken als fundamental verstanden wird. Dir ist sicher der Begriff der platonischen Liebe geläufig?"

"Wenn man auf jemanden steht, aber nicht körperlich?"

"Nein. Platonische Liebe ist das hungrige Streben danach, einen als unangenehm empfundenen Mangel durch Erweiterung, Verbesserung und Erfüllung des Selbst zu beheben. Am Anfang steht die Befriedigung konkreter körperlicher Bedürfnisse, aus denen sich beim Menschen abstraktere entwickeln, wie Neugier, Schaffenstrieb oder Gerechtigkeitsempfinden. Plato sieht dabei das Streben nach Schönheit als das hierarchisch höchste an. Kein Organismus und auch keine menschliche Gesellschaft kann ohne derartige Entwicklung und Bedürfnisbefriedigung existieren. Im Prinzip des Angenehmen wurzelt also alles Leben."

"Na gut, wenn du es so ausdrückst—" Joanna reckt sich und bewegt den Kopf hin und her, um ihren Nacken zu dehnen. "Können wir jetzt mal eine Pause machen?"

"Natürlich. Ich würde auch sagen, dass wir für heute genug gearbeitet haben. Du hast mir einiges zu denken gegeben."

"Okay." Erleichtert steht Joanna auf und reckt sich.

"Um welche Zeit darf ich für dich kochen, und was würdest du gern essen?"

Abgesehen vom Essen ereignet sich für den Rest des Tages eigentlich nichts mehr.

Der Maler hockt erst auf der Terrasse, wo er neue Haufen aus zerknülltem Papier erzeugt, später in der Holzwerkstatt, wo die Schnitzereien an Joannas zukünftigen Möbeln Gestalt annehmen. Und Joanna ist ein paar mal kurz davor, richtig Musik zu machen. Aber dann hat sie doch Hemmungen, laut zu sein. Als könnte sie etwas zerbrechen, wenn sie jetzt zu sehr sie selbst ist. Als würde sie so tun, als ob alles in Ordnung wäre. So zupft sie nur Doppelgriffe, Bach-Kantaten und irgendetwas Jazziges, ehe sie *Galactic Pot-Healer* aus ihrem Rucksack kramt.

Und als sie um halb eins schließlich im Bett liegt, kann sie natürlich nicht einschlafen.

Denn nichts ist in Ordnung.

Der Maler scheint bereit, sich auf sie einzulassen und ihren Vorschlägen zu folgen, aber es gibt einfach kein Schicksal, und selbst wenn sie mal eben schnell die tausend Seiten Philosophie lesen und verstehen könnte, die er wahrscheinlich auswendig gelernt hat, wüsste sie doch immer noch nicht mehr über Schönheit als er. Früher oder später wird sie nichts mehr zu sagen haben. Was wird er dann tun?

Und da ist noch ein anderer, neuer Gedanke. Denn was, wenn seine Suche gar nichts mit irgendeiner höheren Wahrheit der Ästhetik zu tun hat, sondern mit Platon. Mit einem Mangel und der Erweiterung und Verbesserung des Selbst.

In den Erklärungen zu seinen Werken verlor er jedenfalls kein Wort über ästhetische Prinzipien. Und in seinen Geschichten ging es um Identität und Einsamkeit. Um Verzweiflung, Flucht und Leerstellen. Um etwas, das unkontrollierbar fehlt. Wie bei der Elfe an der Vogeltränke ohne Vögel und dem kleinen Baum, an den sich die Frau noch nicht anlehnen kann.

Ächzend wälzt sich Joanna auf die andere Seite.

Identität, Verzweiflung, Leerstellen— Eine Maske, über die er nicht sprechen will.

Und diese Maske ist nicht das Einzige, hinter dem er etwas versteckt. Da ist auch sein Schweigen über seine Person, das Reserviertheit sein könnte, sich aber viel mehr wie ein Verschwindenwollen anfühlt. Als würden Antworten ihn realer machen, während jedes kleine Schweigen ein Stück von ihm in Nichts auflöst.

Und immerzu wirkt er ängstlich. Auch als sie nach seiner Maske gefragt hat. Ja, das war Angst. Er hat Angst vor ihr, während er gleichzeitig hofft, dass sie ihn erlöst, von was auch immer es ist, das er hinter

seiner Maske und dem Schweigen mit sich herum trägt.

Scheiße.

Plötzlich und schmerzhaft steigt Sehnsucht nach Nicolas in ihr auf. Sie blinzelt, atmet durch, um sich zusammenzureißen, schnieft— und vergräbt weinend ihr Gesicht im Kissen.

Tag 5

"Guten Morgen, Schatz." Keine Antwort. "Hab ich dich geweckt?"

Am anderen Ende erklingt ein Murren, gefolgt von leisem Rascheln, als der Maler aufsteht und zur Chaiselongue neben der Treppe hinüber geht. Er gähnt. "Ich brauche einiges vom Baumarkt." sagt er schließlich leise.

Von seinem Gähnen angesteckt atmet Sérafine die taufeuchte Luft auf ihrer Terrasse ein. Dann nimmt sie ihr Telefon ans andere Ohr, klaubt den Kuli vom Terrassentisch und klickt ihn. "Ich höre—"

Louis beginnt, vorzulesen und sie spricht die Posten murmelnd nach, während sie sie notiert. Dabei nimmt vor ihrem inneren Auge ein neues Zimmer Gestalt an, mit einem großen Bett, langen, fließenden Vorhängen, einer kuscheligen Sitzecke und einer Pflanze an jedem Fenster.

Sie lächelt still in sich hinein. "Darf ich die Übertöpfe aussuchen?"

"Ich werde etwas aus Holz anfertigen."

"Dann brauchst du Flüssigfolie oder Epoxy, damit es nicht verrottet."

"Ich werde Epoxid verwenden; davon habe ich noch genug."

Sérafine legt den Kuli auf ihren Notizblock und kramt in ihrer riesigen Segeltuchtasche herum. "Hast du dich also endlich durchgerungen, mein Zimmer einzurichten?"

"Nein." Er atmet durch. "Ich habe sie gefunden, Sérafine."

"Sie?"

"Padma."

"Ach du-" Es herrscht einen Moment Schweigen, während Sérafine ihre gerade hervor geholte Zigarette in die Schachtel zurückstopft.

"Sie heißt Joanna."

"Joanna?" Sérafine schnappt ihren Stift und kritzelt den Namen neben ihre Einkaufsliste. "Und weiter?"

"Murray."

"Wie schreibt man das?"

"Ich weiß es nicht."

"Ist sie Engländerin?"

"Ich glaube nicht."

"Und jetzt richtest du ihr auf Verdacht ein Zimmer ein?"

"Nein, sie hat meine Entwürfe abgesegnet. Sie hat außerdem Essenswünsche. Bandnudeln, grüne-"

"Warte, sie ist bei dir?"

"Ja."

"Sie-" Sérafine runzelt die Stirn. "Sie ist einfach mit dir mitgegangen?"

"Nein. Ich habe sie geholt."

"Du hast sie *entführt*?"

"Was sollte ich sonst tun?"

"Louis, du kannst doch nicht einfach jemanden entführen!"

"Ich werde alles regeln. Es wird keinen Ärger mit der Polizei geben."

"Das ist nicht, worum ich mir Sorgen mache!"

"Sie hat alles, was sie braucht."

"Louis!" Sérafine vergräbt das Gesicht in ihrer freien Hand. "Holst du sie bitte mal ans Telefon?"

"Du kannst später mit ihr sprechen. Jetzt schreib bitte auf: Bandnudeln, grüne-"

"Louis."

"-Oliven, Rosinen-"

"Louis!"

"Hafer- und Dinkelflocken—"

Sérafine atmet sehr langsam aus und reibt sich das Gesicht. "Bandnudeln, Oliven, Rosinen—" wiederholt sie dann.

"Grüne Oliven, Hafer- und Dinkelflocken, Erdnussbutter, Zimt. Die üblichen Nahrungsmittel benötige ich in dreifacher Menge, Hafermilch in fünffacher. Das ist alles."

"Wo hast du sie gefunden?"

"Hier im Wald." Er knüllt seine Einkaufsliste zusammen und reibt mit der Kuppe seines Daumens über eine Kante im Papier. "Sie hat die Kette aufgeschnitten und auf der vordersten Lichtung ein Zelt aufgebaut."

"Aber sie-" Sérafine zögert. "Sie hatte keinen Traum, so wie du."

"Nein. Das wäre zu einfach." Er wirft das Papierknäuel auf den schwarzen Boden. Es hüpfte einige Male raschelnd, ehe es liegen bleibt. "Ich habe ihr versprochen, dass sie nach ihrer Arbeit bei mir finanziell ausgesorgt haben wird."

"Louis, wenn sie nicht geträumt hat, wie sicher kannst du dann sein, dass sie das ist, wonach du gesucht hast."

"Ich bin absolut sicher."

"Aber hast du es überprüft? Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, das zu-"

"Ich habe ihr Gesicht vermessen." fällt der Maler ihr ungeduldig ins Wort. "Die Abweichung liegt unter einem Millimeter und einem halben Grad. Und wenn du sie siehst, wirst du es eben so sicher wissen wie ich."

"Was ist, wenn ich trotzdem Einwände habe?"

"Das wirst du nicht."

Sérafine reibt sich über die Stirn. "Und wenn doch?" beharrt sie.

"Du wirst," wiederholt der Maler fest, "keine Einwände haben."

"Louis, es-"

"Nein. — Und nun müssen wir über Geld sprechen."

Sérafine ächzt genervt. "Gut, wie du meinst. Aber ganz gleich, was du versprochen hast: Wir können es uns nicht leisten, langfristig noch eine weitere Person zu ernähren. Dazu reicht unser Einkommen einfach nicht aus."

"Wenn ich meine Aufgabe erledigt habe, werde ich nichts mehr verbrauchen."

"Du bist nicht der Kostenpunkt, um den ich mir Sorgen mache. Die Kredite für die Umbauten am Haus, das Sicherheitssystem, deine Maschinen, die-"

"Was sind Kredite?"

"Geldbeträge, die man sich von einer Bank leiht und später in Raten zusammen mit einer Gebühr namens Zinsen zurückzahlt. Und ich habe die Galerie als Sicherheit angegeben, ich kann auf keinen Fall riskieren, dass ich mit den Raten nicht mehr hinterher komme."

Stirnrunzelnd wechselt der Maler das Telefon an sein anderes Ohr.

"Ich habe vor jeder Reise einen nicht unerheblichen Geldbetrag besorgt. Warum hast du die Kredite nicht mit den Überschüssen abbezahlt?"

Sérafine lacht. "Welche Überschüsse? Louis, alles in allem habe ich fast drei Millionen für dich geliehen, und ich zahle noch immer allein zwanzigtausend pro Jahr an Zinsen! Wenn ich deine Flüge, Zugreisen und Unterkünfte bezahlt habe, bleibt von dem, was du üblicherweise besorgst, gerade genug für deine Medikamente übrig. Und überhaupt: 'Besorgt'? Du hast das Geld *gestohlen*; ich will gar nicht wissen, wem oder wie." Sie reibt sich die Stirn. "Wenn wir auf andere Weise finanziell nicht auskommen, muss das wohl sein, aber solange nichts außer der Reihe ansteht, ist unser Bedarf durch meine Arbeit und die Einnahmen aus den Lizenzgebühren und Verkäufen deiner L.E-"

"Nein."

"Entschuldige. Unser Bedarf ist jedenfalls gedeckt, ohne dass du dazu kriminell werden musst, und ich will nicht, dass du stiehlt und dich in Gefahr begibst, nur um eine Wildfremde durchfüttern zu können." Sie setzt sich auf ihrem knarrenden Liegestuhl zurecht. "Wirklich, Louis, ich hätte dich für vernünftiger gehalten."

"Joanna wird mir das Prinzip der Schönheit verraten. Sie hat alles verdient, was ich ihr geben kann."

Kopfschüttelnd kreuzt Sérafine einen Arm vor der Brust. "Warten wir ab, ob sie tatsächlich das ist, wofür du sie hältst."

"Sie *ist* Padma." erwidert der Maler gereizt. Dann reißt er sich zusammen. "Wie viel ist nötig, um die Kredite zurückzuzahlen?"

Sérafine seufzt. "Louis."

"Sag es mir."

Sie seufzt noch einmal. "Etwas über eine halbe Million."

"Und ohne diese Belastung könnte ich Joanna versorgen?"

"Es gehen zurzeit etwas über fünfzehntausend Euro für Tilgung und Zinsen weg. Das Geld würde frei, wenn die Kredite abbezahlt wären."

"Im Monat?"

"Im Monat."

"Wie viel Geld wird zusätzlich frei, wenn ich tot bin?"

Getroffen presst Sérafine die Lippen zusammen. Räuspert sich. "Wenn du-" Sie räuspert sich noch einmal, verärgert, und atmet durch. "Wenn du- Du verbrauchst zurzeit zwischen hundert und hundertfünfzig Euro im Monat für Nahrungsmittel, Kleider und Dinge des täglichen Bedarfs, etwas über tausend im Jahr für deine Zeitschriften und durchschnitt-

lich— Ich weiß es nicht genau. Wenn du viel arbeitest, kommen monatlich noch einmal drei- bis vierhundert für Material oben drauf, aber dieses Jahr habe ich dein Budget in dem Bereich noch nicht angerührt."

"Und meine Bücher?"

"Von der Bücherei zu leihen, kostet nichts, und so selten wie du eines als eigenes Exemplar haben willst— Lass es zweihundert im Jahr sein, wenn es hoch kommt, aber ich kann mich wirklich nicht erinnern, wann ich dir zum letzten Mal ein Buch gekauft habe."

"Würden fünfzehntausend Euro im Monat für eine Person wie Joanna ausreichen?"

Sérafine lacht auf. "Das will ich doch schwer hoffen. Fünfzehntausend sind richtig viel Geld."

"Gut. Bis später."

"Warte bitte, ich habe noch Fragen."

"Später."

"Aber es ist wichtig!"

"Später." Damit legt er auf.

Resigniert lässt Sérafine ihren Kuli fallen und legt ihre Hand auf den flauschigen Kopf der Katze, die es sich auf ihrem Schoß bequem gemacht hat. "Bockmist."

Joanna erwacht mit einem Ruck. Fahles Licht sickert durch die Fenster. Kalt, grau, substanzlos, und viel zu sehr wie das, was sie in ihrem Traum gefühlt hat.

Hektisch setzt sie sich auf, um ihre Arme und Beine mit den Handflächen abzureiben. Aber die Nichtexistenz lässt sich nicht abschütteln. Dabei war es diesmal gar nicht sie, die nicht existiert, sondern etwas am Maler. Sein Gesicht und noch etwas anderes, traumlogisches, das ihr furchtbare Angst gemacht hat.

Sie schüttelt sich, schaltet die kleine Lampe neben der Matratze ein und stapft ins Bad.

Das kalte Wasser hilft. Nur wieder einschlafen kann sie nicht. Nicht einmal, als sie den Kernseifenduft ihrer Decke über den Kopf zieht.

Entsprechend still und versunken hockt sie später auf der Terrasse und starrt die ungeschmierte Brotscheibe auf ihrem Teller an.

"Guten Morgen, Joanna."

Sie schreckt auf und sieht zum Maler, der gerade vom Labyrinth her die Trockenwiese überquert. "Morgen."

"Geht es dir nicht gut?"

"Doch, ich hab nur nicht viel geschlafen letzte Nacht."

"Das tut mir leid." Er bleibt am Rand der Terrasse stehen. "Ich habe alles nötige in die Wege geleitet, um dir bald eine angenehmere Schlafstatt zur Verfügung stellen zu können."

"Hm— Aber deswegen hab ich nicht wachgelegen." Zaghaft sieht sie ihn an. Das matte, reglose Schwarz seiner Maske. Ein Nichts mit zwei hellen Augen, die sie wachsam mustern.

Joanna sieht wieder weg, auf ihren Teller, während der Maler nun langsam die Terrasse betritt.

"Hey, ähm—" Sie atmet durch. "Ich- ich weiß, du willst nicht darüber reden, aber-" Sie hört, wie er auf der anderen Seite des Tisches stehen bleibt, und zwingt sich, zu ihm zu sehen.

Er starrt auf sie herab. Noch steifer als gewöhnlich.

"Ich- ich meine, vielleicht- hat es ja etwas mit allem hier zu tun? Mit- mit Platon und dass du-"

"Du hast mich analysiert." unterbricht der Maler sie kühl.

Joanna öffnet den Mund, um zu protestieren, aber er spricht schon weiter, seine gelben Augen hart, während er mit einem langen, dünnen Zeigefinger von unten auf seine Maske deutet: "Alles in meinem Leben hat damit zu tun. *Alles*. Von meinem ersten Tag bis zum letzten bestimmt dieses *Ding*, was ich sein darf. Das ist es, was Schicksal bedeutet. Und mehr gibt es nicht zu sagen." Damit setzt er sich wieder in Bewegung, verschwindet im Haus, und Joanna hört nur noch, wie er die Kellertür hinter sich zuknallt.

Sie schluckt, zieht die Knie an ihre Brust und stützt blinzelnd die Stirn in die Hände. '*Es ist alles gut!*' redet sie sich in Gedanken zu, während sie ruhig durch die Nase ein- und durch den Mund wieder ausatmet. '*Alles okay.*'

Warum nur hat sie jetzt auf einmal solche Angst?

Kaum hat der Maler die Zimmertür hinter sich abgeschlossen, lässt er sich am Türblatt herunter rutschen und birgt den Kopf in seinen zitternden Armen.

Es ist nicht das erste Mal, dass jemand sein Nein nicht akzeptiert, aber aus irgendeinem unerfindlichen Grund ist es diesmal schmerzhafter als gewöhnlich. Er ist noch nie geflüchtet. Er hat sich immer gestellt, immer sein Nein wiederholt, aus der Sicherheit hinter seiner Maske, bis ihm nachgegeben wurde. Aber diesmal nicht. Diesmal ist die Angst zu groß. Er wird sterben, wenn Joanna sein Gesicht sieht. Er weiß es einfach. Und er kann sie nicht einmal vor die Tür setzen.

Langsam atmet er gegen seine aufsteigende Panik an.

Er könnte selbst fort gehen. Jedes Mal, wenn sie fragt. Bis sie doch noch aufgibt.

Aber selbst wenn ihr Mund schweigt, werden ihre Augen es immer noch wissen wollen. Jeder Blick würde zur Frage und es würde immer da sein, immer an ihm nagen; an ihr. Unerbittlich. Unausweichlich.

Stöhnend fährt er sich mit den Fingern übers Haar und sein Blick wandert zu der Holzdose auf dem Beistelltisch, in der er sein Morphin aufbewahrt. Jetzt ein Schuss, und schon wäre es leicht. Aber der Gedanke, nicht ganz bei Sinnen zu sein, während er nackt dasteht, lässt seinen Bauch in neuer Panik verkrampfen. Und die Erinnerung daran müsste er nüchtern ertragen.

Nein. Nein, er sollte es hinter sich bringen. Einfach tun, was nicht ungetan bleiben kann, und dann hierher zurück flüchten, sich betäuben, im Bett verschwinden.

Denn er wird ja nicht sterben. Es fühlt sich nur so an.

Es fühlt sich nur so an.

Dass er sein Zimmer wieder verlassen hat, bemerkt Joanna erst, als sie in die Halle tritt und aus dem Atelier leise etwas zu hören ist, das entfernt an Chopin erinnert.

Sie zögert. Doch schließlich steigt sie hinauf.

"Maler?"

Er hebt den Kopf, ohne sein Spiel zu unterbrechen, und starrt sie an, während sie sich verkrampft an den Flügel lehnt.

"Hey, es- es tut mir leid, dass ich dich vorhin beleidigt habe, und ich verstehe, dass es nicht einfach für dich ist, über-" Sie bricht ab, als er lautstark die Klaviatur zuknallt, aufspringt und vor den nahen Regalen auf und ab zu laufen beginnt. "Du versteckst dich nicht ohne Grund und

ich- ich würde das wirklich gerne respektieren, aber ich weiß einfach nie, wo ich hin gucken soll, und du bist so-"

"Mir ist es gleich, wo du hin siehst." presst er heiser hervor.

"Wenn ich dich anstarre, ist es dir sicher nicht gleich, und-"

"Doch!" Er gestikuliert abgehackt, seine Schritte immer schneller, kürzer, hin und her. "Die Maske macht mich immun."

"Super, aber ich bin nicht immun. Ich sitze hier und versuche, mit jemandem zu reden, der kaum lesbar ist und fremd und-"

"Mein Gesicht zu kennen, würde daran nichts ändern."

"Aber immerhin hättest du dann ein Gesicht! Jetzt hast du keins. Da ist nur ein schwarzes Nichts und ich- Es-" Sie presst die Lippen zusammen. "Es macht mir Angst, okay? Ich- ich will einfach nur *wissen*, dass hinter deiner Maske etwas ist und dass ich mich mit einem Menschen unterhalte und nicht mit- irgendetwas anderem." Sie stößt die Luft aus.

Der Maler lacht leise, die zittrigen Hände zu Fäusten geballt. "Aber genau das tust du."

"Das glaub ich dir nicht." Sie macht einen zögernden Schritt vom Flügel weg und sieht zu, wie der Maler weiter hin und her läuft, hin und her. "Ich-"

"Wie du willst." spuckt er unvermittelt, stampft zu ihr und bleibt kaum einen Meter von ihr entfernt wieder stehen, die Arme in zorniger Einladung geöffnet. "Sieh nach."

Überrumpelt reibt Joanna ihre Schulter. Dann gibt sie sich einen Ruck. Doch als sie die Hände zu dem schwarz lackierten Holz der Maske hebt, wird aus der Zerstörungswut in den Augen des Malers plötzlich wieder Angst. Nackte, mühsam kontrollierte Todesangst, deren Anblick Joanna den Magen zusammenpresst.

Hastig zieht sie sich von ihm zurück. "Entschuldige, ich- ich dachte nicht, dass es dir so weh tun-" Sie bricht ab, als mit ihren Worten alle Spannung aus dem Raum weicht, ersetzt durch ein Vakuum sprachlosen Unglaubens. "Ich werde nie wieder-" setzt sie an, aber im selben Moment bricht der Maler aus seiner Erstarrung aus, packt ihre Finger und reißt sich damit die Maske herunter.

"Sieh genau hin!" faucht er. "Da ist kein Mensch."

Erschrocken versucht Joanna, sich aus seinem Griff zu befreien, während sie auf seine Entstellung starrt.

Er hat keine Nase. Zwischen seinen tiefliegenden Augen prangt nur eine kleine, knotige Erhebung über einem breit aufklaffenden Loch.

Seine Augenbrauen sind kahl und über seinen hohen Wangenknochen erstreckt sich rechts eine dicke, wulstige Narbe. Seine Wangen sind eingefallen, die Haut bleich, bläulich geädert, seine schmale Oberlippe zu einem ewigen Ausdruck der Häme verzogen durch eine zweite Narbe, wo sich einmal eine Lippenspalte befunden hat. Darunter ragen zu klein und spitz geratene Schneidezähne aus seinem Kiefer.

Instinktiv versucht Joanna, in diesem anatomischen Chaos zu lesen. Doch der Maler hat sie schon wieder losgelassen. Keuchend krümmt er sich zusammen, das Gesicht abgewendet, und stolpert ein paar Schritte von Joanna weg.

Einen Moment lang scheint er nicht ganz sicher zu sein, wo er sich befindet. Doch schließlich entdeckt er die Falltür und wankt hinüber.

Reglos hört Joanna zu, wie er die Treppe hinunter poltert, in der Küche gegen einen Stuhl stößt, die Kellertür zuknallt. Dann klaubt sie die Maske vom Boden und folgt ihm.

Sein Zimmer ist nicht verschlossen.

Als Joanna die Tür ganz aufschließt, dreht er den Kopf weg, so dass sie seine Entstellung nicht mehr sehen kann. Dann wirft er kraftlos die leere Spritze beiseite, streift die bereits gelockerte Aderpresse ab und zieht den Ärmel seines Hemdes wieder herunter.

"Sei so gut, Joanna." sagt er schleppend, beinahe lallend. "Und lass mich eine Weile allein."

Das gibt ihr den Rest.

Klappernd fällt die Maske auf die oberste Treppenstufe, und schon flüchtet Joanna in den Garten.

Sie sitzt im Gras hinter der Weide, auf dem Schoß eine Rolle Küchentuch, das sie in Ermangelung von Taschentüchern zum Schneuzen benutzt.

Irgendwann hört sie, wie der Maler die Wiese betritt.

Prompt beginnen ihre Augen wieder zu brennen. "Wenn du alleine sein willst, kann ich woanders hingehen."

"Nein, bleib nur."

"Sicher?" Schniefend stopft sie ihre durchweichten Behelfstemplos in die Hosentasche. Dann rappelt sie sich auf und wagt sich langsam aus dem Schatten der Weide.

Der Maler sitzt auf der Bank; aufrecht, aber nicht so verkrampft, wie sie erwartet hatte. Und als sie sich auf die Schaukel fallen lässt, wirft sie ihm einen weiteren kurzen, verstohlenen Blick zu.

"Schau ruhig," sagt er leise. "Es stört mich wirklich nicht, solange ich meine Maske trage."

Sie zögert, aber schließlich wendet sie sich ihm zu und macht sich zum ersten Mal wirklich mit seiner Maske vertraut - der Adlernase, den kantig angedeuteten Schläfen und Augenbrauen, der gebogenen Fläche, die seinen Mund versteckt. Sie betrachtet auch seine Frackjacke. Seine Haltung, die bei genauerem Hinsehen etwas zusammengesunken wirkt. Sein zotteliges Haar.

"Maler, wie alt bist du eigentlich?"

Er hebt den Kopf. "Siebenunddreißig."

"Oh—" Sie weiß nicht, was sie mehr überrascht. Dass er geantwortet hat, oder dass er so viel jünger ist als sie gedacht hatte. "Und wo kommst du her?"

Schweigen.

"Aus Frankreich, oder?"

Schweigen.

Sie seufzt. "Hör mal, ich- Es tut mir so leid, dass ich-" Blinzelnnd presst sie die Lippen zusammen und schluckt. "Warum hast du- Ich- ich wollte dich wirklich nicht mehr sehen."

"Damit ich es hinter mir habe."

"Aber ich wollte dich nicht mehr-"

"Es hätte dir dennoch keine Ruhe gelassen," presst der Maler hervor.

"Ja, kann schon sein," murmelt Joanna. Aber warum hat er ihre Finger genommen? Warum hat er sie derart in diesen Moment hinein gezwungen?

Sie mustert seine Hände, die dürr und fest mit einander verschränkt auf seinem Schoß liegen. "Du bist schon so geboren worden, oder?"

Eine kaum wahrnehmbare Kopfbewegung, ehe er mit einem Ruck aufsteht. "Ich würde deine Fragen lieber an einem anderen Tag beantworten, wenn du nichts dagegen hast."

"Okay. Tut mir leid."

Er streicht seine Frackjacke glatt und steht einen Moment lang nur da,

ehe er sich zögernd, umständlich und ohne Joanna anzusehen wieder setzt.

Sie wartet darauf, dass er noch etwas sagt oder fragt. Aber er sitzt nur da, ohne Worte.

Und schließlich hört sie auf zu warten und stößt sich vom Boden ab, um stattdessen dem Knarzen der Seile zu lauschen, die sie tragen.

Als sie später in der Küche sitzt und den letzten Rest Nudeln von ihrem Teller kratzt, klingelt zweimal das Telefon in der Tasche des Malers. Beim ersten Mal wirft er nur einen Blick auf das Display, das zweite ignoriert er vollständig.

Kurz darauf ist vor dem Haus ein Auto zu hören, ein Schlüssel in der Tür, Schritte durchqueren die Halle, und schon betritt eine zierliche, puppengesichtige Frau mit einer großen, altrosafarbenen Brille und einem halb aufgelösten, grau melierten Pferdeschwanz die Küche.

"Hallo ihr beiden." Ächzend wuchtet die Frau einen mit Einkäufen vollgepackten Weidenkorb auf die Arbeitsplatte. Dann krempelt sie die Ärmel ihrer schlecht sitzenden Bluse hoch und geht zu Joanna hinüber, um ihr mit sachlichem Lächeln und einem forschenden Blick aus hellblauen Augen eine Hand entgegen zu strecken. "Ich bin Sérafine."

"Joanna." Sie erwidert Sérafines überraschend kräftigen Händedruck. "Hallo."

Der Maler hat unterdessen wortlos das aufgeschlagene Notizbuch mit Joannas Messergebnissen auf den Tisch gelegt; daneben die letzte Zeichnung von der Stellwand.

Ergeben sieht Sérafine zwischen Buch, Bild und Joanna hin und her. "Sie sehen sich wirklich sehr ähnlich." gibt sie zu. "Aber-"

"Nein." unterbricht der Maler sie ruhig. "Kein Aber." Damit wendet er sich ab, um in Richtung der Halle zu gehen.

Doch Sérafine hält ihn auf. "*Chéri*, warte. Pflückst du mir ein paar Tomaten, wenn du die Sachen reingetragen hast? Ein halbes Kilo vielleicht? Nachher vergesse ich es bestimmt. — Danke." Sie rückt den Schulterriemen ihrer riesigen Umhängetasche zurecht und lächelt Joanna an. "Wie sieht es aus, wir gehen ein bisschen spazieren und du verrätst mir, wie eine Portugiesin an den Nachnamen 'Murray' gerät?"

Joanna lächelt gequält. "Das ist eine komplizierte Geschichte."

"Ich mag kompliziert." Sérafine öffnet die Terrassentür. "Aber ich kann dir auch erzählen, was ich so mache."

Joanna bleibt noch eine Weile skeptisch und schweigsam, aber Sérafine plaudert so freimütig und begeistert über die Kunstausstellung, die sie gerade organisiert, und wirkt dabei so wunderbar normal und ausgeglichen, dass sie schließlich aufmacht und sich an Sérafines Gegenwart klammert wie an einen Rettungsring.

Sie erzählt von ihrem Studium - Sérafine hat Kunstgeschichte und BWL studiert, Letzteres fand sie schrecklich - von Tiffi - Sérafines Katzen heißen Flori und Tabi - und ihrem Job als Pizzabotin - Sérafine war während ihres Studiums Tippse bei einer Anwaltskanzlei.

Als sie schließlich die Wiese mit der Schaukel erreichen, lässt sich Joanna mit einem Seufzen auf die Sitzfläche fallen. "Wie bist du danach eigentlich zu diesem Job an der Galerie gekommen?"

Sérafine macht es sich auf der Bank bequem, zieht ihre Tasche auf den Schoß und kramt nach ihren Zigaretten. "Strenggenommen habe ich nicht nur einen Job dort. Die Galerie gehört meiner Familie schon seit Generationen und ich bin eine der Erbinnen." Sie unterbricht sich, während sie ihr fast leeres Feuerzeug schüttelt. "Ursprünglich sollte ich die Leitung übernehmen, weil ich die älteste bin, aber meine Cousine Elise hatte diese Vision von sich als internationaler Kunstmagnatin. Ihr liegt dieser ganze taktische, rechtliche, finanzielle, repräsentative Kram auch viel mehr als mir, und sie hat wirklich was erreicht in den letzten fünfzehn Jahren."

"Und dir ist das alles recht?"

"Sicher." Sérafine lacht. "Warum sollte ich etwas dagegen haben?"

"Naja, ich hab so das Bild von einer süßen, kleinen, familiären Galerie vor mir, die plötzlich zu so einem internationalen Monster aufgeblasen wird."

"Also, klein und süß war die Galerie Janvier schon zu Zeiten meines Vaters nicht mehr. Und wir haben immer einige kleine süße Ausstellungsräume behalten. Aber zusätzlich haben wir eben auch Zugang zu riesigen sterilen Hallen und praktisch allem dazwischen. Mir ist das sehr recht, weil wir so ganz verschiedenen Werken eine Plattform bieten und auch mal ein größeres Risiko eingehen können. Ich weiß nicht, ob mir meine Arbeit so viel Spaß machen würde, wenn ich auf

Kunstschaffende beschränkt wäre, die in meinem einen Ausstellungsraum in meiner einen Stadt vor meinem einen Publikum funktionieren." Sie nickt zufrieden. "Stattdessen darf ich mit hundert verschiedenen, aufregend kreativen Menschen arbeiten. Das ist wundervoll."

Joanna lächelt. "Das erklärt dann wohl auch, warum du mit dem Maler befreundet bist—"

"Dem Maler?"

"Na dem Kerl mit der Maske."

"Er lässt sich 'Maler' von dir nennen?"

"So hat er sich vorgestellt." Joanna zuckt mit den Schultern. "Was ist denn sein richtiger Name?"

"Ich darf ihn Louis nennen, und manchmal hört er sogar darauf." antwortet Sérafine sarkastisch.

"Also—" Joanna runzelt die Stirn. "Er heißt nicht Louis?"

"Wenn du wissen willst, wie seine Mutter ihn genannt hat: An einem guten Tag war es *crapaud* - das bedeutet 'Kröte'. An einem schlechten Tag—" Sie breitet die Hände aus und mustert den leicht entsetzten Ausdruck in Joannas Gesicht. "Einen 'richtigen' Namen hatte er nicht. Sie hat seine Geburt geheim gehalten."

"Wegen seinem—" Joanna deutet auf ihr Gesicht.

"Davon gehe ich aus. Aber soweit wir wissen, war die Geburt insgesamt sehr traumatisch für sie. Sie war ganz allein und ich vermute, dass sie psychisch nie besonders stabil war. Leider ist nicht viel Gesichertes über sie bekannt. Sie hat lieber alle möglichen Geschichten über sich und ihre Herkunft erfunden, als Menschen an sich heran zu lassen. Ihre Tochter einmal ausgenommen."

"Der Maler hat eine Schwester?" Interessiert hält Joanna in ihrem Geschaukel inne.

Sérafine nickt. "Eine Zwillingsschwester; Irène." Sie lächelt traurig. "Sie hatte das gleiche rabenschwarze Haar wie Louis, das gleiche trotzige Kinn. Aber ihre Mutter hat sie vor einander versteckt, und Irène ist mit zehn Jahren gestorben. Sie sind einander nie kennengelernt."

"Oh. Das- ist schrecklich." murmelt Joanna stirnrunzelnd. "Was ist passiert?"

"Sie hatte einen Herzfehler."

"Oh nein—" Joanna schweigt einen Moment lang betreten. Doch schließlich holt sie wieder Schwung. "Wie hast du Louis eigentlich kennengelernt?"

Sérafine bläst etwas Rauch aus und schaut nachdenklich in den Himmel. "Das sollte ich dir wahrscheinlich erzählen."

Es bedurfte nur der Einstandsfeier in der neuen Nachbarschaft, damit Sérafine zu der Überzeugung gelangte, dass sie in das beste Haus der Welt gezogen war. Auf dieser Einstandsfeier erfuhr sie nämlich, was der Immobilienmakler ihren Eltern wohlweislich verschwiegen hatte:

Dass über das Haus hinter der dicken Buchenhecke am Ende ihres neuen Gartens in der Nachbarschaft lebhaft spekuliert wurde. Besonders von Madame Direille.

Die Fakten waren, dass eine sehr lebenswürdige, hochschwangere junge Frau das Haus geerbt hatte, jedoch bald überstürzt wieder fortgezogen war, ohne dass jemand wusste, warum.

Ein paar Monate später waren zwei junge Mädchen eingezogen, die die Fenster mit Sichtschutzfolie beklebt und - nach ihren Einkäufen zu urteilen - für einen Säugling zu sorgen hatten. Es wurden einige Versuche unternommen, den beiden behilflich zu sein, doch die Brünnette reagierte stets verstockt, die Blonde beinahe ängstlich, so dass man sie - die einen verschnupfter als die anderen - schließlich wieder in Ruhe ließ.

Und so wurde die Identität dieser Mädchen, vor allem aber des geheimnisvollen Kindes zu der Frage, die die Nachbarschaft spaltete.

Die meisten vermuteten zunächst, dass eines der Mädchen die Mutter des Kindes war, auch wenn beide viel zu jung für so etwas aussahen. Dann, etwa sechs Jahre später, hatte es begonnen, dass alle zwei bis drei Wochen ein Taxi vor dem Haus hielt. Daraus stieg stets eine mit einem Kopftuch und einer sehr großen Sonnenbrille verummte Frau, um Kartons ins Haus zu bringen oder abzuholen. Die einhellige Meinung war daraufhin, dass das Kind ihr gehörte, und dass sie es versteckt hielt, weil es seinem wichtigen, mächtigen, reichen - möglicherweise kriminellen? - ehebrechenden Vater zu ähnlich sah, oder dem angeblichen, wichtigen, mächtigen, reichen - sicher kriminellen! - Kindsvater nicht ähnlich genug.

Madame Direille hingegen schwor, dass die Vermummte eben jene junge Frau war, die schon einmal in dem Haus gelebt hatte, dass sie einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, und danach einen Dämon geboren hatte.

Madame Direille hatte den Dämon sogar einmal mit eigenen Augen gesehen. In einer mondlosen Nacht, so wahr sie hier stehe. Er habe kein Gesicht gehabt, nur ein großes schwarzes Loch, vom Haaransatz bis zum Kinn, in dem leuchtend gelbe Augen glommen. Und wenn die Vermummte im Haus war und Madame Direille mit einem Glas an der Wand ihres Wohnzimmers lauschte, konnte sie oft leises Schimpfen hören, unter das sich ein unheimliches, unmenschliches Heulen und Schluchzen mischte; das war das Dämonenkind, das von der Vermummten geknechtet wurde, damit es ihr weiter zu Diensten war und ihr ewige Jugend schenkte.

All diese Geschichten schrieb Sérafine gewissenhaft auf, auch wenn sie Madame Direilles Version nicht glaubte und - anders als die Erwachsenen - die Idee eines unehelichen Kindes ziemlich langweilig fand.

Am Tag darauf kniete sie mit einem Eimer und einer kleinen Harke bewaffnet auf dem Grasstreifen zwischen der frisch geschnittenen Buchenhecke und den Rosenbeeten, jätete Unkraut und hoffte, dabei irgendetwas über die vorzugsweise abenteuerliche Wahrheit über den Nachbargarten herauszufinden. Als die Beete fertig waren, las sie im Schatten des Pflaumenbaumes, dessen Zweige bis über die Hecke ragten, und als die Schule wieder anfang, erledigte sie auch ihre Hausaufgaben dort, an ihrer Seite ihr Kätzchen Diane.

Doch nichts geschah, und wenn es einmal verheißungsvoll im Gras oder der Hecke raschelte, stellte sich ein Vogel oder Eichhörnchen als Verursacher heraus. Manchmal war das bereits angekündigte leise Schimpfen zu hören. Wesentlich öfter klang aber Klaviermusik durch die geöffnete Terrassentür.

Von Neugier getrieben, kletterte Sérafine sogar ein paar Mal auf den Pflaumenbaum, obwohl ihre Eltern das streng verboten hatten. Aber sie entdeckte auf der anderen Seite der Hecke bloß kniehoch wuchernden Rasen, ein ausgebleichtes, kaputtes Schaukelgestell und ein paar hohe Büsche, die das gesamte Erdgeschoss verbargen.

Zwei lange Monate vergingen, ehe ihre Hartnäckigkeit endlich belohnt wurde.

Eben trat Mary Lennox durch die geheime Tür im Haus ihres Onkels, als aus dem Nachbarhaus das Schimpfen einer Frauenstimme ertönte.

Sérafine legte ihr Buch beiseite und versuchte zu verstehen, was die Stimme sagte, doch sie war zu leise und undeutlich. Außerdem

verstummt sie bald, so dass Sérafine sich wieder ihrer Geschichte zuwenden wollte. Doch dann hörte sie, wie sich in der Nähe jemand durchs Gras bewegte. Kurz darauf raschelten die Blätter auf der anderen Seite der Hecke, und jemand schluchzte verhalten.

Aufgeregt rückte Sérafine näher. "Hallo," sagte sie leise.

Es kam keine Antwort, nur das Schluchzen hörte auf.

"Ich heiße Sérafine. Wie heißt du?"

"Wer bist du?" kam die Stimme eines kleinen Jungen von der anderen Seite.

"Deine Nachbarin."

"Ich darf nicht mit dir reden."

"Warum?"

"Keiner darf wissen, dass ich hier bin."

"Aber jeder weiß von dir."

"Nein."

"Doch. Alle wissen es. Bist du der Sohn von einem Politiker?"

"Nein, keiner weiß es, weil sonst würden sie mich holen und in den Zoo sperren."

Sérafine runzelte die Stirn. "Warum?"

"Ich darf nicht mit dir reden."

"Ich verspreche, ich sag es keinem weiter, Ehrenwort!"

Doch der Junge schwieg.

"Ich sag es echt nicht weiter. — Auch nicht, dass du hier bist." versicherte sie ihm - ohne Erfolg. Also versuchte sie, einen Blick auf seine Gefühle zu erhaschen und herauszufinden, wie sie ihn zum Weiterreden bringen könnte. —

"Moment, was?"

"Ich kann Gefühle sehen."

Zweifelnd legt Joanna den Kopf schief, und Sérafine lächelt.

"Ist schon in Ordnung, du brauchst mir nicht zu glauben."

"Nimms nicht persönlich."

"Tu ich nicht." —

Gewöhnlich waren die Bilder nur schemenhaft, besonders wenn Sérafine die Person nicht kannte und nicht berühren konnte. Doch die Gefühle des Jungen erschienen ihr glasklar; wie eine pechschwarze Lawine, die auf sie zu stürzte und drohte, sie unter ihrer Last zu begraben.

Hastig wandte sie den Blick ab und schnappte nach Luft.

"Ich mag nicht sagen warum," murmelte der Junge, während Sérafine noch darum kämpfte, sich wieder zu fassen.

"Hat- hat deine Mutter eben so geschimpft?"

"Ja." Schweigen. "Ich hasse sie. Aber sie fährt bald wieder nach Hause."

"Wohnt sie nicht hier?"

"Nein. In Saint-Aubin-lès-Elbeuf. Da ist es viel schöner."

"Stimmt doch gar nicht. Da sieht es genau so aus wie hier."

"Du warst schon mal da?" Er klang ungläubig, aber auch aufgeregt, so als hätte Sérafine behauptet, dass sie eine Weltreisende ist.

"Meine Oma wohnt ihn Saint-Aubin," antwortete sie stirnrunzelnd. "Bei der Brücke. Mit dem Fahrrad sinds nur zehn Minuten bis da."

"Marguerite sagt, es ist sehr weit weg und viel schöner."

"Sie lügt. — Warum hat deine Mutter dich geschimpft?"

"Weil ich wieder Fehler gemacht habe." Der Junge stöhnte müde. "Ich mach immer Fehler. Sie will, dass ich Sachen genau so male, wie sie sagt, aber der Fluss will, dass ich sie anders mache, und der Fluss ist so stark-"

"Was denn für ein Fluss?" unterbrach Sérafine ihn neugierig.

"Das Malen. Die Bilder. Mein Bauch zeigt mir Dinge, und die sind schön und richtig und die muss ich dann malen. Aber Marguerite will das nicht. Sie sagt, das verkauft sich nicht und ich will nur bockig sein, und dann holt sie ihren blöden Stock und ich muss es übermalen." Er schniefte. "Ich versuch immer, es richtig zu machen, aber wenn ich gegen den Fluss male, krieg ich Kopfweh, und wenn ich dann keine Pause mache, fängt die ganze rechte Seite *an* und mir wird schlecht und manchmal muss ich kotzen und kann nicht mehr richtig sehen, aber Marguerite glaubt mir nicht. Hier, guck, die hat sie mir eben verpasst, weil ich Kopfweh hatte und nicht fertig geworden bin." Es raschelte in der Hecke und eine bleiche, von Schmutz und Farbklecksen bedeckte Faust an einem dünnen Handgelenk kam Sérafine entgegen. Als sich die Finger streckten, konnte sie frische, blutunterlaufene Striemen in der Handfläche erkennen.

"*Das hat sie getan?*" Sérafines Stimme überschlug sich.

"Ja, dreißig Stück. Weil sie fünf Bilder mehr will, *fünf*, für eine Serie, und das soll bis zum Ersten fertig sein. Aber das schaff ich nicht. Ich brauch doch Pausen, aber sie sagt, ich stelle mich nur an, und wenn ich heule und kotze, sagt sie, ich bin ein Schauspieler und hab mir bloß den Finger in den Hals gesteckt, weil ich faul und bockig bin. Also hat sie mir dreißig Schläge gegeben." Er lachte trocken. "Davon kann ich auch nicht schneller malen, und wenn ich schlampig male, damit ich mehr schaffe, bevor das Kopfweg kommt, krieg ich auch Schläge. Und wenn ich ihr die Ausstellung versaue sagt sie, sie verdrischt mir den Rücken bis ich blute. Ich kann mir nur aussuchen, wo es weh tut. Und ich will nicht mehr. Ich will, dass es aufhört."

Es folgte eine lange Stille, während der Sérafine sich zu elend fühlte, um einen klaren Gedanken zu fassen.

Schließlich fragte der Junge unvermittelt: "Magst du Katzen?"

Joanna stößt die Luft aus. "Das ist ganz schön heftig. — Und sie hat ihn für sich arbeiten lassen?"

Sérafine zuckt mit den Schultern. "Sie musste immerhin sich selbst, Irène, Louis und die beiden Kindermädchen unterhalten. Und das Haus in Cléon war zwar ihr Eigentum, aber Steuern, Strom, Wasser und so weiter wollten trotzdem bezahlt werden. Sie hatte gute Kontakte in die wohlhabenderen Gesellschaftsschichten und ein paar sehr freigiebige Gönner, aber laut Louis wollte sie sich von ihrer Attraktivität für reiche Männer unabhängig machen und dachte, dass es mit seiner Begabung und ihrem Gespür für den Kunstmarkt einfach wäre, in den Handel zu gelangen. Langfristig hätte es vielleicht sogar funktioniert. Mein Vater hat drei oder vier recht erfolgreiche Ausstellungen für sie organisiert und sie konnte sehr einnehmend sein."

"Bist du ihr mal begegnet?"

"Ja. Da wusste ich noch nicht, wer sie ist - zum Glück, sonst hätte ich ihr die Augen ausgekratzt. Aber ich habe nicht mit ihr gesprochen, nur mit Irène. Marguerite wollte sie keinem Babysitter anvertrauen, also hat mein Vater immer mich mitgenommen, damit Irène und ich uns mit einander beschäftigen konnten, während die Erwachsenen gearbeitet haben."

"Also Irène kanntest du gut?"

"'Gut' wäre zu viel gesagt. Aber ich mochte sie. Sie war ziemlich verwöhnt und überbehütet, aber auch sehr verrückt und voller Ideen. Wir hatten viel Spaß zusammen."

"Hört der Maler eigentlich deshalb nicht zu, wenn man ihm ein Kompliment für seine Werke macht?"

Sérafine legt den Kopf schief. "Was meinst du?"

"Na, ich hab ihm ein paar Mal gesagt, wie toll ich seine Statuen finde, aber er reagiert überhaupt nicht darauf. Ist das so, weil seine Mutter sein Talent ausgenutzt hat?"

"Ach so. Ich weiß es nicht. Wenn ich seine Arbeit lobe, freut er sich immer sehr. Aber er kann mit der Meinung von Leuten, zu denen er keine Bindung hat, generell nicht viel anfangen. Ob das mit Marguerite zu tun hat, oder mit seiner Depression, oder ob er einfach so ist, kann ich dir allerdings nicht sagen."

"Er ignoriert auch meine Fragen."

Sérafine lacht. "Das kenne ich wiederum sehr gut."

"Ich hab das Gefühl, er will verschwinden." Joanna sieht auf ihre Zehen im Gras, während Sérafine etwas Asche von ihrer Zigarette klopft.

"Ja." sagt sie leise.

"Magst du Katzen?"

"Katzen sind meine Lieblingstiere! Ich hab eine als Haustier. Sie heißt Diane. Sie ist voll süß und ganz doll verschmust."

"Ich kann sie schnurren hören."

"Magst du rüberkommen und sie streicheln?"

"Nein, das ist zu gefährlich!"

"Es sieht dich keiner. Wir sind hinter den Rosenbüschen und-"

"Nein, ich will nicht."

"Oder ich komm zu dir."

"Nein." Jetzt klang er ernsthaft ängstlich. "Wenn Adèle dich sieht!"

Sérafine seufzte. "Na gut."

Der Junge atmete noch ein wenig schwer, aber dann beruhigte er sich. "Ich mag Katzen auch sehr gern." knüpfte er schließlich an ihr Gesprächsthema an. "Sie sind so weich und lieb und sie mögen mich. Das ist schön."

"Ich mag dich auch."

Für einen kurzen Moment war es still auf der anderen Seite, ehe der Junge fortfuhr: "Adèle hasst Katzen. Einmal hab ich die kleine schwarz-weiße Katze mit in mein Zimmer genommen, weil ich ein Bild von ihr an die Wand malen wollte, aber Adèle hat sie im Nacken gepackt und geschüttelt und einfach aus dem Fenster geworfen, und die Katze hat geschrien und gefaucht und hatte einen ganz dicken Schwanz."

Sérafine war zu entsetzt, um etwas zu sagen, und starrte nur auf die friedlich auf ihrem Schoß schnurrende Diane.

"Adèle ist immer so gemein." fuhr der Junge fort. "Sie macht die Bilder in meinem Zimmer weg und sie tritt mich und denkt sich Schimpfnamen aus, und dann tut sie so viel Gewürze ins Essen. Immer so viel Pfeffer! Sie denkt, weil sie Pfeffer mag, mag jeder das. Ich hab gesagt, sie soll es auf dem Teller dran tun, aber sie sagt, ich stell mich nur an, um sie zu ärgern. Sie ist *nie* nett zu mir! Cécile ist manchmal nett, wenn sie dann ihre Ruhe kriegt, aber Adèle ist nie nett. Und—"

Sérafine hörte, wie sich der Junge dicht an die Hecke presste und flüsterte: "Ich habe heute eine Katze gestreichelt und ihr sind ganz viele Haare ausgefallen, die habe ich in Adèles Bett verteilt. Wenn sie gleich Mittagsschlaf machen will, kriegt sie dicke Augen und fängt an zu niesen und dann wird sie nach der Katze suchen. Aber da ist gar keine Katze. Sie wird nur niesen und niesen und es ist keiner da, den sie bestrafen kann." Der Junge kicherte.

Sérafine grinste schief. Aber dann zog sie unsicher ihre Katze an sich. "Du darfst ihr doch nicht weh tun." sagte sie leise. "Meine Mama sagt, man muss Leute mit seiner Liebe überzeugen."

"Aber ich kann sie nicht mal leiden und Adèle tut *mir* immer weh."

"Das darf sie auch nicht."

"Doch, sie darf alles. Außer den Rohrstock nehmen. Und ich versuch immer, brav zu sein, aber dauernd soll ich was, das ich nicht will, und dann werd ich sauer."

"Manchmal muss man eben Sachen tun, die man nicht mag. Ich mag immer nicht mein Zimmer aufräumen oder Hausaufgaben machen, aber meine Mama sagt, dass so etwas eben zum Leben dazugehört, und dass es wichtig ist, dass man lernt, sich selbst zu motivieren."

"Was ist motivieren?"

"Wenn man etwas zuerst nicht tun mag, und dann einen Grund findet, warum man es vielleicht doch möchte, oder einen Weg, wie es weniger langweilig ist. Zum Beispiel: Ich mach meine Hausaufgaben, weil

ich entschieden habe, dass ich erst danach was Süßes essen darf, und Aufräumen ist weniger schlimm, wenn ich dabei Musik an mache und tanze."

"Ja, aber-" Der Junge stieß die Luft aus. "Aber das sind einfach so *blöde* Sachen, die ich soll. Die sind so nutzlos und- und ungerecht!"

"Was denn?"

"Nicht singen und mit dem Fuß klopfen." zählte der Junge misstrauisch auf. "Meinen Teller leer essen, obwohl ich satt bin, meine Socken anlassen, obwohl die kratzen. Keine Bücher aus dem Wohnzimmer woanders hin mitnehmen, dabei nehme ich nur *meine* Bücher mit und ich bringe sie immer wieder zurück! Nur tagsüber und nur für drei Stunden an das Klavier gehen, auch wenn ich nur ganz leise spiele, mein Zimmer nicht anmalen, nicht faul rumsitzen, dabei sitze ich nicht faul rum, ich mache Bilder und Musik in meinem Kopf! Und wenn ich nicht gehorche, weil es so ungerecht ist, kriege ich Schläge."

"Kriegst du denn echt für alles Schläge? Geben sie dir nie Stubenarrest oder so?"

"Früher haben sie mich in den Keller gesperrt."

"Oh nein." Sérafine schauderte.

"Aber der Keller ist gut! Da werde ich wieder ganz ruhig. Da ist es ganz dunkel und still und es kommt ganz viel Musik in meinen Bauch, und Bilder."

Stirnrunzelnd wischte Sérafine eine Fluse von ihrem Rock. "In deinen Bauch?"

"Ja, und von da schweben sie hoch zu meinem Kopf und sind ganz leicht und hell. Das ist schön. Ich versuche oft, sie zu malen. Das ist schwer, aber auch schön." Er seufzte traurig. "Aber weil ich den Keller mag, ist das keine Strafe, und deshalb schlägt Adèle mich lieber, und sie will, dass ich gar nicht mehr da hin gehe, obwohl Cécile sagt, dass es gut ist, weil ich ganz friedlich male oder Musik mache, wenn ich im Keller war. Aber Adèle sagt, dass mein Geklimper nervt, und wenn ich nicht streng angefasst werde, mache ich, was ich will, und wenn ich in den Keller darf, was kommt dann als nächstes, am Ende halte ich mich noch für den König, aber Cécile glaubt, dass es mich weniger nervig und aufsässig macht, und-" Wieder senkte der Junge seine Stimme. "Sie hat mir einen Wecker geschenkt, damit ich nachts im Keller sein und auch da schlafen kann und aufstehen und in mein Zimmer zurückgehen kann, bevor Adèle aufsteht, und sie hat mir eine Taschenlampe gegeben,

damit ich das Licht nicht anmachen muss und malen kann. Aber das ist sehr geheim. Wenn Adèle es rausfindet, macht sie wieder den Wecker und die Lampe kaputt. Hat sie schon mal, weil ich die Sachen nicht so gut versteckt habe, und dann hat sie Cécile zwei Ohrfeigen gegeben. Aber nachher hat sie sich entschuldigt. Bei mir entschuldigt sie sich nie. Aber bei mir tut es ihr auch nicht leid."

Hilflos am Anhänger ihres Halskettchens zupfend, überlegte Sérafine, was sie sagen könnte, um den Jungen auf der anderen Seite der Hecke zu trösten, doch ihr fiel nichts ein. "Wie heißt du eigentlich?" fragte sie stattdessen.

Der Junge zögerte. "Mag ich nicht sagen."

"Warum?"

"Es ist ein blöder Name."

"Aber ich muss doch wissen, wie du heißt, sonst kann ich dich gar nicht ansprechen."

Wieder zögerte der Junge. Dann schniefte er und nuschelte verschämt: "Ich heiße Kröte."

Sérafine kräuselte die Nase. "Was?"

"Kröte." wiederholte er ein wenig lauter.

"Das ist doch kein richtiger Name!"

"Aber so nennen sie mich. Kröte Lochgesicht, die Missgeburt von-"

"Warum tun sie denn sowas?" unterbrach Sérafine ihn entsetzt.

"Weil ich hässlich bin und ein Loch in meinem Gesicht habe. Ich bin ein Monster." stieß der Junge aus.

Es wurde still. Dann konnte Sérafine ihn wieder schluchzen hören.

"Ach verdammt." Joanna fährt sich über die Wange.

Sérafine mustert sie fragend.

"Ach, ich- Ich hab ihn doch gesehen."

"Oh?"

"Heute früh."

Joanna senkt den Blick. Dann erzählt sie zögernd, was im Atelier vorgefallen ist. "Warum hat er mich so da rein gezogen?" fragt sie danach gepresst. "Er meinte, er wollte es hinter sich haben, aber-"

Nachdenklich stützt Sérafine einen Ellenbogen auf die Rückenlehne der Bank. "Du hast dich anders verhalten als er erwartet hatte. Ich

schätze, das war zu viel für ihn in dieser Situation und er hat versucht, irgendwie die Ordnung wieder herzustellen."

"Hm." Unsicher stößt sich Joanna vom Boden ab. "Hast du sein Gesicht auch schon mal gesehen?"

"Ja."

"Und wie ist das gelaufen?"

Sérafine breitet die Hände aus. "Er war bewusstlos. Hatte eine Überdosis genommen. Und was würdest du tun, wenn du deinen Freund mit Atemstillstand vorfindest? Du würdest ihn beatmen, bis der Notarzt endlich da ist. Dazu musste ich ihm nun einmal die Maske abnehmen, obwohl ich versprochen hatte, so etwas niemals zu tun. Und mit dem Notarzt hat ihn auch noch ein Fremder gesehen— Er war zu depressiv, um viel zu fühlen, aber als es ihm wieder etwas besser ging, ist er erstmal für drei Wochen verschwunden. Mittlerweile habe ich ihn so oft gesehen, dass er sich daran gewöhnt hat. Aber am Anfang war es sehr schwer für ihn."

"Und für dich?"

"Er ist mein Freund. Es ist mir egal, wie er aussieht."

"Hm." Joanna beißt zögernd auf ihrer Unterlippe herum. "Er- Wusstest du, dass er immer noch Drogen nimmt?"

Sérafine nickt. "Opiate."

"Aber es geht ihm schon besser als damals, oder? Er ist nicht mehr so-" Sie sucht nach einem geeigneten Wort, findet aber keins.

"Verwahrlost?"

"Ja."

Sérafine seufzt. "Er ist immer noch traumatisiert und sehr zerbrechlich, was gewisse Themen angeht. Es fällt ihm schwer, Nähe auszuhalten. Aber insgesamt ist er deutlich stabiler und ruhiger als damals. Und du bist gerade das Zentrum seiner Welt. Er wird sich sehr bemühen, deinen Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu gestalten."

"Mein Aufenthalt—" Joanna mustert Sérafine unsicher.

"Der wird noch etwas dauern." Sérafines Züge verhärten sich. "Es tut mir leid, ich habe erst heute Morgen erfahren, dass er dich hier festhält, und hatte noch keine Zeit, mir Gedanken zu machen. Aber ich werde tun was ich kann, damit Louis dich bald wieder gehen lässt. Gib mir ein paar Wochen."

"Wochen?"

"Ich weiß. Und es fühlt sich schrecklich unfair an, dich darum zu bitten. Es *ist* unfair, aber- Es ist kompliziert."

"Wieso kompliziert? Ich brauch nur deine Schlüssel, du lenkst ihn ab und ich-"

"Nein, auf keinen Fall." Sérafine sieht sie fest an. "Joanna, ich werde ihn nicht hintergehen. Und du willst doch auch, dass es wirklich vorbei ist, wenn du hier raus kommst. Dass du in dein altes Leben zurückkehren und dich wieder sicher fühlen kannst. Wenn du fliehst, wird er wieder aufbrechen und nach dir suchen, das garantiere ich dir. Und falls du vorschlagen willst, ihn für den Rest seines Lebens in irgendeine Anstalt zu sperren, das wäre schon rein-"

"So grausam bin ich nicht—" murmelt Joanna, ohne Sérafine anzusehen.

Der huscht ein dankbares Lächeln über das Gesicht. "Es wäre auch rein rechtlich gar nicht möglich. — Er wird jedenfalls wieder nach dir suchen, und wenn er glaubt, dass ich dir geholfen habe, wird er mir nie wieder vertrauen; ich kann dann *nichts* mehr für dich tun, wenn er dich zurückholt, *gar nichts*. Also bitte, in deinem eigenen Interesse: Gib ihm die Zeit, die er braucht, um die Dinge loszulassen, denen er seit zwanzig Jahren hinterher jagt, und vor denen er seit zwanzig Jahren schreckliche Angst hat."

Missmutig starrt Joanna eine Zeit lang vor sich hin, während sie an den Seilen der Schaukel herum fummelt. Dann zieht sie die Schultern hoch. "Du glaubst also auch nicht an diesen ganzen Schicksalskram?"

"Lass uns nicht darüber sprechen."

"Aber was will er von mir? Ich meine, was will er wirklich?"

"Was denkst du?"

"Ich denke, er will meine Hilfe."

Sérafine verschluckt sich am Rauch ihrer zweiten Zigarette und hustet lachend. "Mein liebes Kind. Wenn dieser Mann eines *nicht* will, dann ist es Hilfe. Nicht von dir, nicht von mir, nicht um alles in der Welt."

"Was will er dann?"

"Etwas, das du ihm nicht geben kannst. Aber ich kann es. Ich *kann* es nur nicht." Sie lächelt schwach und wirkt mit einem mal sehr traurig. "Leider geht es jetzt nicht mehr nur um ihn und mich. Also werde ich einen Weg finden und du wirst bald wieder zuhause sein."

Joanna presst die Lippen zusammen. "Könntest du ihn vielleicht in der Zwischenzeit dazu bringen, mir meine Sachen wiederzugeben?"

"Was für Sachen?"

"Mein Handy vor allem."

"Hm. Ich kann es versuchen, aber ich habe wenig Hoffnung, dass er sich jetzt schon darauf einlassen wird."

Frustriert lässt Joanna den Kopf in den Nacken fallen und Sérafine beobachtet sie einen Moment lang aufmerksam.

"Louis hat dir versprochen, dich finanziell zu versorgen, wenn diese Geschichte hier vorbei ist." sagt sie dann prüfend.

"Ja." Joanna zuckt mit den Schultern. "Keine Ahnung, was ich davon halten soll."

"Du glaubst ihm nicht?"

"Ich weiß nicht. Eher nicht. Ich kann ihn nicht einschätzen."

"Und was wäre wenn?"

Joanna stößt die Luft aus. "Keine Ahnung. Ich meine, er hält mich hier verdammt noch mal gefangen, da wäre irgendeine Form von Entschädigung schon angebracht. Aber ich weiß nicht, ob ich etwas von ihm annehmen will. Es würde mir das Gefühl geben, dass ich über diese Sache hinaus mit ihm verbunden bin."

"Du glaubst nicht, dass du dich mit ihm anfreunden könntest?"

Der Junge weinte lange, während Sérafine stumm und betroffen auf der anderen Seite der Hecke kauerte. "He." sagte sie irgendwann. "Lass uns einfach einen richtigen Namen für dich aussuchen. Einen schönen Namen."

Der Junge schniefte. "Was denn für einen?"

"Mmmh— Wie heißt der Held von deinem Lieblingsbuch?"

"Der Held?"

"Die Hauptfigur."

Ratlos setzte sich der Junge auf seinem Platz zurecht. "Ich weiß nicht, was du damit meinst."

"Du hast doch Bücher. Mit Geschichten drin."

"Nein. In meinen Büchern stehen Sachen über die Welt und Tiere und Physik und- eigentlich über alles."

"Ach so." Sérafine kratzte sich am Kopf. "Aber du kannst Klavierspielen, oder?"

"Ja."

"Wie heißt denn dein Lieblingskomponist?"

"Beethoven." antwortete der Junge wie aus der Pistole geschossen. "Ich spiele so gern Beethoven!"

"Ich kann *Wut über den verlorenen Groschen* spielen." erwähnte Sérafine unbescheiden. "Sogar fast im vollen Tempo."

"Der dritte Satz von *Mondschein* ist noch viel wütender. Aber ich darf das nicht oft spielen, weil es so laut ist."

"Was, *du* spielst das immer?"

"Ja."

Sérafine verengte die Augen. "Wie alt bist du?"

"Im November werd ich neun."

"Spielst du schon lange?" Ihrer Stimme war ein wenig Verzweiflung anzuhören.

"Ich weiß nicht. Seit ich drei war vielleicht."

"Ach so!" Sie lachte erleichtert. "Ich spiele erst seit ich sieben bin, und jetzt werd ich bald zwölf. Ich muss echt mehr üben."

"Ist Ludwig ein schöner Name?"

"Mir gefällt Louis."

"Aber er heißt *Ludwig* van Beethoven."

"Magst du den Namen denn?"

"Er ist besser als Kröte." schnaubte der Junge.

Sérafine nickte. "Auf jeden Fall tausendmal besser."

"Ja. — Ja, ich glaube, ich möchte Ludwig heißen."

"Hallo Ludwig." Sérafine lächelte. "Schön dich-"

"Oh nein!" quietschte der Junge plötzlich gedämpft.

"Was ist denn?"

"Hörst du nicht? Adèle kommt her!"

Sérafine lauschte angestrengt, und da konnte auch sie das unterdrückte, verschnupft klingende Schimpfen auf der anderen Seite der Hecke hören: "Kröte! Du kleines Arschloch, wo steckst du? Katzenhaare in meinem Bett, du behinderte kleine Missgeburt? Ernsthaft? Dachtest du, ich würde die nicht sehen? Du kleines Stück Scheiße, wenn ich dich in die Finger kriege, hau ich dich windelweich." Die Stimme wurde lauter, während sich Schritte durch das hohe Gras bewegten. Dann verstummten die Schritte und die Stimme zischte: "Hab ich dich."

Stocksteif hörte Sérafine, wie Ludwig einen unwillkürlichen Laut von sich gab, als Adèle ihn am Arm packte und hinter sich her zum Haus zerzte.

"Ich wars nicht!" piepste er. "Das war der böse Mann vom Dachboden! Er will dich umbring-" Der dumpfe Aufprall von Adèles Faust in seinen Rippen ließ ihn ächzen.

"Halts Maul, ich will deine Scheiße nicht hören. Du wirst diese Haare fressen, und dann beziehst du mein Bett neu!"

Die Terrassentür wurde zugeknallt. Dann war es still.

Am nächsten Tag saß Sérafine wie auf heißen Kohlen. Erst in der Schule, dann daheim beim Mittagessen. Kaum war sie fertig, schnappte sie ihre Schulsachen und rannte in den Garten hinaus. Viel lieber wäre sie mit ihrer Mutter zusammen zu Ludwigs Haus in der Parallelstraße gelaufen, hätte geklingelt und ihn gerettet.

Aber als sie ihre Mutter fragte, was man tun soll, wenn man erfährt, dass ein Freund von seinen Eltern geschlagen wird, sagte sie, nein, der Freund kann nicht einfach bei Sérafine einziehen, weil das Kindesentführung ist, auch wenn der Freund selbst es gern will. Stattdessen ist es ein Fall für das Jugendamt, das sich die Situation ansehen wird, und das den Freund, wenn es ihm wirklich sehr schlecht geht, zumindest für eine Zeit in eine liebe Pflegefamilie bringt.

Zuerst gefiel Sérafine dieser Gedanke, Ludwig eine gute Familie zu geben. Aber da waren all die Dinge, die sie in der schwarzen Lawine gesehen hatte, und sie wusste, ganz tief in ihrer Brust, dass es schrecklich für ihn wäre, wenn er fortgeholt und zu fremden Menschen gegeben würde. Es wäre nicht weniger schlimm für ihn als ein Käfig in einem Zoo. Kaum gerettet, würde er davonlaufen und ganz und gar verloren gehen. Und das konnte sie ihm einfach nicht antun.

Außer Atem warf sie sich ins Gras. "Ludwig, bist du da?"

Sie hörte ein Kichern. "Ludwig— Ich bin Ludwig. Ja, ich bin schon ganz lange hier."

"Geht es dir gut?"

"Ja?" Er klang verwundert.

"Musstest du echt Katzenhaare essen?"

"Ja, aber das war nicht schlimm." Er lachte. "Katzen essen auch ihre Haare, wenn sie sich putzen. Sie hat mich noch verhauen, das war schlimmer."

"Das ist alles so gemein!" Sérafine hatte Mühe, nicht wieder in Tränen auszubrechen wie gestern, nachdem sich die Tür hinter Ludwig

und der schrecklichen Adèle geschlossen hatte. "Sie darf dich nicht so behandeln!"

"Wirst du nie geschlagen?"

"Nie! Und ich werde auch nicht beschimpft." Gereizt öffnete sie ihren Schulranzen, um das Buch hervor zu holen, in dem sie als Hausaufgabe einige Seiten zu lesen hatte. "Ich muss nur Schönschreibaufgaben machen."

"Sie hauen dich nie?"

"Niemals."

"So brav könnte ich gar nicht sein."

"Ich bin nicht brav! Ich bin vorlaut, anmaßend, aufsässig und eigensinnig," zählte Sérafine die Rügen ihrer Lehrer auf.

"Aber sie hauen dich doch nicht!"

"Genau."

Rätselnd streckte Ludwig die Beine von sich. "Das versteh ich nicht."

"Niemand wird verhauen, nur du. Weil niemand so gemein ist wie Adèle und deine Mutter und- und die andere."

"Cécile." half Ludwig aus.

"Niemand hat verdient, dass jemand so gemein zu ihm ist."

Es entstand ein kurzes Schweigen.

"Was machst du da für ein Geräusch?" fragte Ludwig schließlich.

Sérafine sah auf ihren Daumen hinunter, mit dem sie die ganze Zeit über die Ecke ihres Taschenbuches gestrichen hatte, so dass die Seiten gegen einander schlugen. "Ich spiele an meinem Buch herum."

"Was für ein Buch ist das?"

"*Die schönsten Märchen der Madame d'Aulnoy*." Sérafine seufzte. "Die müssen wir alle bis zu den nächsten Ferien lesen."

"Sind Märchen nicht gut?"

"Ach, die sind immer so— fantastisch. Mir gefallen Geschichten besser, die in echt passieren könnten."

"Alles, was in meinen Büchern steht, passiert in echt."

"Ja, stimmt." Sérafine kicherte. "Wenn ich in der Schule mal Physik habe, musst du mir bei den Hausaufgaben helfen."

"Was ist eigentlich ein Märchen?"

"Eine Geschichte, in der-" Sérafine stockt. "Weißt du, das lernen wir gerade erst— Es geht um Feen, aber nicht immer, manchmal um Hexen, Königinnen, Prinzen, Leute, die zur Strafe in Tiere verwandelt werden. Das ist alles ziemlich kompliziert."

"Wenn ich zaubern könnte, würde ich Adèle und Marguerite in kleine Mäuse verwandeln." Ludwig klang auf einmal wieder unglaublich gut gelaunt. "Ich würde sie mit Brotkrumen füttern und ihnen ein kleines Häuschen bauen, in dem sie wohnen können. Aber die Mäuse müssten aufpassen, weil es hier so viele Katzen gibt." Er begann, vor sich hin zu summen, unterbrochen von Halbsätzen darüber, wie er das Mäusehaus mit winzigen Möbeln und Teppichen einrichten wollte.

Dann juckte plötzlich Sérafines Nase und sie nieste herzlich.

"Oh, tut mir leid."

"Das heißt 'Gesundheit'."

"Nein, ich hab dich niesen lassen, aus Versehen."

"Häää?" Sérafine machte ein absichtlich dummes Gesicht. "Kannst du doch zaubern?"

"Ja, ein bisschen." Er klang stolz.

"Glaub ich dir nicht."

"Ich hab Cécile schon mal einschlafen lassen, mitten beim Essen, und manchmal kann ich es so machen, dass sie mich nicht sieht. Aber bei Adèle geht das nicht, nur das Niesen."

"Und wie machst du das?"

"Mit meiner Stimme." —

"Ist das wahr?" Alarmiert sieht Joanna Sérafine an. "Kann er so etwas tun?"

"Nein, natürlich nicht." Sérafine erwidert ihren Blick mit deutlicher Verwunderung. "Wie sollte so etwas auch möglich sein?"

"Du siehst Gefühle. Wie soll *das* möglich sein?"

"Nun ja—"

"Er hat mich jedenfalls irgendwie aus meinem Zelt rausgeholt, ohne dass ich aufgewacht bin." Joanna runzelt die Stirn. "Und dann— Als er mein Gesicht gemessen hat, war da so ein komisches Rauschen, und ich war total benommen."

"Also, Louis ist ein passabler Sänger und er kann ein paar ziemlich erstaunliche Dinge mit seiner Stimme anstellen, aber—" Sérafine schüttelt den Kopf.

"Was für Dinge?"

"Er kann mit offenem Mund pfeifen und sehr merkwürdig knurren, das klingt als wäre er besessen. Manchmal singt er auch zwei Töne gleichzeitig."

"Du meinst Obertongesang?"

"Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung, wie er das anstellt. Es zählt zu den Dingen, über die er nicht redet. Aber ich habe noch nie erlebt, dass er mit seiner Stimme 'zaubert'."

"Und du hast auch noch nie ein Rauschen in den Ohren gehabt, wenn er mit dir redet?"

"Nein. Ich habe mich auch noch nie benommen gefühlt."

"Aber was war dann los?"

"Du warst gestresst, überfordert, verängstigt." zählt Sérafine auf. "Da kann man sich schon mal benommen fühlen."

"Hm." macht Joanna, nicht wirklich überzeugt. "Es war jedenfalls gruselig."

"Das kann ich mir vorstellen."

"Das glaub ich dir erst, wenn du es mir beweist."

"Aber das geht nicht."

"Warum nicht?" fragte Sérafine in Erwartung einer leicht durchschau-
baren Ausrede und legte den Kopf schief.

"Weil ich nicht will, dass du jetzt einschläfst, und ich darf nicht zu dir
rüber kommen, und vielleicht bist du so wie Adèle und es geht nicht."

"Dann glaub ich dir nicht."

"Hm." Ludwig bewegte sich im Gras. "Ich mag jetzt sowieso lieber
zeichnen. Ich hab noch so viele Ideen von gestern Nacht aus dem Keller.
Ich hab schon neun Bilder gezeichnet, während ich auf dich gewartet
habe, aber da sind noch ganz viele andere."

"Und ich muss für die Schule lesen. Ich könnte laut lesen, dann lernst
du ein Märchen kennen."

"Ja?" Gespannt setzte sich Ludwig wieder auf. "Wirklich?"

"Klar. Ich les dir vor und du zeichnest." Sie blätterte in ihrem Buch
herum, bis sie die richtige Seite fand. "Prinzessin Maiblüte." begann
sie mit schöner Vorlesestimme. "Es waren einmal ein König und eine
Königin, denen wurden viele Kinder geboren. Doch alle Kinder starben
und der König und die Königin wurden sehr traurig; so traurig, dass
nichts sie zu trösten vermochte—"

Während sie vorlas, war der Junge auf der anderen Seite der Hecke sehr still. Nur hin und wieder hörte sie, wie er seinen Zeichenblock umblätterte oder ein Blatt abriß und zerknüllte.

"Wie hat es dir gefallen?" fragte sie, als die Geschichte zu Ende war.

"Es war interessant."

"Hast du alles verstanden?"

"Nein." Ludwig lachte.

"Ich auch nicht. Das ist alles so unlogisch. Aber meine Lehrerin sagt, so ist das eben mit hoher Kunst, dass man sie nicht gleich versteht."

"Also das glaub ich nicht." schnaubte Ludwig und drängte sich raschelnd ein Stück in die Hecke hinein. "Ich hab was für dich gezeichnet. Willst du es sehen?"

"Ja, zeig her." Gespannt nahm Sérafine das zusammengerollte Papier entgegen, das der Junge nun durch die Zweige schob.

"Das sollst du sein." erklärte er. "Aber ich weiß nicht, ob es dir ähnlich sieht. Hast du eine Schaukel? Ich hab eine, aber die ist schon ganz lange kaputt und ich darf sie nicht reparieren. Wenn es dir gefällt, mache ich ein Gemälde daraus. Ich weiß schon genau, wie es aussehen soll!" Er wurde plötzlich sehr lebhaft. "Eine große Leinwand, mindestens einsfünfzig mal einsdreißig, mit einer riesigen Trauerweide, und alles ist grün, wie deine Augen und-"

"Joanna, würdest du uns bitte einen Moment allein lassen?"

Seine Stimme klingt zitterig und er steht mit fest geballten Fäusten im Eingang zur Wiese.

Zögernd sieht Joanna zu Sérafine, die nickt. "Klar—"

Der Maler tritt beiseite, so dass sie die Wiese verlassen kann. Dann lauscht er ihr nach, während sein Blick Sérafine festhält.

Die seufzt. "Schatz, sie hat ein Recht darauf, gewisse Dinge über dich zu erfahren. Und es—"

"Und ich habe ein Recht auf Privatsphäre! Wie konntest du—" Er bricht ab, die Worte stummgewürgt von Scham, Enttäuschung und dem Verlust von etwas, das er nur vage benennen kann. Integrität? Würde? Geheimnis? "Die Situation ist auch ohne deine Einmischung schon schwierig genug. Du brauchst ihr nicht noch allen Respekt vor mir zu nehmen."

"Lass es mich anders ausdrücken." erwidert Sérafine ruhig. "Joanna hat eine Chance verdient, den Menschen zu verstehen, mit dem sie hier eingesperrt ist. Ich verspreche dir, es wird sich auf lange Sicht positiv auswirken."

"Auf lange Sicht." Der Maler schnaubt und rupft aus alter Gewohnheit ein Blatt von der Buchenhecke hinter der Bank. "Wir haben keine Zeit zu verschwenden."

"Sie hat Mitgefühl mit dem Kind, das du einmal warst."

"Das stimmt nicht."

"Warum sollte ich lügen?"

"Damit ich mich besser fühle. Es funktioniert nicht."

"Du bist unglaublich." Sérafine beißt die Zähne zusammen. "Wie auch immer. Du hast jedenfalls eine Verantwortung Joanna gegenüber, und die erschöpft sich nicht darin, ein paar hübsche Möbel für sie zu bauen. — Jetzt komm, setz dich zu mir."

Widerwillig folgt er ihrer Aufforderung.

"Schatz, ich weiß, es ist schwer für dich, mit dem Gedanken umzugehen, dass sie über deine Kindheit bescheid weiß. Aber du musst mir vertrauen." Sie beobachtet, wie er nervös das Buchenblatt um seinen Zeigefinger wickelt. Dann spricht sie vorsichtig weiter: "Joanna ist eine aufmerksame, intelligente, sensible Person. Sie weiß, dass mit dir so einiges nicht stimmt, und die Antworten, die ich ihr gegeben habe, werden sie kaum dauerhaft zufriedenstellen. Sie weiß, dass ihr Bild von dir noch lange nicht vollständig ist, und das wird ihr keine Ruhe lassen. — Du solltest ihr von Marguerites Tod erzählen. Und von I—"

"Nein!" Entsetzt springt der Maler wieder auf und beginnt, hektisch vor der Bank hin und her zu laufen. "Das werde ich auf keinen Fall tun, und du auch nicht! Hast du verstanden?"

"Wie lange willst du sie hier festhalten? — Louis?"

Er starrt sie mit einem wilden Blick an, ehe ihre Frage zu ihm durchdringt. "Ich- weiß es nicht. Nicht länger als zwingend nötig."

"Schätze. Ein paar Wochen noch? Ein paar Monate?"

"Ich weiß es nicht!"

"Sie wird dich diese ganze Zeit über genau beobachten und dir Fragen stellen, wie es ihr gutes Recht ist. Und früher oder später wird die Entscheidung, wann und wie sie es erfährt, nicht mehr bei dir liegen. Du wirst aufgebracht, getriggert oder in anderer Weise verletztlich sein, und dadurch wird die Angelegenheit für euch beide wesentlich unan-

genehmer als nötig werden. Das sind die Fakten. Mach daraus, was du willst."

"Ich will nicht, dass sie es weiß!"

"Das habe ich schon verstanden, Schatz."

"Und du wirst es ihr nicht sagen!"

"Das hatte ich nie vor."

Er bleibt stehen, ein kleines Stück abseits der Bank. "Versprich es mir."

"Ich verspreche es."

"Ich will nicht, dass sie es weiß."

"Ist gut."

"Ich will es nicht."

"Ist gut, Schatz. Beruhige dich." Schweigend wartet sie einige Minuten, während Louis nur dasteht und vor sich hin ins Leere starrt. Bis seine Gedanken schließlich zu einem anderen Thema wandern. "Nun frag schon." sagt sie sanft.

"Sie- hat heute morgen mein Gesicht gesehen."

"Ich weiß."

"Wie lange wird sie brauchen, um- um es zu verkraften?"

"Deine Anatomie? Nicht lange. Aber sie versteht nicht, warum du ihre Hände genommen hast."

Den Blick abgewandt presst der Maler die Lippen zusammen. "Ich verstehe es ja selbst nicht." murmelt er. Eine Lüge, und doch keine. Zum Glück. Denn so wird Sérafine ihn nicht durchschauen und er kann für sich behalten, dass er Joanna in diesem kurzen Moment der Stille, der *Gnade*, als unmenschlich schön empfand; dass er den kaum zu ertragenden Drang verspürte, zärtlich zu ihr zu sein; dass ihn dieser Drang überrumpelte und erschreckte; dass er die Gefühle in seinem Erschrecken niedertrat und sich seitdem mäßig erfolgreich darum bemüht, nicht über sie nachzudenken.

Er sieht auf, als Sérafine seinen Namen wiederholt.

"Wir dürfen über diese Feinheiten nicht vergessen, dass du Joanna entführt hast und sie gegen ihren Willen festhältst."

"Das weiß ich doch." sagt der Maler leise. "Wenn sie erst ihr Schicksal erkannt hat und sich erinnert, wird sie es verstehen."

"Du weißt auch, dass nach ihr gesucht werden wird."

"Joanna wird sich rechtzeitig bei ihren Freunden melden."

"Sie bekommt also ihr Telefon zurück?"

"Zumindest für einige Anrufe. Dann sehen wir weiter."

"Sie ist wirklich unglücklich."

"Ich weiß."

Ein Schwarm von Gefühlen huscht flackernd über den Himmel seiner inneren Landschaft; grelle Striemen zwischen düsteren Wolkenbergen, und Sérafine nickt. "Du hast Angst um sie und versuchst, sie vor dem zu beschützen, was dir angetan wurde. Aber hat sie nicht das Recht, selbst zu bestimmen?"

"Sie weiß doch nicht, was sie tut!" unterbricht der Maler sie, mit unvermittelter, wilder Verzweiflung in seiner Stimme. "Das Schicksal zeigt sich ihr nicht. Es- es zwingt mich, für sie zu entscheiden. Und wenn ich ihr jetzt schon derart weh tun muss, was würde dann-" Er bricht ab.

Sérafine senkt den Blick und nickt erneut. "Ist gut, Schatz."

Dann herrscht Stille, nur von seinem zitterigen Atem gefüllt, und Sérafine zündet sich eine weitere Zigarette an, während er sich langsam wieder fasst.

"Wie kommst du eigentlich mit Joanna zurecht?" fragt sie schließlich. "Hältst du es aus, den ganzen Tag jemanden um dich zu haben?"

"Sie stört mich nicht."

"Aber wenn du doch einmal eine Pause brauchst, nehme ich sie gern für ein paar Tage mit zu mir." schlägt Sérafine vor, ohne Louis direkt anzusehen.

"Das wird nicht nötig sein."

"Mein Angebot steht trotzdem. Und jetzt—" Sie klemmt die Zigarette zwischen ihre Lippen und kramt erst eine Personenwaage aus ihrer Segeltuchtasche, dann das zerlotterte Heft, in dem sie unter anderem Louis' Gewicht festhält. "Den Alltag müssen wir trotzdem bewältigen."

Der Maler verdreht genervt die Augen.

"Komm her." Sie trampelt etwas Gras platt, stellt die Waage ab und steigt kurz darauf, um zu prüfen, ob sie das Gleiche anzeigt wie auf dem ebenen Boden im Flur ihres Hauses. "Schatz." Auffordernd sieht sie ihn an. "Na komm. — Schatz, bitte."

Widerwillig zieht er seine Schuhe und den Frack aus und drückt Letzteren Sérafine in die Hand, die sofort die unter dem Kragen eingestickte Kleidergröße abliest.

"Mit den Zehen ganz vorne an den Rand." weist sie ihn an, als sie kurz darauf auf die Anzeige der Waage sieht. "Sehr schön. — Wenn du so weiter machst, bekommst du nächste Woche dein Ergometer zurück."

Das ist doch wunderbar, oder nicht?"

Louis zieht nur schulterzuckend seine Schuhe wieder an.

Also notiert Sérafine sein Gewicht und reicht ihm seine Medikamente. "Was macht deine Übelkeit?"

"Seit Joanna hier ist, ist sie verschwunden." erklärt er, während er Morphin und Naloxontabletten betont achtlos in seine Hosentasche stopft.

"Und wie steht es um deine Motivation?"

"Ich hatte noch keine Zeit, eine größere Arbeit in Angriff zu nehmen."

"Aber sie regt sich wieder?"

"Ja."

"Na siehst du? Ganz wie ich gesagt habe. Ich freue mich schon darauf, neue Arbeiten von dir zu sehen." Sie wirft ihm einen liebevollen Blick zu, ehe sie die Waage wieder weg packt. "Hast du dann schon eine Lösung für dein Problem mit der Nike gefunden?"

"Ich sagte doch, ich hatte noch keine Zeit."

"Aber die Flaute ist vorbei, das ist das Wichtigste. Das ist die längste, die du jemals hattest, oder? Anderthalb Jahre."

"Im Winter habe ich ein paar schlimme Werke gemacht."

"Und mir nichts davon gesagt?"

"Ich habe sie verbrannt. Ich war wütend und konnte nicht darauf warten, dass du sie abholst, und-" Er schüttelt den Kopf, um die Gedanken zu vertreiben. "Ich wollte nicht darüber reden."

"Aber du hast mich angerufen?"

"Ja. Danach."

"Gut." Sie lächelt und er lässt sich zögernd wieder neben ihr auf der Bank nieder.

"Ich habe darüber nachgedacht, wie ich Geld beschaffen könnte." sagt er unvermittelt. "Wie viel könntest du für die Werke in meinem Lager bekommen?"

"Für alle?"

"Ich- Es- es ist nur eine Idee—" Er atmet ein und lässt die Luft langsam wieder durch seinen Mund entweichen.

"Also—" Sérafine legt die Fingerspitzen vor ihrer Nase zusammen, als all ihre Sorgen plötzlich überlagert werden, von der begeisterten Aussicht auf annähernde Schuldenfreiheit und darauf, vielleicht eine Ausstellung für Louis entwickeln zu dürfen - etwas, das sie sich erträumt, seit er begonnen hat, die Räume im Erdgeschoss zu füllen. "Wenn ich

dein übliches Pseudonym verwende, kann ich für praktisch alles einen mittleren bis hohen fünfstelligen Betrag verlangen. Und bei ein paar Werken weiß ich, wen ich zur Eröffnung einladen müsste, um sogar mit etwas Sechsstelligem durchzukommen."

"Bist du sicher?"

"Wegen dem Pseudonym? Es wird dir nicht gefallen, aber ich habe dutzende aktuelle Zusagen, dass mir dieser Name unter Gebrüll aus der Hand gerissen wird, sobald er auf etwas 'Hübschem' steht."

"Du hast darüber geredet, meine anderen Werke zu verkaufen?" Erschrocken und verletzt starrt er sie an.

"Nein, natürlich nicht. Schatz, so etwas würde ich niemals tun." Ihre Hand landet nur fast zu einer zärtlichen Berührung auf seiner Schulter. "Deine Werke sind in Sicherheit. Aber auf deine Ausstellungen kommen viele Leute nur, um sich zu gruseln, und wenn man sie reden lässt, erfährt man, dass sie sich schon gern dieses Prestige in die Wohnung holen würden, wenn es denn nur etwas weniger entsetzlich aussähe."

Er verzieht das Gesicht hinter der Maske.

"Ich weiß." Sérafine sieht ihn mitfühlend an. "Aber es bedeutet auch, dass wir mit etwas Glück, und wenn du mir die richtigen Stücke überlässt, einen Großteil unserer verbliebenen Schulden tilgen könnten."

"Wann willst du sie abholen?"

"Das kann ich dir nicht sagen. Unsere üblichen Lokalitäten sind bis Ende des Jahres ausgebucht, das weiß ich sicher, also sofern nichts abgesagt oder verschoben wird— Ich kann vielleicht privat etwas auf tun. Ich müsste ein wenig herumtelefonieren. Und dann bleibt ja auch noch zu entscheiden, ob du die Werke, die mir vorschweben, überhaupt verkaufen willst."

Bei dem Wort 'verkaufen' sinkt der Maler sichtbar auf seinem Platz in sich zusammen.

"Du musst es nicht tun, Schatz," sagt Sérafine sanft. "Wir kommen schon über die Runden. Du brauchst nicht dein Herzblut zu vergießen."

"Ich habe es Joanna versprochen."

"Sie will dein Geld nicht."

"Ich weiß. Aber sie könnte es sich anders überlegen."

"Vielleicht sollten wir uns auch erst dann Gedanken darüber machen, wie wir das Geld beschaffen wollen." Sie wirft einen beiläufigen Blick auf ihre Armbanduhr und erschrickt. "Ach verdammt, ich muss los. Die Katzen hatten heute noch kein Nassfutter, die fressen mich auf."

Er nickt. "Die Tomaten liegen auf dem Beifahrersitz."

"Danke." Sie steht auf. "Kommst du noch mit zum Haus?"

"Nein."

"Dann machs gut, Schatz. Ich melde mich, falls ich wegen der Ausstellung diese Woche schon etwas in Erfahrung bringen kann." Sie macht ein paar hastige Schritte auf den Ausgang der Wiese zu, dann stoppt sie und kommt noch einmal zurück. "Das hätte ich fast vergessen: Hast du schon in den Baumwollbeutel gesehen, der oben auf dem Korb lag?"

"Nein." Misstrauisch beäugt er Sérafines Griemeln.

"Ich habe dir ein paar Pullover und T-Shirts besorgt." Sie lacht auf, als Louis sich grollend abwendet. "Sie sind nur ein Angebot, Schatz. Und sie sind allesamt schwarz und sehr weich und ich denke, Joanna würde sich wohler fühlen, wenn du dich etwas lockerer kleiden würdest." Sie setzt sich wieder in Bewegung. "Überleg es dir." ruft sie über ihre Schulter. "Wenn du dich gar nicht mit der Idee anfreunden kannst, gebe ich die Sachen eben in die Kleidersammlung."

Stirnrunzelnd sitzt er später in seinem Zimmer auf der Chaiselongue. In der Hand hält er das Foto, das den zugleich besten und schrecklichsten Tag seines Lebens repräsentiert. Gefaltet, so dass er das kleinere der beiden Gesichter nicht sehen muss.

Sérafine hatte ihn einmal gefragt, ob sie etwas hätte tun können, um Marguerite zu retten, aber er hatte nur den Kopf geschüttelt. Es war Schicksal. Alle Ereignisse seines Lebens hatten sich schon lange vor seiner Geburt in Bewegung gesetzt.

Und zwei Wochen bevor Marguerite starb, hatte sie in derartigem Hass auf ihn eingepöbelt, dass er glaubte, vor Schmerz und Angst und Tränen unter seiner Maske zu ersticken. Entgegen aller Regeln nahm er sie ab. Da riss Marguerite ihm an den Haaren den Kopf zurück und schlug mit dem Rohrstock mitten in sein Gesicht.

Vor Schreck hörte er auf zu weinen. Auch Marguerite hielt inne und starrte das Blut an, das aus der Platzwunde über seinem Wangenknochen quoll.

"Mein Gott, was hab ich getan!" wimmerte sie plötzlich. "Mein armes Kind, was hab ich dir nur angetan!" Er zuckte zurück, als sie vor ihm auf die Knie fiel, doch sie bekam ihn zu fassen und zog ihn fest an sich.

"Mein armer Junge, es tut mir so leid, so leid!" hörte er sie flüstern, während er ihren Klammergriff starr über sich ergehen ließ.

Er verstand nicht, was vorging, und Sérafine konnte er nicht fragen, da sie noch für drei Wochen mit ihren Eltern im Urlaub sein würde. Seine eigene, unvollkommene Vorstellung davon, warum Menschen bestimmte Dinge tun, führten ihn schließlich zu der Überzeugung, dass Marguerite früher nicht verstanden hatte, dass ihm ihre Schläge weh taten und ihm Angst machten. Erst sein Blut zu sehen, hatte sie erkennen lassen, dass er ein fühlendes Wesen sein musste. Ja— Er hatte leise nickend auf seinem Bleistift herumgekauert. Dann hatte er innegehalten. Denn wenn Marguerite verstand, dass die Schläge ihm weh taten, verstand sie vielleicht auch, dass es ihm genau so weh tat, wenn sie ihn zwang, sich gegen den Fluss zu stellen.

Ihm stockte der Atem.

Doch in der Woche darauf gefiel ihr das Bild, wegen dem sie ihn so verprügelt hatte, noch immer nicht, und statt ihn anzuhören, ließ sie den Rohrstock auf Ludwigs Körper wüten, als wäre nichts geschehen.

Die Enttäuschung traf ihn härter als die Schläge, aber als er sich wieder gefangen hatte, sagte er sich, dass noch nicht alles verloren war. Schließlich musste sie, wenn sie seinen Schmerz verstand, auch verstehen, wie wütend er war. Und deshalb hatte sie Angst, dass er sich rächen würde, wenn sie ihm nicht mehr auf diese Weise ihre Überlegenheit bewies.

Er musste ihr also vielleicht nur versprechen, dass er sich nicht rächen würde. Ganz ruhig und freundlich. Und zwar sofort, denn er könnte es nicht noch einmal ertragen, zu warten.

Die Angst entdeckt zu werden, ließ sein Herz rasen, doch er erreichte Marguerites Haus, ohne dass ihn jemand bemerkte. Eine Hand fest um den Griff seines Messers geklammert fand er erst ein unverschlossenes Fenster, dann das Schlafzimmer, gleich gegenüber des Treppenaufgangs. Dort legte er das Messer ab - auf das Schränkchen neben Marguerites Bett - und holte tief und zittrig Luft.

"Mama." Er kannte das Wort nur, weil Sérafine es ein paar Mal benutzt hatte, und es fühlte sich merkwürdig an in seinem Mund. Klobig, wie ein zu langes Fremdwort. "Mama!"

"Was denn?" murmelte sie, als er zögernd ihre Schulter berührte, und drehte sich zu ihm um, um sanft seinen Bauch zu streicheln. "Was ist los Mäusezahn? Hattest du wieder einen bösen Traum?"

"Mama, ich bins, Kröte."

Mit einem Ruck zog sie ihre Hand zurück und setzte sich auf. "Was machst du hier?" zischte sie erschrocken, während sie nach dem Schalter der Lampe über dem Kopfende ihres Bettes tastete. "Was willst du?" Sie blinzelte gegen die Helligkeit. "Ich habe dir verboten, das Haus zu verlassen!"

"Aber ich hab doch ein Messer." erklärte er hastig. "Ich kann mich verteidigen."

Diese Information schien sie nicht zu beruhigen, im Gegenteil. Sie verlor ihre zornige Röte und ließ die Klinge, die er ihr zum Beweis seiner Worte entgegen hielt, nicht mehr aus den Augen. "Leg das sofort wieder hin!" flüsterte sie. "Ich warne dich, du kleines Monster, wenn du mir damit zu nahe kommst—"

Er gehorchte eilig, doch kaum hatte er die Waffe losgelassen, schnappte Marguerite sie, um ihn damit zu bedrohen. "Verschwinde hier, los!" Ihre Stimme war noch immer nur ein Flüstern, aber es war schrill und hart und überschlug sich, und er stolperte einen Schritt zurück. "Mach, dass du weg kommst!"

Enttäuscht presste er die Lippen zusammen. Dann nahm er seine Maske ab, damit sie noch einmal die Wunde sehen konnte, die sie ihm geschlagen hatte. "Mama, ich will dir nur sagen—"

"Nenn mich nicht so, du kleines Monster! Verschwinde! Los! Verschwinde aus meinem Leben! Ich wünschte, du wärest nie geboren worden!" Ihre Stimme bebte, und die letzten Worte waren ein Schluchzen. Die Hand, die das Messer hielt, sank auf ihr Knie, die andere schlug sie vor ihr Gesicht, während sie weinte.

"Ab- aber-" begann er stotternd.

"Verschwinde!"

Sie wollte nicht mit ihm reden. Nicht anhören, was zu versprechen er gekommen war. Und plötzlich sah er ganz klar, dass sie ein Monster war. Dass sie wusste, wie weh sie ihm getan hatte. Dass sie wollte, dass er Schmerzen und Angst hatte. Dass sie wollte, dass er starb.

Was dann geschah, hatte er schon vor so langer Zeit beschlossen, dass sein wunder, blutiger Körper ganz von allein handelte.

In einer einzigen, fließenden Bewegung beugte er sich vor, krallte die

Finger um Marguerites Hand, drehte sie und ließ seine Knie nachgeben, um die Klinge mit seinem gesamten Gewicht in ihren Bauch zu stoßen.

Ein dumpfes Stöhnen streifte sein Ohr. Atem, der plötzlich schnell und flach ging. Sie versuchte, ihn von sich zu schieben, doch das Messer schien ihr alle Kraft genommen zu haben. Salzige Tropfen lösten sich von ihren Wimpern, fielen auf sein nacktes Gesicht und ihre Hand, die sich zittrig an seine Wange legte. "Bitte- Herzchen- könntest- du- einen- Arzt- rufen?"

"Ich weiß nicht, wie das geht."

"Das- Tele- fon- du- musst- nur- die- Nummer- wählen-" Sie brach keuchend ab, als er das Heft des Messers packte und es mit einer langsamen Drehbewegung aus ihrem Leib heraus zog.

"Was für eine Nummer?" fragte er. "Mama?" Doch sie sank nur mit einem weiteren gepressten Schmerzenslaut nach vorn, bis ihr Kopf ihr untergeschlagenes Knie berührte.

Blut sickerte aus ihrem Bauch. Interessiert sah er zu, wie es auf der Bettdecke eine Pfütze bildete, zwischen Stoffalten hindurch rann und schließlich auf den Boden tropfte.

Er trat ein kleines Stück zurück und ihm fiel auf, dass Marguerites vorgebeugte Haltung sehr unbequem sein musste. Kurzentschlossen packte er ihre Schultern und drückte mit aller Kraft, um ihr zu helfen, sich aufzurichten. Sie kippte langsam und schlug mit dem Kopf gegen das Bettgestell.

Erschrocken zuckte er zusammen. "Oh nein, es- es tut mir-" Er brach ab, als Marguerite ihn wider Erwarten nicht anschrte. Und schließlich begriff er, dass sie tot war. Wirklich und wahrhaftig tot.

"Heh." lachte er leise, ehe er ihr erst eine Ohrfeige gab, von der ihm die Handfläche brannte, und dann mit dem Messer auf ihr bleiches Gesicht einhackte, bis er ihre Knochen sehen konnte.

Dabei löste sich etwas in ihm. Eine Angst, die so allgegenwärtig gewesen war, dass er sie nicht von seinem Selbst hatte unterscheiden können. Sie verschwand wie Dunst im warmen Sonnenschein. Und im neuen, strahlenden Licht sah er das Wunder einer Welt ohne Marguerite.

Aufgeregt presste er einen Unterarm gegen seinen mit Blut besprenkelten Mund. Er war jetzt frei. Seine Bilder waren frei. Niemand konnte ihn mehr zwingen, sich gegen den Fluss zu stellen oder seine Arbeit zu übermalen. Alles, was er von nun an erschuf, würde schön sein und gut und richtig und wahr und frei wie der Wind, und sein, ganz allein

sein. Und niemand - *niemand* - würde ihn jemals wieder schlagen oder beschimpfen.

Ein unbeschreibliches Wohlgefühl rann kribbelnd und prickelnd in seinem Magen zusammen, krabbelte an seinem Hals hinauf und flog als leises Kichern aus seinem Rachen.

Doch damit hörte es nicht auf. Es prickelte weiter, zupfte in einem fort an seinen Mundwinkeln und nistete sich in seinen Lidern, seinen Schultern, seinem Nacken ein, ließ ihn die Arme über den Kopf heben und sich recken vor lauter Freude. So viel Freude war in ihm, dass sein Bauch die Bilder und Musik nur so ausspuckte. Was würde er malen! Was würde er spielen! Oh, und was würde er sich die Welt ansehen! Alles, worüber er in seinem Lexikon gelesen hatte. Frei und furchtlos und unbesiegbar. Und er würde sich ein eigenes Haus bauen, mit lauter Zimmern, in denen er die Wände anmalen konnte, wie es ihm gefiel, mit einem richtigen, großen Flügel, auf dem er die ganze Nacht spielen würde, mit einem Atelier und einem großen, wunderschönen Garten, in dem eine Trauerweide mit einer Schaukel stand. Und Sérafine würde bei ihm wohnen und ihm vorlesen, und er würde nie wieder etwas essen, das er nicht mochte—

Gedankenverloren und taumelnd vor Glück schwebte er aus Marguerites Schlafzimmer.

Ein rotgesprenkelter Schmetterling.

Das Bad lag gleich nebenan, so dass er nicht weit gehen musste, um sich zu waschen. Doch während Wasser rosig von seinen Händen rann, bemerkte er, dass auf der Ablage über dem Becken zwei Becher standen, ein großer und ein kleiner. Im großen Becher war eine große Zahnbürste, im kleinen Becher eine kleine. So wie seine eigene.

Vor Überraschung vergaß er ganz, dass er seine Maske abgesetzt hatte. Außerdem fühlte sich das getrocknete *Er springt auf, versucht, die Gedanken zu stoppen* Blut auf seiner Stirn und seinen Wangen ganz ähnlich an, so dass er keinen *Er gräbt die Finger in die Wunde an seiner Flanke, der Schmerz ist ein Anker* Gedanken an seine Entstellung verschwendete, während er sich auf die Suche nach dem Kind machte, nach *Fühl die Gegenwart, du bist in deinem Haus, in Portugal* seinem Geschwisterchen, dem er die gute Nachricht bringen konnte, dass sie nun beide frei waren, dass sie fort gehen könnten, und er fand *Wo ist die Chaiselongue? Die Holzdose, die Scherbe* das Zimmer, ihr Zimmer, und sie wacht auf, sie schreit und-

Minuten später taucht er wieder aus dem Flashback auf und sieht sich zittrig um. Saint-Aubin, er muss- Irène- er muss- Nein, das ist nicht Saint-Aubin, es ist- Nicht in Cléon, wo-? — *Zuhause*. Himmel, er ist zuhause. Und- Mit einiger Anstrengung erinnert er sich daran, wo die Holzdose mit dem Morphin steht, und zwingt seine Hände, ihm eine hohe Dosis zu injizieren.

Dann schläft er, kaum noch atmend. Schwer und schwarz und traumlos.

Tag 6

"Morgen." Zögernd betritt Joanna die Küche, wo der Maler am Tisch sitzt; reglos, stumm, den Scheitel in die Hände gestützt.

Sérafine hatte gestern noch kurz bei ihr vorbeigeschaut, um ihr noch einmal zu versichern, dass sie tun wird, was sie kann, Joanna müsse nur etwas Geduld haben, und dann aus dem Haus zu flitzen.

Auch den Maler sah sie nur noch einmal kurz, als er an ihrer Tür klopfte, um sie zum Abendessen zu holen.

So hatte sie alle Zeit der Welt, darüber nachzugrübeln, ob Sérafine ihr mit ihrer Geschichte nur helfen wollte, den Maler besser zu verstehen, oder ob es mehr darum ging, auf ihre Tränendrüse zu drücken, bis sie über den ach so armen kleinen Jungen vergisst, dass es ein voll ausgewachsener Mann ist, der sie gegen ihren Willen gefangen hält.

Diese Vorstellung machte sie wütend. Sérafines vage Versprechungen; als wäre Joannas Lebenszeit etwas, das man mit ein bisschen 'Geduld, Geduld' verschwenden kann.

Andererseits wird sie nächste Woche wahrscheinlich schon nicht mehr hier sein, also—

Seufzend hatte sie sich das Gesicht gerieben. Dann hatte sie ihr Cello geschnappt und war zurück auf die Schaukelwiese gestapft, um dort noch immer nicht zu spielen, sondern angestrengt nicht über Kinder mit miesen Müttern zu brüten, die sie zerstören wollten und bei irgendwem

zurückließen, der sie genau so wenig haben wollte, um unbelastet von jedwedem Verantwortungsgefühl ihre Berufung zur international gefeierten Cello-Virtuosen zu erfüllen.

Jetzt, in der Küche, geht sie zur Terrassentür, um in den dunklen, wolkengefüllten Himmel hinauf zu sehen. "Ganz schön fies da draußen." Abwartend dreht sie sich zum Maler zurück, aber der sitzt noch immer in der selben Haltung da und schweigt.

Unsicher sieht sie zwischen dem leeren Tisch und dem Kühlschrank hin und her. "Ich- ich ess mal auf der Terrasse, dann stör ich dich nicht." Sie lächelt gezwungen, kramt ein Frühstück für sich auf das Tablett und flüchtet nach draußen.

Dort braut sich spürbar etwas zusammen, aber es ist wärmer als sie dachte. So beschließt sie, sich nach dem Essen das Labyrinth noch einmal genauer anzusehen. Bei ihrer Führung vor ein paar Tagen hatte der Maler eine Bemerkung über Arbeiten im Wald gemacht, die so klang, als wäre es möglich, vom Labyrinth aus dort hin zu gelangen. Um diesen Durchgang zu finden, müsste sie eigentlich nur wie ein sturer kleiner Roboter der Hecke zu ihrer Linken folgen, bis sie die gesamte Grenze zwischen Labyrinth und Wald abgelaufen ist. Was sie dann mit dieser Information anfangen soll, weiß sie auch nicht. Es halt wissen und das Labyrinth besser kennen? Aber es fühlt sich wie ein Projekt an. Etwas, das sie tun kann, während sie wartet.

Rasch wirft sie einen Blick über ihre Schulter in die Küche. Der Maler hat sich noch immer nicht gerührt. Also schmiert sie sich noch ein Brot, springt auf und marschiert los.

Anderthalb Stunden später tritt sie wieder auf die Wiese am Haus und lässt sich ächzend auf den Rand der Terrasse fallen. Sie birgt das Gesicht an den Knien, während ein paar erste Regentropfen kalt auf ihren Armen landen. Es passt zu ihrer Laune, aber aus den Tropfen werden bald Bindfäden.

So springt sie fluchend auf und hastet zurück in die Küche.

Der Maler sitzt noch immer auf dem selben Platz, aber seine Hände stützen nicht mehr seinen Kopf, sondern liegen ausgestreckt vor ihm auf dem Tisch.

Vielleicht ist ihm peinlich, was Sérafine über ihn erzählt hat?

Sie mustert das Profil der Maske, während sie sich die Tropfen aus dem Gesicht wischt, seine Frackjacke, die Manschetten seines grauen Hemdes, die filigran geschnitzten Holzknöpfe daran, seine schlanken, langgliedrigen Hände—

Dass mit seinen Fingern etwas nicht stimmt, fällt ihr nicht sofort auf. Aber als ihr bewusst wird, dass er nur an seinen Ring- und kleinen Fingern schartige, verkümmerte Nägel hat, während seine Zeige-, Mittelfinger und Daumen in gänzlich nackten Kuppen enden, verzieht sie das Gesicht - und muss feststellen, dass der Maler sie die ganze Zeit aus dem Augenwinkel beobachtet hat.

Betreten senkt sie den Kopf. "Entschuldige, das war unsensibel."

"Es ist vermutlich eine Form der ektodermalen Dysplasie," erklärt der Maler langsam, als müsste er sich zu jedem einzelnen Wort aufraffen.

"Hm." Joanna zieht den zweiten Stuhl um den Tisch herum, um sich neben den Maler zu setzen. "Und was bedeutet das?"

"Dass meine Gene von denen richtiger Menschen verschieden sind."

"Warum betonst du das so?"

"Was betone ich?"

"Dass irgendwas an dir nicht menschlich ist. Das hast du gestern schon mal gesagt."

"Es ist die Wahrheit."

"Ist es nicht." Entschlossen legt sie beide Hände auf seine Rechte. "Lass dir so einen Quatsch nicht einreden. Du siehst nur etwas anders aus als die meisten. Daran ist nichts verkehrt."

Der Widerwille gegen den von ihr initiierten Körperkontakt brennt sich durch seine Apathie hindurch, doch er rührt sich nicht. "Ich bringe Schmerz und Trauer und den Tod," sagt er tonlos. "Ich- ich habe Anjali verletzt. Ich- Sophie hat versucht, sich umzubringen, und ich- Ich- habe Marguerite getötet und ihr- Gesicht zerschnitten. Und meine Schwester- Ich-" Seine hellen Augen tasten über den entsetzten Ausdruck in Joannas Gesicht wie über eine Wunde. "Ich bin ein Mörder."

Sehr vorsichtig zieht Joanna ihre Hände von seiner zurück und er spürt, wie die Wärme ihrer Berührung verfliegt.

"Es tut mir leid," flüstert er.

Stille. Dann springt Joanna auf und rennt in ihr Zimmer.

Zittrig vor Hast schließt sie ihre Tür ab und lehnt sich mit dem Rücken daran, um mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin zu starren. Doch im nächsten Moment entlädt sich das Gewitter draußen mit einem Donnerschlag und Platzregen.

Vom Lärm aufgerüttelt hastet sie zu ihrer Matratze, um das Schälmeser unter dem Kissen hervor zu holen und in ihre Tasche zu stopfen. Sie wird nicht wie ein geschocktes Kaninchen hier rumsitzen. Sie wird abhauen. Verdammt noch mal. Und der einzige Weg nach draußen führt durch die äußerste Hecke des Labyrinthes. Nur wo, wo verdammt!

Vielleicht ist der Durchgang von oben zu erkennen. Das könnte doch sein, oder? Dass sie einfach daran vorbeigelaufen ist, weil der Durchgang so angelegt wurde, dass man ihn nur erkennen kann, wenn man in einem bestimmten Winkel davor steht. Aber von oben kann man ihn ganz sicher sehen. Dann braucht sie nur noch einen Plan des Labyrinthes, damit sie die Stelle auch wiederfindet. Ja. Genau so wird sie es machen.

Vorsichtig streckt sie den Kopf auf die Galerie hinaus, doch die Luft ist rein. Also klettert sie so schnell sie kann ins Atelier, greift den nächstbesten Zeichenblock und einen Bleistift und öffnet das Dachfenster hinter dem Flügel.

Der Wind bläst ihr den Regen in wahren Schwallen entgegen, so dass sie es gleich wieder schließt und sich stattdessen auf den Klavierhocker setzt, um schon einmal die Wege aufzuzeichnen, die sie aus dem Gedächtnis kennt.

Es sind nicht viele, aber genug um die Zeit totzuschlagen, bis der Wind etwas nachlässt. Und kaum ist es so weit, steht Joanna am offenen Fenster und versucht, aus den grau in grau verwaschenen Hecken einen Weg in die Freiheit herauszulesen.

"Du zeichnest?" Seine Stimme ist leise und klingt unendlich müde, aber Joanna fährt trotzdem erschrocken herum.

"Ja, aber- ist nichts geworden." Hastig reißt sie das oberste Blatt ab, zerknüllt es und wirft es auf das Dach hinaus. Aber der Zeichenblock ist beidseitig geklebt, weshalb ein Teil ihres Plans noch daran haftet, als der Maler ihn ihr abnimmt.

"Es tut mir leid." Ängstlich zieht Joanna die Schultern hoch und tastet nach dem Messer in ihrer Hosentasche. "Bitte sei nicht böse."

Der Maler betrachtet die Linien, die Beschriftung 'Haus', und schüttelt schwach den Kopf. "Du suchst nach einem Fluchtweg? Das ist nicht

gut." Er sieht sie an. Lange. Tief besorgt. "Bitte, Joanna. Es ist schrecklich gefährlich, das Schicksal so herauszufordern." Mit einer zähen Bewegung lässt er den Block auf den Klavierhocker fallen. Seufzt. "Ich werde heute leider zu nichts Sinnvollem mehr im Stande sein. Ich hoffe, du siehst es mir nach. Und vielleicht möchtest du die Zeit nutzen, um etwas in der Bibliothek zu stöbern."

Joanna nickt.

Er sieht ihr nach, wie sie zögerlich die Leiter hinunter verschwindet. Dann schließt er die Luke und sinkt auf die Klavierbank, um seine Finger kraftlos auf seinen Oberschenkeln ruhen zu lassen.

Er rührt sich erst wieder, als der Klimaregulator im Korpus des Instrumentes mit einem Klicken gerade oberhalb seiner Hörschwelle zum Leben erwacht.

Es ist Joannas Glück, dass er innerlich zu taub ist, um eine kraftvolle Emotion hervor zu bringen. In jedem anderen Zustand wäre er panisch geworden und hätte ihr nur noch mehr Angst gemacht.

Nein. In jedem anderen Zustand hätte er in der Küche geschwiegen und ihr gar nicht erst Anlass für einen Fluchtplan gegeben.

Doch sein Denken war ganz auf Selbstzerstörung fixiert gewesen, angestiftet durch die Depression, die ihm schon seit Sonnenaufgang eingeflüstert hatte, dass er wehrlos ist, hilflos, dass sein Wille nichts zählt, weil sein Leben fremdbestimmt ist und seine gesamte Existenz zweckgebunden. Er ist sein Schicksal, sonst nichts. Und dem ist alles zu opfern. Alles.

Eine andere Stimme, wohl seine Feigheit, wies ihn darauf hin, dass der Schmerz des unausweichlichen Geständnisses heute im allgemeinen Gefühl von Leid und Ekel völlig untergehen würde. Sie sagte es wieder und wieder, so dass er schließlich - leichtgläubig - den Mund öffnete, um zu sprechen.

Und die Feigheit hatte recht. Bis zu dem Moment, in dem Joanna ihre Hände von seiner zurückzog und er die unnatürliche Kälte ihrer Abwesenheit spüren musste.

Rasch erhebt er sich und geht zur Luke. Draußen bricht die Sonne durch die Wolken und sorgt für eine hohe Luftfeuchtigkeit, doch er kann jetzt keine Rücksicht auf seine Lunge nehmen. Er muss raus, sich bewegen, vom Fleck kommen, damit seine Gedanken gar nicht erst um

die Ereignisse in der Küche zu kreisen beginnen. Es gibt drängendere Probleme, über die er nachgrübeln sollte. Sérafine zum Beispiel.

Die Hartnäckigkeit, mit der sie ihn immer wieder aufpäppelt, obwohl sie doch weiß, wie sehr er es braucht, seine Knochen sehen zu können. Todesnähe zu spüren. Sie behauptet stets, seine Organe werden versagen, wenn er seinen Körper nicht besser ernährt, und seinem Argument, dass er nicht sterben kann, ehe das Kunstwerk geschaffen ist, setzt sie zornig entgegen, dass sie genau das sicherzustellen gedenkt. Dennoch wird er den Verdacht nicht los, dass sie in Wirklichkeit nur daran interessiert ist, ihn zu behalten.

Es ist recht offensichtlich, dass sie sich daran gewöhnt hat, für ihn zu sorgen, und eine so alte Gewohnheit aufzugeben, ist sicher nicht leicht - auch wenn sie schon lange weiß, dass seine Lebenserwartung klar begrenzt ist.

Vielleicht sollte er sich die Zeit nehmen, noch einmal mit ihr über das zu sprechen, was sich nun bald ereignet.

Am Rand der Terrasse bleibt er stehen, um die glitzernden Wassertropfen an den Grashalmen zu betrachten, ehe er sich mit einem Ruck auf den Weg ins Labyrinth macht.

Wüsste er, dass Sérafine bald sterben wird, würde er all seine Arbeit niederlegen, um für sie zu sorgen, wie sie für ihn gesorgt hat. Ohne sie wäre sein Leben ungleich beschwerlicher verlaufen. Er ist dankbar für all die kleinen und großen Dinge, die sie Woche für Woche, und manchmal Tag für Tag, für ihn tut - ganz gleich, wie sehr ihn ihre ständige Einmischung in sein Leben verärgert, ihre eigenmächtigen Entscheidungen, die fehlgeleiteten Ratschläge. Hätte sie die Sache nicht mit solcher Überzeugung erwähnt, als wäre es im Grunde bereits geschehen, wäre er niemals auf die Idee gekommen, Joanna von seinen Morden zu erzählen. Nein, er wollte nicht, dass sie davon erfährt. Dass sie sich vor ihm fürchtet. Niemals. Warum hat er nicht geschwiegen? Dann wären ihre Finger vielleicht noch etwas länger-

Er stoppt den Gedanken und knurrt, verärgert über sich selbst.

Sérafine. Er hat kaum Erinnerungen an eine Zeit ohne sie. Schon gar keine angenehmen. Sie ist seine einzige Verbindung zum Rest seiner Spezies. Alles, was ihn menschlich macht. Sein seidener Faden, der ihn diesseits der völligen Verwahrlosung hält. Dank ihrer Gabe ist sie sich ihrer Bedeutung für ihn bewusst, und dies dürfte ein weiterer Grund dafür sein, dass ein geistig gesunder Mensch wie sie immer wieder zu ihm

zurückkehrt. Allein seine Launen würden jedes andere vernunftbegabte Wesen in die Flucht schlagen. Vor allem diese abscheuliche Stimmung, in der ihm nichts recht zu machen ist, weil ihn alles gleichermaßen stört und anwidert und es ihn von allem gleichermaßen fortreibt. Und seine Depression. Dieser verzehrende Morast. Was hat er nicht schon alles für Unsinn angestellt, weil er zu schwach war, sich über einen destruktiven Geisteszustand hinwegzusetzen. Heute früh zum Beispiel hat er Joanna gestanden, dass er ein Mörder ist, und sie damit so erschreckt, dass sie ihre Hände-

Tag 7

Nachdem sie sich angezogen hat, holt Joanna das Schälmesser aus ihrer Hosentasche und lässt sich ächzend auf ihre Matratze fallen, um es unentschlossen in den Händen zu drehen.

Sie drückt mit der Fingerkuppe auf die Spitze. Führt mit dem Daumen über eine kleine Kerbe im hölzernen Heft.

Und schließlich schiebt sie es wieder unter ihr Kissen. Steht auf, atmet durch und verlässt ihr Zimmer.

Der Raum liegt im Halbdunkel da, zerschnitten von Regalen, die den Blick auf die Fenster versperren. Doch weit hinten brennt Licht.

Joanna blinzelt hinüber und fummelt an der Visitenkarte herum, die neben dem Stövchen mit ihrem Frühstück auf dem Küchentisch lag.

'Guten Morgen, Joanna.' steht darauf. *'Du hast sicher Fragen. Ich beantworte sie dir in der Bibliothek. M.'*

Sie räuspert sich. Dann klopft sie an die Türzarge.

Der Maler hebt den Kopf. Schwerfällig kämpft er sich dann aus seiner am Boden zusammengekauerten Haltung. Die stechende Angst am unteren Rand seines Brustkorbes wird wieder stärker und macht es schwer, ganz aufrecht zu stehen. Also tastet er nach dem frischen Schmerz an seiner Taille. Hält die weiche Erhebung der Gaze unter

seinen Fingern wie einen Talisman. Es hilft ein wenig. Mit einem Ruck streift er seine Schuhe wieder über und setzt sich in Bewegung.

Joanna kann seinen Schatten sehen, der mit jedem Schritt ein wenig weiter in die Gasse zwischen den Regalreihen ragt, ehe er selbst heraus tritt.

"Hey." Unwillkürlich vergräbt sie ihre Hände in den Hosentaschen und zieht die Schultern hoch.

Das Licht zwischen den Regalen, die er verlassen hat, erlischt, als der Maler nun langsam auf sie zu kommt; dafür geht es zwischen den nächsten beiden an, erlischt, als er sie ebenfalls hinter sich lässt—

Als er schließlich den schwarzen Ohrensessel erreicht, der nahe der Tür vor einem offenen Kamin steht, geht auch dort Licht an - eine Stehlampe, die mit ihren fünf gebogenen Armen einen sanft glimmenden Kokon spinnt.

"Bitte setz dich." Der Maler macht eine Geste, die den Sessel einschließt, das große, runde Fußkissen davor, den üppig gepolsterten Stuhl an der Wand neben dem Kamin, den samtenen Sitzsack in der Ecke dahinter.

Joanna stößt die Luft aus, zieht das Fußkissen an den Rand des Lichtkegels und hockt sich darauf, die Knie an die Brust gezogen.

"Ich habe sie erstochen." sagt der Maler unvermittelt.

Joanna dreht sich auf ihrem Platz um und sieht zu ihm auf.

"Meine Mutter. Ich- ich wollte nur mit ihr sprechen, aber sie- Sie war so grausam wie immer und ich-" Zögernd legt er die Hände auf die Sessellehne. "Sie- sie hat gelitten, aber es ging schnell."

"Du warst da erst zehn, oder?"

Er nickt leicht.

"Und ihr Gesicht—?"

"Sie war schon tot, als ich- das getan habe."

"Warum hast du-?"

"Sie wollte mich vernichten." antwortet er leise.

"Und deine Schwester?"

Schweigen, während sich der Maler langsam im Sessel niederlässt, mit der Hand unter sein Jackett fährt und seine Finger tief in die frischen Wunden an seiner Taille gräbt. "Sie habe ich nicht erstochen und auch nicht- nichts sonst."

"Aber du hast sie umgebracht."

Er nickt kaum wahrnehmbar.

"Sérafine sagt, sie hatte einen Herzfehler. Dass sie daran gestorben ist."

"So steht es im Obduktionsbericht."

"Aber das ist falsch?"

"N- nein, aber es- es- ist- nicht- Ich möchte nicht darüber reden. Es- es ist-" Er bricht ab und Joanna beobachtet ihn unschlüssig, wie er sich in die Ecke zwischen Lehne und Flügel seines Sessels presst.

"Wer ist Sophie?" fragt sie schließlich. "War sie- Hast du sie auch entführt, so wie mich?"

Er braucht einen Moment, ehe er antwortet: "Ich habe sie viele Jahre vor meinem Traum getroffen. Aber ich habe in ihr zum ersten Mal das Prinzip der Schönheit wirken gesehen."

"Und warum hat sie- versucht sich was anzutun?" Joanna reibt über ihre Schienbeine und hört, wie die Kleider des Malers rascheln.

"Weil ich in ihre Wohnung eingebrochen bin und mich dort über Monate versteckt habe. Ich habe sie beobachtet und gezeichnet." Er senkt den Blick auf seine rechte Hand, die halb geöffnet auf seinem Oberschenkel liegt. Auf Joanna am Rand seines Blickfeldes, reglos. "Ich wäre noch jahrelang bei ihr geblieben, um ihre Schönheit zu erforschen. Aber das Schicksal wollte, dass ich weiterziehe, und es hat einen Weg gefunden, mich dazu zu zwingen. Sophie hat gespürt, dass ich dort bin, und sie hat Angst bekommen. Sie- ist abgedriftet und-" Er streckt seine Finger durch. "Ich habe Hilfe gerufen und sie hat überlebt, aber ich musste fliehen. — Und so geht das Schicksal vor. Es benutzt Schmerz und Leid und Tod, um die Dinge nach seinen Vorstellungen zu lenken. Selbst meine- meine Schwester war nur ein- ein Rad im Getriebe. Selbst meine Zeit mit Anjali." Er lacht zitterig. "Mein Glaube, ich könnte glücklich werden, diente nur dazu, meine Fallhöhe zu steigern. Ihr Glaube an Devi, ihre Predigten- Meine endgültige Form konnte mir das Schicksal nur geben, wenn ich träume, und um zu träumen, musste ich zuerst versuchen, zu sterben."

"Du hast versucht, dich umzubringen?"

"Aber das Schicksal braucht mich lebend. Also lebe ich und lebe und lebe—" Er macht eine müde Geste.

"Hm." Joanna kauert sich enger zusammen. "Wer ist Anjali?"

Schweigen, doch nur kurz.

"Sie war- eine Freundin. Eine sehr gute, sehr liebe Freundin."

"Und ihr hast du nichts angetan?"

"Nein. Ich- ich habe sie nur enttäuscht. Es geht ihr sehr gut." Mit plötzlicher Energie holt er sein Mobiltelefon hervor, tippt darauf herum und dreht es schließlich, damit Joanna das Video sehen kann, das abgespielt wird.

Eine Frau, etwa in Sérafines Alter, mit langem, schwarzem Haar und tiefbrauner Haut betritt eine Bühne. Sie trägt ein edles, hellgrünes Sari und schenkt dem Publikum ein breites Lächeln. Als sich der Applaus legt, hebt sie ein Mikrofon an ihren Mund, um gutgelaunt etwas in einer Sprache zu sagen, die Joanna nicht versteht.

"Das ist sie im vergangenen Mai. Sie ist eine angesehene Tänzerin und leitet ihre eigene Schule für Bharatanatyam."

"Bhara-?"

"Bharatanatyam. Einer der klassischen indischen Tanzstile. Gleich tritt ihre Tochter auf. Ihr Name ist Manjiri. Sie ist auch außerordentlich begabt."

Joanna legt den Kopf schief. Seine Stimme ist monoton wie immer, trotzdem hat sie das Gefühl, dass er stolz auf die junge Frau ist, die nun in eine Art Hosenrock gekleidet und mit weißen Blumen im Haar einen Tanz voller zierlicher Handgesten, Gesichtsausdrücke und Sprünge aufführt. "Ist sie deine Tochter?"

Überrascht sieht der Maler auf. "Nein." Dann wird er sehr still, steckt das Telefon zurück in seine Tasche und starrt in den leeren Kamin.

"Aber du warst in sie verliebt." sagt Joanna leise. "In Anjali."

Der Maler antwortet nicht, starrt nur weiter vor sich hin, und so tritt Schweigen ein, bis Joanna sich räuspert.

"Was ist aus deinen Kindermädchen geworden?"

"Ich weiß es nicht."

"Und- und warum glaubst du, dass du deine Schwester umge-"

Mit einem Ruck, der Joanna zusammenzucken lässt, steht der Maler auf. "Ich werde mich jetzt etwas zurückziehen." sagt er heiser. "Wir können unser Gespräch später fortsetzen."

"Okay—" Joanna sieht ihm nach, wie er mit kaum unterdrückter Hast die Bibliothek verlässt. Dann lehnt sie die Stirn an ihre überkreuzten Arme.

Sie hat keine Ahnung, was sie fühlt. Es ist alles irgendwie schwammig und unreal.

Er ist ein Mörder, und seit sie das weiß, geistern Bilder durch ihren Kopf, von einem kleinen, entstellten Kind mit rot verschmierten Händen.

Vor ihm am Boden eine Leiche mit einem Gesicht, das nur noch eine blutige, zerfetzte Masse aus Fleisch ist.

Wie das Herz dieses Kindes. Wie seine Handflächen und sein Rücken. Weil die Leiche am Boden lieber auf es eingepugelt hat, als es zu lieben und zu beschützen.

Und jetzt kommen Joanna die Tränen, weil sie noch genau weiß, wie es war, als sie zum ersten Mal die Eltern ihrer Grundschulfreundin Synnöve traf. Wie ungläubig sie war, als Synnöves Vater sie zu Fuß von der Schule abholte, Synnöve zur Begrüßung in den Arm nahm, sie und Joanna fragte, wie ihr Tag war, sich die Antwort aufmerksam anhörte. Er wollte sogar wissen, was es zum Mittagessen gegeben hatte, und wusste, dass Synnöve die Pommes aus der Schulkantine besonders gern mochte. Er bemerkte in Richtung Joanna, dass er als Kind zur gleichen Schule gegangen war, dass er die gleiche strenge Schwedischlehrerin hatte und schon die gleichen verflixt schwierigen Diktate schreiben musste. Und Synnöve und Joanna durften ihm von ihren eigenen Erlebnissen im Schwedischunterricht erzählen, bis sie Synnöves Wohnung erreichten und zum Spielen in ihrem Zimmer verschwanden.

Joanna hatte damals gedacht, dass das nur eine Show war, mit der sich Synnöves Vater präsentierte. Dann kam Synnöves Mutter von der Arbeit heim, klopfte an Synnöves Tür, um Hallo zu sagen, und beim Abendessen wurde weiter geredet und gelacht. Es war beeindruckend gewesen, dass beide von Synnöves Eltern ihr Desinteresse und ihre Verachtung so gut verstecken konnten, und dass Synnöve so viel bereitwilliger mitmachte, als Joanna es je gekonnt hätte.

Dieser letzte Punkt war ihr sogar unheimlich gewesen. Was taten diese Eltern, damit Synnöve vorspielte, dieser Umgang mit einander wäre normal? Bedrohten sie sie?

Aber je mehr Eltern anderer Kinder sie bewusst wahrnahm und kennenlernte, desto mehr regte sich in ihr der Verdacht, dass in Wirklichkeit ihre eigene Familie unnormal war. Dass andere Kinder von ihren Eltern geliebt und wertgeschätzt und umsorgt wurden.

Es tatsächlich zu glauben, fiel ihr schwer. Und das Schmerzhafteste an all dem ist, dass es ihr selbst heute noch unangenehm ist, wenn sie sieht, wie liebevoll Njeri mit Judite umgeht, oder wenn Judite etwas erzählt, das verrät, wie gut sie sich mit ihrer Mutter versteht und wie wichtig diese Beziehung in ihrem Leben ist. Wie sehr sie ihren Vater vermisst—

Sie kommt emotional viel besser mit Nikolas' Eltern zurecht, die ihn ständig maßregeln, als wäre er noch ein Teenager, ihn mit Nichtachtung strafen, wenn er nicht gleich zur Verfügung steht oder sie 'enttäuscht', und die ihn nie vergessen lassen, dass er ihnen für jede jemals erhaltene Zuwendung etwas schuldet.

Sie fühlen sich vertrauter an. Richtiger. Realer.

Und sie würde wirklich gern all die glühende, stechende, beißende Wut nehmen, die sich bei diesen Gedanken in ihrem Magen sammelt, sie zu einem Messer formen und es ihrer Mutter in die Brust rammen. Ihr das selbstzufriedene Grinsen aus dem Gesicht hacken.

Ächzend lässt Joanna ihren Kopf in den Nacken fallen, wischt sich die Tränen vom Gesicht und rappelt sich auf. Sie sollte sich auf andere Gedanken bringen.

Seine Finger sind klebrig von Blut. Die Wunden an seiner Taille ein hartes Gleifen. Aber zwischen diesem körperlichen Schmerz und den schemenhaften Erinnerungen, die er an den Rand seines Bewusstseins drängt, ist zu seiner Überraschung noch Raum für etwas anderes.

Es ist so lange her, seit er das letzte Mal Anjalis Stimme gehört hat. Diese sanfte, fröhliche Stimme, die ihn so viele neue Worte gelehrt hat. Das Klingeln ihrer Ghungroos, ihr leises Singen, während sie ein Gebet an Devi tanzt. Und er will nichts mehr, als sich zu ihr zu träumen. Denn auch wenn es nur ein Mittel zum Zweck war, es war Glück, und er braucht jetzt etwas, das ihm hilft, neue Kraft zu sammeln.

Rasch wäscht er sich, versorgt seine Wunden und streift einen Shalwar Kameez über, ehe er eine Feinwaage aus dem Beistelltisch neben der Chaise holt. Dann wiegt er sorgfältig einige Krümel Opium ab, ein wenig Haschisch, und verdampft beides in seiner Glaspfeife.

Den letzten Zug noch in der Lunge lässt er sich auf sein im Boden versenktes Bett fallen, zieht die Vorhänge des Baldachins zu, schaltet das Licht aus, die Musikanlage ein—

Vom Rausch verzauberte Wassertropfen, die im Dunkel mit der reinen, kühlen Oberfläche seines Bewusstseins verschmelzen. Herabgetaumelt von Stalaktiten, die feucht am Himmel über ihm glänzen. Konzentrische Wellen, tanzend, unterwegs zu den fernen Ufern seines Ichs. Und dort, vertraut und lebendig, Anjali, tanzend, *Adi Shakti, Adi Shakti, Adi Shakti, Namo Namo!*

Es war früher Morgen, als er an der Wiese vorbeikam, auf der die Gruppe ihr Lager aufgeschlagen hatte. Und mehr als die bunten Zelte weckten die leise Musik und der Gesang der gerade stattfindenden Probe sein Interesse.

So stellte er seinen Rucksack und Cellokasten in der Nähe einer Handvoll ebenfalls neugierig schauender Jungen ab und lauschte.

Die Musik, der er auf seiner bisherigen Reise begegnet war, hatte sich ebenso gewandelt wie die Landschaft. Sie klang immer weniger wie das, was er aus dem Radio kannte. Schließlich hatte sie ganz aufgehört, den ihm vertrauten Regeln zu gehorchen, und sprach auch nicht mehr den Teil in ihm an, der gewöhnlich auf jeden neuen Reiz mit dem Ausstoß von Inspiration reagierte. Er verstand die Musik einfach nicht, auf eine frustrierend fundamentale Weise, und wollte sie unbedingt verstehen lernen.

Zu seinem Leidwesen hatte er jedoch bisher keine französischen Übersetzungen zu diesem Thema gefunden, und weder sein Englisch, noch sein Hindi, noch seine Fähigkeit, Devanagari zu lesen, waren ausreichend, um mit Originaltexten etwas anfangen zu-

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als ein drahtiger älterer Mann vom Lager zu den Jungen herüber kam und sie mürrisch auf Hindi ansprach. Was sie da herumlungerten, wollte er wissen. Sie sollten abends wiederkommen und Geld oder - ein Ausdruck, den Louis nicht verstand - für die - noch ein unbekanntes Wort - mitbringen. Einer der Jungen feixte, der alte Mann erwiderte lachend etwas, dann liefen die Jungen aufgeregter schwatzend davon.

Der Mann wandte sich Louis zu. Worauf er warte, wollte er wissen. Er zögerte. "Braucht ihr Musiker?"

Was er spiele.

"Violon."

"Violin?"

"Nein, *violon*."

Was das sei.

"Ein-" Er suchte vergeblich nach Worten, um das Instrument zu beschreiben. Schließlich deutete er auf den Kasten neben ihm am Boden und mimte die Bewegung des Spielens.

"Ah." Der Mann nickte, schien aber nicht ganz sicher. " *Esraj*?"

"Violon."

Eine wegwerfende Geste. Was auch immer. Woher Louis stamme.
"La France."

Ob er hindustanische Musik spielen könne.

"Wenig."

Ob er wisse, was ein Raag sei. Oder Konnakol.

Louis schüttelte den Kopf. "Nein."

Das war die falsche Antwort.

Er habe keine Zeit für einen - wieder verwendete der Mann ein Wort, das Louis nicht kannte.

"Ich lerne- vite!" beeilte Louis sich, zu versichern. "Und ich kann-" Er deutete auf seinen Bauch. "Ich spiele hier gut."

Der Mann schien unbeeindruckt und wollte wissen, warum Louis sein Gesicht versteckte.

Er erstarrte, obwohl er sich schon vor einiger Zeit eine Ausrede zurechtgelegt hatte. "Befehl von Göttern." sagte er leise. "Bitte, ich lernen hindustanische Musik, ich spielen europäisch, sehr gut, ich zeigen, warte—" Er kramte sein Cello hervor so schnell er konnte, während sich der drahtige Mann schon wieder abwandte, setzte sich in den Staub und spielte das Melodischste und zugleich technisch Anspruchsvollste, was ihm auf die Schnelle einfiel.

Der Mann blieb stehen, drehte sich um und hörte für ein paar Takte zu. Schließlich stieß er einen Seufzer demonstrativ zweifelnden Nachgebens aus. Nun gut. Was solls. Louis könne zu den Musikern gehen und sagen, er habe mit Lakshmana gesprochen, sie sollen ihn anhören.

"Danke."

Lakshmana legte mit einem leichten Nicken die Hände vor der Brust zusammen, und als Louis die Geste nicht erwiderte, marschierte er zu den Zelten zurück.

Louis atmete durch. Blinzelte in die noch niedrig stehende Sonne. Versuchte, die Instrumente der Frauen und Männer zu erkennen, die in der Mitte des Lagers auf Strohmatten im Gras saßen und eine ältere Sängerin begleiteten. Sie klangen wie taumelnde Blätter im Wind.

Und mit einem Mal überkam ihn das Gefühl, für seine Kunst alles zu riskieren. Ganz offen unter Menschen zu leben, diesen gefährlichen, rätselhaften Wesen.

Zum Glück - so rief er sich rasch ins Gedächtnis - konnte er sich verteidigen, wenn es sein musste. Er hoffte nur, dass er seinen Wissensdurst würde stillen können, ehe es so weit kam.

Wider Erwarten nahmen die Musiker ihn freundlich auf. Ein wenig zu freundlich sogar. Er fühlte sich geradezu überrannt von ihrem festen Willen, ihn nicht nur in ihre Musik, sondern auch ihre Gruppe zu integrieren.

Lauhit, der Instrumentenbauer, lieh ihm eine Esraj, und natürlich war es auch notwendig, dass ihm jemand die bunte Mischung aus Hindi, Urdu, Maratjhi und Englisch beibrachte, die in der Gruppe gesprochen wurde. Denn nur so konnte er effektiv in der Kunst des Raag und ihrer angenehm komplexen Rhythmik unterrichtet werden. Doch es fühlten sich ganze drei der sieben männlichen Musiker dazu berufen, ihm zu jeder sich bietenden Gelegenheit eine Sprachlektion zu erteilen und auch sein Sozialverhalten zu korrigieren. Sie waren sehr freundlich dabei; es schien ihnen Spaß zu machen, den scheuen, unbedarften Fremdling nach ihren Vorstellungen zu formen. Aber es war einfach zu viel für ihn.

Aus reiner Verzweiflung ließ er sich auch noch Devanagari beibringen, so dass er Vokabeln notieren und jede Nacht mehrere Stunden allein in seinem Zelt üben konnte, um ihren Enthusiasmus schnell wieder überflüssig zu machen. Die Lektionen in Etikette waren schwieriger zu üben, dennoch war er entschlossen, auch hier bald keine Aufmerksamkeit mehr zu erregen.

Das Einzige, wogegen er sich nicht wehren konnte, waren die Morgenmahlzeiten. Die Gruppe bestand darauf, dass er dabei anwesend war, dass er etwas aß, gleichgültig, ob er hungrig war oder nicht, und sich nicht nur wie die anderen auch in regelmäßigem Turnus beteiligte, wenn das Brot für das gesamte Lager gebacken wurde.

Das alles, erklärte Lakshmana geduldig, sei unabdinglich für die Harmonie. Es sei der Leim, der sie alle zusammenhielte, besonders wenn es Konflikte gab.

Also saß er jeden Morgen schweigend in der Runde, vor dem Gesicht eine hastig gebastelte Bauta, unter deren vorgewölbte Mundpartie er mit zwei Pinselstielen als Stäbchen seine meist nur aus Brot und gedünstetem Gemüse bestehende Mahlzeit schob, bis die Versammlung wieder aufgehoben wurde.

Er flüchtete sich in die Musik. Mit derartigem Erfolg, dass er bald als zweiter Bordun zwischen Aparajitas Tanpura und Mohammeds

Harmonium gesetzt wurde; und einige Wochen später wurde ihm an der Esraj ein erstes kurzes Solo anvertraut.

Es war wundervoll, zu spüren, wie sich sein Denken und Fühlen umorganisierte und er aus seinem theoretischen Wissen über Obertöne, Quintenzirkel, pythagoräische Terzen, reine, temperierte und offene Stimmung heraus wuchs. Zu sehen, wie sehr er trotz - oder gerade wegen - diesem Wissen in den festen Strukturen des Klaviers verhaftet war. Sich davon zu lösen und wirklich zu begreifen, was es bedeutet, dass zwischen C und Cis unendlich viele weitere Töne liegen.

Dann, mit einem letzten, schwindelerregenden Schritt, fand er ganz aus der Welt der Töne in die Welt des Klangs. Aus seiner inneren Klaviatur wurde eine einzige, lange, schwingende Saite. Aus der Tonleiter mit ihren Sprossen ein sacht ansteigender Pfad, über den seine Inspiration tanzte.

Dieser Durchbruch änderte jedoch nur wenig an den Kopfschmerzen, die er hatte, weil er es nicht lassen konnte, sich beim Lernen der neuen, diffizilen Harmonik, der Sprache, der Schrift, des Verhaltens, weit über seine Grenzen zu verausgaben.

Doch nach und nach verringerte sich die Last auf ihn. Die Schmerzen verebbten. Und schließlich bekam er sogar wieder Lust, zu zeichnen.

Sein liebster Gegenstand waren dabei die Frauen der Gruppe, und in seinem Eifer studierte er sie so ausgiebig, dass sich das anfängliche, geschmeichelte Lächeln, mit dem die meisten von ihnen auf seine Arbeit reagiert hatten, in Zurückhaltung und schließlich Ablehnung wandelte.

"Zeichnest du mich etwa wieder?" sagte Aparajita. "Bitte hör auf." Dann kam Gopala, um ihm zu verbieten, je wieder seine Schwester Esha zu portraituren, und zu verlangen, dass er ihm alle Zeichnungen, die sie zeigten, aushändigte.

Er gehorchte.

Doch während er außerhalb des Lagers nach ungefährlicheren Motiven suchte, saßen seine Gedanken noch immer zwischen den bunten Zelten, wo sich die Frauen aufhielten. Wenn er schlief, stahlen sich Brüste zwischen seine Albträume, Gesäße, Hände, Lippen, Bäuche, Schenkel, und die vage Idee, sein Genital in die Geschlechtsöffnung dazwischen einzuführen.

Offensichtlich hatte sein Körper beschlossen, sich viele Monate nach dem erfolgreichen Abschluss seines Stimmbruchs auch einmal am sexuellen Aspekt der Pubertät zu versuchen.

Der ganze Umstand kam ihm bizarr vor. Nicht allein, weil sich niemals eine Frau bereit finden würde, sexuelle Handlungen mit ihm vorzunehmen, sondern auch, weil er selbst es nicht wollte. Seine Träumereien waren nicht gänzlich unangenehm, doch er verspürte keinerlei Drang, sie in die Tat umzusetzen. Die Berührungen seiner Phantasie, die Nacktheit, die Nähe, alles begann, sich ungelenkt und fremd anzufühlen, sobald er sich vorstellte, es in die Realität zu übersetzen.

Zu seiner Erleichterung gab sein Körper jedoch bald auf und gestattete ihm, in seinen natürlichen, von sexuellem Begehren unbehelligten Zustand zurückzukehren.

Und dann war plötzlich Anjali da. Wie aus dem Boden gewachsen, die Hände grüßend zusammengelegt, ein freches Lächeln auf ihrem zierlichen, runden Gesicht, und setzte sich zu ihm ins Gras am Flussufer.

"Hallo, Louis."

Seine Haltung verkrampfte sich. "Hallo, Anjali." antwortete er leise. "Ich möchte gern alleine sein."

"Ich weiß." Geduldig wartete sie auf eine Erwiderung, doch ihm fiel keine ein. "Tust du mir einen Gefallen?" fragte sie also. "In ein paar Tagen ist doch die Abschiedsfeier für Madhu und Swapna, und ich möchte, dass du mein Mehndi machst. Ich habe schon mit Devdan gesprochen; er hat nichts dagegen, solange er uns im Auge behalten kann."

Eine Auftragsarbeit. Louis wurde kalt. "Was für ein Design möchtest du haben?" fragte er tonlos.

"Eins mit einer Yoni in der Mitte und Blüten ringsherum. Dir fällt schon etwas ein." Sie legte noch einmal die Hände zusammen, ehe sie aufstand. "Kommst du übermorgen nach dem Abendessen zu mir?"

"Ja, natürlich."

Als er sich wieder beruhigt hatte, machte er sich daran, einige Entwürfe zu zeichnen, die Anjalis Wünschen entsprachen.

Dabei grübelte er vor sich hin.

Neben Aparajita war sie es gewesen, die er am liebsten gezeichnet hatte, und er hatte immer bedauert, dass er mit seiner Esraj hinter ihr sitzen musste, während sie tanzte. Leider hatte er nie den nötigen Mut sammeln können, sie zu bitten, einmal zu Studienzwecken für ihn zu tanzen.

Nun war sie zu ihm gekommen. Aber warum? Sie hatte seine Zeichnungen oft gelobt, war aber auch eine der ersten gewesen, die nicht

mehr als Modell für ihn herhalten wollten. *'Jetzt hör doch mal auf, mir nachzulaufen!'* Das waren ihre Worte. War sie so eitel, dass sie über ihre Abneigung gegen ihn hinwegsehen wollte, um sicherzustellen, dass ihr Mehndi kunstvoller gestaltet war, als die der anderen? Aber sie war ihm nie eitel vorgekommen. Wenn überhaupt legte sie weniger Wert auf ihr Ansehen als die anderen Frauen; allein schon durch ihre Weigerung, des lieben Friedens wegen ihre Meinung für sich zu behalten.

Er war noch immer zu keinem Schluss gekommen, als er wie verabredet zu ihrem Zelt hinüber ging und ihr seine Entwürfe vorlegte.

Fluchtbereit sah er zu, wie sie langsam durch den Zeichenblock blätterte, und rutschte immer wieder auf seinem Platz herum.

Dann weiteten sich Anjalis Augen in plötzlicher Erkenntnis. "Sag mal, hast du die *alle* nur für mich gezeichnet?"

Er zögerte. "Ja?"

Sie schüttelte den Kopf und strahlte ihn an. "Das ist so lieb von dir!" Dann biss sie sich auf die Unterlippe, jetzt ein schelmisches Grieseln im Gesicht. "Die sind alle so schön, ich weiß gar nicht, welches ich nehmen soll. Welches findest du am besten?" Sie schob ihm den Block zu.

Während er darin herumsuchte, schielte er immer wieder misstrauisch zu ihr hinüber, doch sie saß nur da, die Ellenbogen auf ihre Knie gestützt, die Augen weich und interessiert auf ihn gerichtet. Und er spürte, wie seine Anspannung ein wenig nachließ.

"Die Größe von diesem hier entspricht am genauesten der Größe deiner Hand." sagte er schließlich.

"Findest du?" Anjali legte ihre Finger neben die Zeichnung. "Es sieht viel größer aus."

"Ich meine auch nicht Größe, sondern—" Er suchte nach dem Wort. "Breite. Nein, Länge?" Er gestikulierte. "Alles zusammen."

"*Anupaat?*" fragte Anjali. "Wie Länge und Breite im Verhältnis stehen."

"Ja!" Er wiederholte das Wort, das jetzt eine Bedeutung hatte: "Proportion. Ich werde das Design trotzdem etwas an deine Formen anpassen müssen, aber es wird sehr ähnlich aussehen wie die Zeichnung. Und wenn es dir nicht gefällt, können wir es schnell wieder abwaschen und noch einmal anfangen."

Anjali nickte. "Gut, dann möchte ich dieses hier. Und ich glaube nicht, dass wir es werden abwaschen müssen. Ich vertraue dir. Es wird genau so wunderschön wie deine Skizzen."

Louis' Herzschlag beschleunigte sich wieder, als sie ihn breit anlächelte, aber nicht aus Angst, sondern vor Erleichterung. Anjali schien wirklich völlig harmlos zu sein; lieb sogar, so wie Sérafine. Und das, obwohl sie fast schon erwachsen war.

Er sank ein wenig auf seinem Platz in sich zusammen, und Anjali reichte ihm den Spritzbeutel mit Henna, der neben ihr auf der Matte bereitlag.

Dann saß sie Louis schweigend gegenüber, ihre Hände auf einem Kissen, während er mit der Arbeit an ihrer Rechten begann.

Devdan hatte die ganze Zeit wenige Meter entfernt im Eingang seines eigenen Zeltes herumgelungert und Louis nicht aus den Augen gelassen. Doch nun wurde es ihm langweilig. Er wandte sich ab und verschwand aus Louis' Blickfeld.

"Na endlich." seufzte Anjali, strich sich mit der Linken den langen Zopf hinter die Schulter und sah Louis an. "Du kommst gar nicht mehr vorbei, um mich zu zeichnen."

"Du hast es mir verboten."

"So hast du das verstanden? Ich wollte nur, dass du aufhörst, mir wie ein Hündchen nachzulaufen. Ich bin keine Blume, die du einfach zeichnen kannst, ohne sie zu fragen, ob es ihr gerade recht ist."

Er sah auf. "Also darf ich dich zeichnen?"

"Ab und zu. Du musst mich eben fragen, ob ich es möchte."

"Danke."

"Lächelst du?"

"Nein."

"Kannst du mich leiden?"

Sein Misstrauen kehrte zurück und er unterbrach seine Arbeit an ihrer Hand, um sie wachsam anzusehen. "Ich- ich weiß nicht." sagte er vorsichtig.

"Und wie merkwürdig du bist, weißt du wohl auch nicht."

"Doch." Er wich ihrem Blick aus und hörte sie seufzen.

"Ich meine nicht deine Maske. Ich meine die Art, wie du zu uns kommst und von uns lernen willst. Kaum beherrschst du unsere Sprache ein wenig, redest du nicht mehr mit uns. Und kaum beherrschst du unsere Musik ein wenig, spielst du nur noch auf Proben und Auftritten mit uns." Sie legte den Kopf schief. "Weißt du, am Anfang dachten wir alle, dass du eben scheu bist und aus einem fremden Land mit fremden Sitten kommst. Aber jetzt hattest du so viel Zeit, uns kennenzulernen,

so viele von uns haben dir geholfen und dir Freundschaft angeboten. Aber statt uns zum Dank dein Vertrauen zu schenken, ziehst du dich wieder zurück. Ich denke, dass du einfach große Angst hast. Ein paar andere denken das auch. Aber die meisten glauben, dass du dich für etwas Besseres hältst. — Willst du gar nichts dazu sagen?"

Ein flaues Gefühl breitete sich in seinem Magen aus. "Ich- ich- weiß nicht was."

"Hältst du dich für etwas Besseres?"

"Nein."

"Und verstehst du, wie du dich nicht in die Gruppe einfügst?"

"Du fügst dich doch auch nicht ein." gab er zurück. "Du streitest. Und Dilshad sitzt auch immer abseits."

Anjali lächelte kurz. "Das stimmt. Aber mir verzeihen sie es, weil Devdan angesehen ist, und Lakshmanas Tochter ist mit einem entfernten Cousin seines Vaters verheiratet. Außerdem bin ich Inderin und Hindu und ich verstecke mein Gesicht nicht, und das Gleiche gilt für Dilshad. Wir fügen uns gut genug ein. Du fügst dich überhaupt nicht ein, weder in dem, was du bist, noch in dem, was du tust, und langsam verlieren die Anderen die Geduld mit dir. Du willst ein Fremdkörper bleiben, obwohl wir alle dir unsere offenen Arme angeboten haben."

Er zuckte mit den Schultern, was Anjali nicht zu gefallen schien.

"Louis, weißt du denn nicht wie Menschen sind? So etwas kann furchtbar hässlich werden. Es gibt ein paar, die nehmen dir schon jetzt alles übel, was du tust. Hast du das nicht bemerkt?"

Wieder zuckte er mit den Schultern.

"Nimm das nicht so leicht. Wenn schneidende Blicke dich nicht überzeugen, zu gehen, werden irgendwann schneidende Taten daraus."

"Ich werde rechtzeitig gehen." sagte er leise.

"Aber ich möchte nicht, dass du gehst. Verstehst du? Ich warne dich, weil ich möchte, dass du noch etwas hier bleibst."

Verwirrt sah er sie an. "Warum?"

Jetzt zuckte Anjali mit den Schultern. Dann schwieg sie, und schließlich nahm er zögernd die Arbeit an ihrer rechten Hand wieder auf.

Erst als er sich danach ihrer Linken zuwandte, sagte sie: "Spielst du jemals für andere Menschen?"

Verwirrt runzelte er die Stirn. "Auf der Bühne."

"Nein, ich meine, richtig. Damit sie es hören. So wie es die anderen Musiker hier tun."

"Ich spiele für das Publikum."

"Du lügst."

Er presste die Lippen zusammen und Anjali lächelte schief.

"Ich weiß das, weil ich genau so bin."

Überrascht hob er den Blick.

"Du machst Musik, weil es das ist, was du tust. Ich tanze, weil es das ist, was ich tue. So wie Vögel fliegen, weil es das ist, was sie tun. Es ist in uns. Es ist unsere Natur. Und wir tun es für niemanden."

So hatte Louis sich selbst noch nie betrachtet. Doch es stimmte. Es war die Wahrheit. Und Anjali hatte es erkannt.

Er brauchte einen Moment, um seine Gedanken in Worte zu fassen. "Du verstehst mich." murmelte er schließlich.

"Und du? Verstehst du mich?"

"Ich- ich weiß nicht."

"Ich glaube, du verstehst mich sehr gut." Anjali legte den Kopf schief. "Ich bin eine Göttin, wusstest du das? — Wir könnten Freunde sein. Willst du mein Freund sein?"

Anjalis Freundschaft war zuerst etwas sehr Gutes. Sie hatte eine Art, ihn bei den allmorgendlichen Versammlungen ins Gespräch einzubeziehen, die ihm keine Angst machte, so dass es ihm gelang, hier und da mehr als einen halben Satz zu sagen. Sie bewegte ihn dazu, sich der kleinen Yoga-Gruppe anzuschließen, die sich jeden Tag vor dem Frühstück traf, und übte mit ihm, Fragen ausführlicher zu beantworten und Gegenfragen anzuhängen. An sehr guten Tagen war es ihm sogar möglich, ein wenig von seinen Reisen oder seiner Herkunft zu erzählen, und hin und wieder nahm er an den kleinen Musikrunden teil, die sich mehrmals die Woche spontan vor dem einen oder anderen der Zelte bildeten.

Auch zeichnete er Anjali wieder, wann immer sie ihn dazu einlud. Manchmal fand er auch den Mut, sie zu bitten. Manchmal sagte sie ja, manchmal nein.

Manchmal verabredeten sie sich, um im Schatten vor Anjalis Zelt über das Tanzen, über Musik oder irgendetwas anderes zu sprechen. Manchmal stellte er sich dabei vor, wie es wäre, seinen Kopf an ihre Schulter zu lehnen. Manchmal trafen sie einander zufällig, wenn sie außerhalb des Lagers nach einem Ort zum Alleinsein suchten, und schließlich

trafen sie sich, wenn sie außerhalb des Lagers nach der Gesellschaft des anderen suchten und gemeinsam spazieren gehen wollten.

Es überraschte ihn, dass Anjalis Nähe ihm so selten unangenehm war; aber sie verstand ihn tatsächlich, und schien sich auch von ihm verstanden zu fühlen.

"Es ist lustig," sagte sie einmal. "Auf der einen Seite sehen wir einander ganz klar und wollen auch gesehen werden. Ich kann dir offen widersprechen, ohne dass du beleidigt bist, und du sagst lieber gar nichts als dich hinter Andeutungen zu verstecken. Auf der anderen Seite sind wir blind für einander und tun nichts nur, damit der andere hinsieht. Ich tanze, während du spielst, und du spielst, während ich tanze, aber ich tanze nicht für dich und du spielst nicht für mich. Wir werden einfach nur eins. Das ist schön. Frei. Fühlst du dich auch frei, wenn wir zusammen sind?"

Bei einem anderen Treffen versuchte Anjali, etwas über seine Vergangenheit herauszufinden. "Ich verspreche, ich werde alles für mich behalten," sagte sie, und: "Das ist furchtbar, Louis, es tut mir so leid, das hast du alles nicht verdient." und als er nicht mehr weitersprechen wollte, erzählte sie von sich.

Sie war die Tochter einer Tänzerin und eines Großgrundbesitzers. Ihre Mutter war sehr liebevoll gewesen und hatte Anjali das Lesen, Schreiben, Rechnen und Tanzen beigebracht. Dann war sie eines Tages mitten im Satz verstummt. Sie war tot gewesen, noch ehe jemand einen Arzt rufen konnte.

Als er fragte, was danach geschehen war, zuckte Anjali nur mit den Schultern, und nach einem langen Schweigen sagte sie: "Jetzt ist Maa-devi meine Mutter. Adi Parashakti. Und ich bin wirklich eine Göttin."

Louis nickte, auch wenn er nicht sofort wusste, was sie meinte. Sie hatte das Thema nicht mehr angesprochen, seit er ihr Mehndi gemacht hatte.

"Alle Frauen sind göttlich. Wir sind Devi."

Wieder nickte er.

"Du glaubst mir?"

"Ich weiß nicht."

Anjali lachte auf. "Warum nickst du dann?"

"Ich weiß nicht."

Sie sah ihn an, die Stirn gerunzelt, einen Mundwinkel hochgezogen und die Augen leicht verengt, und schließlich fuhr sie fort: "Wir sind

Devi. Devi ist heilig und rein. Ihr Atem ist die Schöpfung, die allem Weiblichen innewohnt. Unser Leib ist ihr Tempel, unser Geschlecht ist ihr Garten, in uns werden ihre Wunder vollbracht." Sie fiel in einen leisen, eindringlichen Singsang, der wie ein Regenschauer auf ihn herabrieselte. "Jede Frau ist eine Lotusblume, die auf dem See der unendlichen Göttlichkeit Devis treibt. Devi lässt uns erblühen, Devi lässt uns fruchtbar sein, Devi wirkt durch uns ihre heiligen Taten."

Louis fühlte sich zunehmend schlechter, doch er ging weiter neben ihr am Fluss entlang, während sie predigte und mit immer neuen poetischen Wendungen eine Traurigkeit in ihm weckte, die er sich zuerst nicht erklären konnte. Und auch als er den Grund für seine Depression erkannt hatte, ertrug er es weiter, Wort um Wort, erfand nur immer wieder Ausreden, um sich bei ihren Spaziergängen für ein paar Minuten von ihr entfernen zu können.

"Was ist mit dir?" fragte Anjali schließlich. "Du siehst so traurig aus in letzter Zeit."

"Woher willst du das wissen?"

"Deine Augen verraten alles. Und du bist so— so schwer. Ist es wegen den Dingen, die du mir erzählt hast? Musst du an deine Mutter denken, wenn ich von Devi spreche? Ich kann es lassen, wenn dir dann wohler ist."

"Nein. Es geht mir gut."

Sie glaubte ihm nicht.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen schob sie ihm einen Zettel in die Hand.

'Folge den roten Schleifen.' stand darauf.

Er tat es, und als er die Lichtung am Ende ihrer Spur aus Bändern erreichte, sah er, dass sie eine Matte ausgebreitet hatte.

"Was willst du?" fragte er mürrisch.

"Ich will, dass es dir besser geht."

"Und ich sagte, dass es mir gut geht."

"Setz dich." Sie sah ihn an, bis er gehorchte, und holte ein einfaches geknüpftes Band aus roten Fäden aus dem Beutel, der neben ihr auf der Decke lag. "Ich habe beschlossen, dass ich heute unsere Freundschaft feiern will. Gib mir deine rechte Hand." Wieder ihr Blick, bis er gehorchte. "Louis, du hast schlimme Dinge erlebt." sagte sie und knotete das Bändchen um sein Handgelenk. "Du hast gelitten. Aber das ist nun vorbei. Du bist mein Freund und ich verspreche dir, dich zu beschützen

und für dich zu beten. Möge Devi deine Wege ebnen. Möge sie deinen Geist vor bösen Gedanken schützen und dein Herz vor bösen Gefühlen. Möge sie dich in ihren Armen wiegen, wenn du schläfst. Möge sie dich wärmen, wenn es kalt ist. Möge sie dich nähren. Möge sie dich segnen. Möge Adi Parashakti deine Musik in den Himmel aufsteigen lassen."

Mit zusammengekauerten Zähnen beobachtete er, wie sie ein kleines rundes Metallbüchsen aus ihrem Beutel zog, es öffnete und mit ihrer Fingerspitze etwas von der tiefroten Paste aufnahm, die sich darin befand.

"Jetzt bekommst du noch ein Tilaka. Nimm deine Maske ab."

"Nein."

"Ich guck nicht." Sie schloss die Augen und streckte Louis ihren rotgefärbten Finger entgegen. "Drück es auf deine Stirn. Es gehört dazu."

"Ich will nicht, dass du mein Gesicht anfasst."

"Na gut." Seufzend tippte sie an die Stirn seiner Maske, um einen kleinen roten Fleck darauf zu hinterlassen. "Dann willst du wohl auch nicht, dass ich dir etwas Süßes in den Mund stecke."

"Warum willst du mir etwas Süßes in den Mund stecken?"

"Weil das auch dazugehört. Hast du schon mal Haschisch geraucht?"

"Nein."

"Opium?"

"Nein."

"Dann wird es Zeit."

Skeptisch beobachtete Louis, wie Anjali zwei kleine Kugeln aus Aluminiumfolie aus einer Seitentasche ihres Beutels holte und auseinander zupfte. Beide enthielten eine bräunliche Substanz, von der sie je einige Krümel in eine kurze, flache Metallpfeife drückte. Dann hielt sie die Flamme eines Feuerzeugs unter den Pfeifenkopf.

"Du musst den Rauch tief einatmen und dann die Luft anhalten." Sie machte es vor, als Qualm aufzusteigen begann, und reichte Louis die Pfeife.

Er zögerte.

"Ich guck nicht." krächzte Anjali und drehte den Kopf weg. "Versprochen."

Er haderte mit sich, sah sich um, ob sie auch wirklich alleine waren, doch schließlich hob er den Stoff, der seinen Mund verdeckte.

Der Rauch schmeckte widerlich, kratzte im Hals und schmerzte in seinen Lungen, so dass er trotz aller Selbstbeherrschung erbärmlich zu

husten begann. "Das ist ja furchtbar." keuchte er.

Anjali kicherte und gestikulierte auffordernd. "Heiz ein und versuchs noch mal."

Er tat es widerwillig, doch mit deutlich besserem Erfolg.

"Spürst du schon was?"

"Ich weiß nicht."

"Gib mir die Pfeife. Jetzt leg dich hin und mach die Augen zu."

Er hörte, wie sie einen zweiten, tiefen Zug nahm. Dann legte sie sich neben ihn.

"Wie fühlst du dich jetzt?"

"Merkwürdig."

"Was heißt das?"

Er legte die Hände über seiner Brust zusammen. Dort war Wärme. In seiner Brust, seinen Händen. Eine warme Schwere, die nicht unangenehm war. Die Welt schien im Gegensatz dazu federleicht. Wie ein Schleier, der sanft im Wind auf und nieder wallte. Wie Schmetterlinge. Wie der Himmel. Er, Louis, war der Erdboden darunter. Fest und reich und dunkel. Voll von stillem, geheimem Leben.

"Louis? Louis, wie fühlst du dich? Fühlst du dich gut?"

"Ja."

"Fühlst du dich mutig?"

"Ich weiß nicht. Nein."

"Opium macht mich mutig und Hasch macht mich albern. Ich werde dir sagen, was ich denke. Gut?"

"Du sagst doch immer, was du denkst. Pausenlos."

"Ich rede überhaupt nicht pausenlos." Sie rollte sich auf die Seite, richtete sich auf den Ellenbogen auf und schlug sacht mit einer Hand an Louis' Schulter. "Diese Behauptung ist Blasphemie."

Er lachte. "Du bist ein Hühnchen. Ein- ein Federtier."

"Devi wohnt auch in den Hühnchen. Eier bedeuten Leben."

"Du Küken. Tschilp-tschilp—" Er berührte Anjalis Haar. Es war dick und schwarz. Ihre Haut war warm und braun und roch nach Henna, nach Sonne, nach Salz. In ihrem Atem lag der Zimt der Kaugummis, die sie nur ausspuckte, wenn es unbedingt sein musste. "Du duftest wundervoll."

Anjali ließ ihr Gesicht an seinen Scheitel sinken und atmete geräuschvoll durch die Nase ein. "Du riechst nach Sandelholz."

"Du bist Zimt. Das göttliche Zimthühnchen."

Sie kicherte leise und hob wieder den Kopf. "Louis, ich wollte dich schon lange fragen, ob du schon mal mit einer Frau geschlafen hast."

"Geschlafen?"

"Nackt und so."

"Oh." Er prustete los. "Nein. Hast *du* schon mal nackt mit einer Frau geschlafen?"

"Ich meine Sex."

"Ja, ich weiß. Hast du?"

"Was wenn ichs hätte?" Sie tippte mit einem Finger an seine maskierte Stirn, während er sich kringelte. "Nein, ich hab nicht. Aber eine Freundin von mir, zuhause in Alampur, die mag Frauen lieber als Männer. Was hältst du davon?"

Er zuckte mit den Schultern.

"Ich möchte lieber mit einem Mann nackt sein als mit einer Frau, aber— Weißt du, wie Frauen es mit einander machen?"

"Was machen?"

"Na Sex."

Louis runzelte die Stirn, während er über die Frage nachdachte. "Vielleicht— Hm— Mit den Händen?"

"Du bist so verdorben."

"Wie machen sie es denn?"

"So wie du gesagt hast. Außerdem mit dem Mund. Und sie reiben sich an einander." Anjali rutschte näher und schmiegte sich an ihn. "Ich finde die Vorstellung mit dem Mund schön. Der Körper der Frau ist Devis Tempel und der Mund legt Segenswünsche davor nieder. Ich will einen Mann, der so etwas tut. Der mit der Zunge Gebete auf meine Brüste und in meinen Nabel schreibt und das Tor zwischen meinen Beinen küsst, um Einlass zu erbitten."

"Ist Devdan nicht so?"

Anjali schnaubte bloß. "Wie fühlst du dich jetzt? Bist du noch traurig?"

"Nein." Er atmete tief aus. "Ich bin nicht mehr traurig."

"Das ist schön."

Ihr Kopf lag jetzt an seiner Schulter, schwerer und wärmer als sein eigener Körper. Unter ihrer Wange begann er zu schwitzen.

"Louis, ich bin ein bisschen in dich verliebt. Bist du auch in mich verliebt?"

"Ein bisschen."

"Und wenn du sehr in eine Frau verliebt wärst, und sie auch in dich, dürftest du dann deine Maske abnehmen, um sie zu küssen?"

"Nein."

"Die Götter verbieten dir, jemanden zu küssen? Das ist grausam."

"Nein."

"Doch, es ist grausam."

"Es hat nichts mit Göttern zu tun."

Anjali bewegte sich und ihre gerunzelte Stirn, gefolgt von ihren besorgt dreinblickenden Augen, tauchte in sein Blickfeld hinauf. "Du *willst* niemanden küssen?"

"Ich will nicht, dass jemand mein Gesicht sieht. Es ist abstoßend. Ich will nicht-" Er wusste es selbst nicht genau.

"Also werden wir uns niemals küssen?"

"Ja."

Anjali presste die Lippen zusammen.

"Du hast doch sowieso schon einen Verlobten."

"Devdan ist nicht mein Verlobter, er ist mein Bruder. Das wollte ich dir gar nicht verraten. Aber es ist wahr." Sie rieb sich das Gesicht und stöhnte, ehe sie ihm die Wahrheit darüber sagte, dass sie nur mit *Nātya Śāstra* reisen durfte, weil sie ihrem Vater versprochen hatte, von den nächsten drei Männern, die er vorschlug, einen zu heiraten, und dass er Devdan gegen seinen Willen mitgeschickt hatte.

"Wir waren mal richtig gute Freunde, Devdan und ich." murmelte sie. "Aber seit er mit mir aufs Abstellgleis geschoben wurde, anstatt wie unsere großen Brüder nach Oxford oder ans MIT zu dürfen, ist er beleidigt und gibt mir genau so die Schuld daran wie Vater. Ich glaube, er hofft insgeheim, dass du mir ein Kind anhängst. So könnte er es uns beiden heimzahlen."

Sie drehte sich auf den Rücken, die Hände über der Brust gefaltet wie Louis. "Er ärgert sich jetzt ganz schön, dass er diese Geschichte mit der Verlobung erzählt hat und es sich gefallen lassen muss, wie ein naiver Schwächling auszusehen, weil er mir glaubt, dass du und ich ganz keusch zusammen sind. Aber er dachte, er müsste nicht so sehr auf mich aufpassen, wenn alle denken, dass ich ihm versprochen bin. Als würde mir ständig einer nachstellen. Ich bin viel zu kratzbürstig dafür. Und zu dunkel. Die meisten Männer mögen keine Frauen mit so dunkler Haut. Denkst du, meine Augen könnten das wieder wettmachen? Oder meine Brüste? Was hältst du von meinen Brüsten?"

"Sie sind sehr hübsch. Deine Augen auch."

"Und mein Po?"

"Dein Po ist auch sehr hübsch."

"Aber meine Haut nicht."

"Doch. Deine Haut ist sehr hübsch."

"Findest du wirklich?"

"Ja. Alles an dir ist sehr hübsch."

"Würdest du um meine Hand anhalten? Nicht jetzt, aber später vielleicht? Wenn ich mein Wort meinem Vater gegenüber breche und einen Aufstand mache, ist er mich bestimmt so leid, dass er mich auch dir geben würde. Oder wir laufen gemeinsam weg. Du und ich, ganz heimlich, mitten in der Nacht."

Gegen die Schwere seiner Glieder setzte er sich auf. Die Welt schwebte. Er sah auf Anjali hinunter und überlegte, warum er sich die Mühe gemacht hatte. Er zog die Knie an. "Du willst das doch gar nicht."

"Aber ich kann es mir vorstellen. Und ich mag die Vorstellung. Ich mag dich. Aber wenn du nicht willst—" Sie zuckte mit den Schultern.

Unsicher sah er ihren Mund an. "Also ist es dir egal?"

"Nein. Es ist mir ganz und gar nicht egal."

Er setzte an, etwas zu sagen, während sein Blick träge zwischen Anjalis Augen und den hohen, teils verdorrten Grasstauden hinter ihr umherwanderte. Schließlich legte er die Hände an seine Maske, ließ sie wieder sinken, sah zu Boden— Und nahm die Maske ab.

"Hm." machte Anjali leise. Sie richtete sich auf, beugte sich vor, im Gesicht einen Ausdruck, den er nicht lesen konnte, mit leicht zusammengekniffenen Lippen und im Ansatz zusammengezogenen Brauen. "Tut es weh?"

Er schüttelte den Kopf, die Augen jetzt wieder so weit wie möglich von Anjali abgewandt.

Ihre Finger bemerkte er erst kurz bevor es zu spät war, konnte ihnen aber ausweichen, ohne dass sie seine Wange berührten. Er nahm die Maske vom Boden, Anjali fasste nach seinem Arm, er machte sich los, streifte die Maske wieder über, kämpfte sich auf die Beine.

"Wo willst du hin?" Ihre Hand, in seine Richtung ausgestreckt. "Bleib hier. Bitte."

Er atmete ein und wieder aus. Er war so furchtbar müde. Er legte sich zurück auf die Decke, auf den Bauch, die Arme schützend über seinem Kopf gekreuzt.

Bevor er einschlief, spürte er eine sanfte, warme Berührung zwischen seinen Schulterblättern und hörte Anjalis Stimme.

"Du bist mein Freund und ich verspreche, dich immer zu beschützen. Möge Devi deine Wege ebnen. Möge sie deinen Geist vor bösen Gedanken schützen und dein Herz vor bösen Gefühlen—"

Es ging ihm noch schlechter als zuvor in den nächsten Tagen. Er hatte etwas gewonnen. Eine Art Zauber. Eine Möglichkeit, an die er nie geglaubt hatte. Und im selben Moment hatte er sie wieder verloren. Hatte sie nie gehabt. Und all das hinterließ eine tiefe, erschütternde Leere in ihm.

Anjali hielt sich für ein paar Tage von ihm fern, doch als sie ihm wieder außerhalb des Lagers zu begegnen begann, tat sie, als hätte sich nichts verändert.

Sie sprach nicht über die Maske oder das, was sich dahinter befand, und stimmte einmütig in Louis' häufiger gewordenes Schweigen ein. Von Devi sprach sie kaum noch. Stattdessen entwickelte sie die Angewohnheit, beim Essen noch näher als gewöhnlich bei ihm zu sitzen. Wenn sie spazieren gingen, legte sie oft ihre Hand in seine Armbeuge. Manchmal verschränkte sie ihre Finger mit seinen.

All das war ihm nicht direkt unangenehm, auch wenn er sich ihre Berührung lieber vorstellte, als sie tatsächlich zu erleben. Aber er wusste nicht, was sie damit bezwecken wollte; ob sie eine bestimmte Reaktion von ihm erwartete, oder wie sie überhaupt noch dazu in der Lage war, ihm so nahe zu kommen.

"Du kapselst dich immer mehr ab," sagte sie, und er ging nicht darauf ein.

Dann kam wieder einer dieser Momente, in denen sie doch eine Hymne an Devi sang, und er es einfach nicht länger ertrug.

Unter dem Vorwand, sich erleichtern zu müssen, schlug er sich in die Büsche. Doch diesmal folgte Anjali ihm.

Missmutig runzelte er die Stirn, ohne seine Schritte zu verlangsamen. "Warum läufst du mir nach?"

"Ich habe deine Fährte aufgenommen. Ich bin eine Tigerin. Rarr!"

"Du bist ein Küken."

"Nein." Sie blieb stehen. "Ich bin eine Tigerin."

"Es gibt keine Tiger in dieser Gegend."

"Es gibt mich. — Hast du vor, mich wieder stehenzulassen und alleine ins Lager zurückzugehen, so wie letztes Mal? Warum hast du das getan?"

"Weil ich es wollte."

"Und warum?"

"Weil-" Dicht vor einem Baum blieb er stehen und senkte den Kopf. Es lag ihm auf der Zunge, etwas Verletzendes zu sagen, damit sie ihn in Ruhe ließ. Aber die Vorstellung, ihr weh zu tun, tat ihm selbst weh. "Ich weiß es nicht." murmelte er. "Es tut mir leid."

"Was ist nur los mit dir, Louis?" Sie breitete die Hände aus. "Immerzu stößt du mich weg, und nicht erst, seit ich dein Gesicht gesehen habe. Glaubst du mir denn nicht, dass ich dich liebe?"

Er lehnte seine Stirn an den Baum. Atmete. Drehte sich um, um stattdessen den Rücken an die Rinde zu pressen.

Schwieg weiter, während Anjali ruhig wartete.

"Ich- ich weiß es nicht." flüsterte er irgendwann.

"Aber du liebst mich."

Er nickte kaum wahrnehmbar.

"Sag es."

Zögernd hob er die Augen, sah Anjalis sanftes Gesicht an, ihre ernsten Brauen, ihre fest geschlossenen Lippen, und die Worte hingen in seiner Kehle fest, trieben ihm die Tränen in die Augen, bis er sie endlich heraus brachte. "Ich- ich- ich- liebe dich."

Sie nahm seine Hände mit einem weichen, traurigen Lächeln. "Und ich liebe dich. — Warum- warum lässt du mich nicht an dich heran? Wovor hast du Angst? Ich beschütze dich doch, das habe ich versprochen. Erinnerst du dich?" Sie hielt seinen Arm hoch und zupfte an dem roten Bändchen, das er noch immer trug. "Ich bin für dich da. Warum bringst du diesen Abstand zwischen uns?" Ihre Hände lagen jetzt auf seiner Brust, streichelten ihn, dann schmiegte sie sich an ihn und hielt ihn fest, voller Zärtlichkeit, ihre Stirn in seine Halsbeuge geschmiegt, ihre Leiste an sein Geschlecht. "Ich will mit dir zusammen sein."

Ohne sein Zutun schlangen sich seine Arme um sie, zogen sie fester an sich, und in diesem Moment ergab ihre Nähe Sinn, ergab der Gedanke an Nacktheit Sinn, gehörte zu ihm, hüllte ihn ein und erlaubte ihm, den Druck ihres Körpers dort unten zu genießen. Glück floss von ihrem Körper in seinen wie ein goldener Strom. Wärmte ihn. Nährte ihn. Und er wollte für immer so bei ihr sein, so fühlen, in ihrer göttlichen Umarmung.

Aber alles beruhte auf einer Lüge, und er konnte die Wahrheit nicht länger verschweigen. Nicht, wenn Anjali ihm diese Nähe nur schenkte, weil sie nicht wusste, was er getan hatte.

Ungeschickt schob er sie von sich, brachte den Baum zwischen sie und sich, krümmte sich zusammen und versuchte erfolglos, nicht zu weinen.

"Was ist denn, Louis?" Besorgnis in ihrer Stimme, während sie sich neben ihn kniete. "Was ist los?"

"Ich- Ich- bin- ein Monster."

"Nein." widersprach Anjali sanft.

"Du weißt nicht, was ich getan habe."

"Dann sag es mir."

Tränenüberströmt sah er sie an, klammerte sich an diesen letzten kurzen Moment, in dem sie ihn noch nicht hasste, schluchzte auf und gehorchte.

Sie starrte ihn nur an. Mit einem viel zu langen, viel zu leeren Blick. "Nein." flüsterte sie dann zitternd. "Nein— Wie konntest du!"

Er sank unter ihrem Schmerz in sich zusammen. Unter ihrer Trauer. Der hilflosen Wut, die sie mit den Fäusten in seinen Rücken trommelte—

Seine Hand findet den Schalter für das weiße Licht. Er setzt sich auf, kauert sich zusammen, versucht, ruhig zu atmen, aber die Schluchzer entziehen sich seiner Kontrolle, und er weiß nicht einmal, ob er die Gefühle von damals durchlebt oder ob ihn nur die Erkenntnis schüttelt, dass es auch bei Anjali keine Sicherheit für ihn gibt. Dass nicht einmal diese Erinnerung einfach nur schön sein darf.

Er verbirgt das Gesicht in seiner Armbeuge und seine Finger drücken auf die Wunde über seinen Rippen. Schmerz strahlt aus wie ein Gewitter, aber er braucht mehr.

Wankend kämpft er sich auf die Füße. Streift seine Kameez ab, während er zur Chaise hinüber geht. Löst das Pflaster von seiner Haut. Zerknüllt es. Matte rote Spuren auf seinen Fingern. Kühle, wo vorher die Gaze lag. Das Polster der Chaise gibt unter seinem Knie nach. Das Pflaster landet neben der Holzdose auf dem Beistelltisch. Entfaltet sich ein wenig, während er den Deckel der Dose aufklappt. Der vertraute Geruch von Holz, Leim, Lack. Die kleine weiße Sprühflasche mit Desinfektionsmittel. Ein weiterer vertrauter Geruch. Das Gefühl der Flüssigkeit, kalt und nass auf seiner Haut. Ein farbloser Tropfen rinnt kitzelnd zum Bund seiner Shalwar. Die eingeschweißten Spritzen

knistern, Morphinampullen klirren, als er die Spiegelscherbe darunter hervor holt. Die Form des Glases in seiner Hand. Vertraute Kanten und Rundungen. Der Druck der Schneide am Fleisch über seinen Rippen. Neuer Schmerz. Frisches Blut, das aus ihm hervor quillt. Weitere Tropfen, die rinnen, versickern.

Als es genug ist, legt er die Scherbe weg und malt träge Kringel in die Farbe auf seiner Haut.

Doch schließlich erinnert er sich, dass es noch eine Welt außerhalb seines Zimmers gibt, und dass er mit Joanna verabredet ist.

Stöhnend fischt er nach seinem Telefon, um auf die Zeit zu starren. Er ist nicht sicher, wann er Joanna verlassen hat. Es kann nicht später als elf gewesen sein. Wahrscheinlich wartet sie schon auf ihn.

Aber so aufgelöst kann er ihr nicht unter die Augen treten.

Also schleppt er seinen schweren Leib ins Bad, und nach und nach gelingt es ihm, in einen Rhythmus aus Gewohnheiten zu fallen.

Kaltes Wasser, waschen, abtrocknen, Wunden desinfizieren, Pflaster zuschneiden und kleben, Zähne putzen, das Gesicht mit Creme behandeln, zum Schrank schlurfen, ankleiden, Masken zählen, eine auswählen, Innenseite inspizieren, anprobieren, seufzen, weil er sich noch immer genau zwischen zwei Größen befindet, zur Chaise gehen, Schmirgelpapier aus der untersten Schublade des Beistelltischchens holen-

Er hält inne, als er bemerkt, dass er vergessen hat, aufzuräumen.

Die Scherbe liegt noch da, bedeckt mit Schlieren aus getrocknetem Blut und Desinfektionsmittel. Daneben das alte, zerknüllte Pflaster. Rote Flecken auf schneeweißem Grund. Die Sprühflasche. Die offene Holzdose mit seinen Spritzen und Ampullen. Ein Stilleben seiner zerfallenden Psyche.

Er könnte die Scherbe nehmen. Schmutzig wie sie ist. Sich die Handgelenke auftrennen. Die Beine auf die Chaise legen, den Rücken auf eine Decke am Boden.

Er könnte ausbluten. Leer werden.

Der Gedanke lässt eine Unruhe von ihm abfallen, derer er sich nicht bewusst gewesen war.

Doch statt die Idee in die Tat umzusetzen, nimmt er das Schmirgelpapier und macht sich an die Arbeit.

Sie singt nur in Gedanken mit, während ihre Finger die wohligh melancholische Melodie spielen, an der so viele der schöneren Erinnerungen aus ihrer Kindheit hängen. Mölnebo— Warmer Fels unter ihren Fußsohlen. Kühler, salziger Wind. Kleine Wellen, die sich gegen ihre zerschrammten Knie werfen. Steine, die im Wasser farbenfroh glänzen. Muschelschalen. Strandflöhe, von der Flut aus ihren Löchern im Sand heraus gescheucht. Kleine, kitzelnde Flohbeine an ihren Handflächen. Dann wird es Abend. Ein Feuer am steinigen Strand. Gemüsesuppe brodelt in einem Topf auf der Glut. Folkes Nyckelharpa. Und ihr Cello, sanft und leise über dem Rauschen der See.

Joanna schließt die Augen, und unter die Sehnsucht nach einem Kieselstrand mischt sich Sehnsucht nach dem runden, hölzernen Rücken ihres Cellos, dem Bogen, den weichen Tönen—

Sie spielt die letzte Strophe noch zuende, lässt die Hände sinken und will aufstehen, um in ihr Zimmer zu gehen. Doch da bemerkt sie den Maler, der reglos neben der Luke steht und sie anstarrt.

Sie legt den Kopf schief. "*Hej-hej*."

Er zuckt zusammen. "Hey." sagt er langsam. Schweigt, während Joanna ihn abwartend ansieht. "Hat- hat dieses Stück einen Namen?"

"Hm? Ach so, ja: *När som jag var på mitt adertonde år*. Ist ein schwedisches Volkslied. Mein Großvater hat das öfter gespielt."

Zögernd kommt der Maler ein paar Schritte näher und lässt sich auf einem Hocker nieder. "Er- ist auch Musiker?"

Joanna lächelt unwillkürlich. "So weit würd ich jetzt nicht gehen."

Schweigen. Luftholen. "Stammt deine Familie aus Schweden?"

"Nicht wirklich. Aber ich bin da geboren und aufgewachsen."

Der Maler nickt. Ein weiteres kurzes Schweigen. "Warum seid ihr ausgewandert?"

Joanna seufzt. "Das ist eine lange Geschichte. Warum bist du nach Portugal gezogen?"

Ihre Gegenfrage scheint ihn zu überrumpeln, und er braucht einen Moment, ehe er antwortet: "Wegen des Grundstücks."

"Und du warst schon mal in Indien, ja? Oder hast du Anjali woanders getroffen?"

"Nein, es war in Indien."

"Und da bist du hin, weil—?"

Eine winzige Bewegung seines Kopfes. Schweigen.

"Und wie hast du Anjali kennengelernt?"

Jetzt starrt er auf seine Knie, noch immer schweigend, doch gerade als Joanna die Hände zurück auf die Tasten legen will, sieht er auf.

"Sie war mit einer Gruppe junger Leute unterwegs. Sie wollten den ärmeren Regionen des Landes Zugang zu klassischer Musik und Tanz geben."

Joanna grinst. "Und du hast dann mit den coolen Kids im indischen Outback Jamsessions abgehalten?"

Diesmal kommt seine Antwort schneller: "Ich bin bei ihnen in die Lehre gegangen."

"Cool. Wie alt warst du da eigentlich?"

"Etwa- sechzehn."

"Wow. Aber du bist nicht ganz alleine um die Welt gereist, oder?"

"Doch."

"Krass— Und welches Instrument hast du gespielt?"

"Cello und Esraj."

"Was ist ein- eine—?"

"Eine Esraj. Ein Streichinstrument."

"Hast du sowas hier?"

Er nickt leicht.

"Die musst du mir irgendwann mal zeigen. — Und Anjali war Tänzerin, ja? Wie war sie so?"

"Oh-" Verunsichert senkt der Maler den Blick. "Sie war- sehr freundlich und- furchtlos. Begabt. Klug-" Er sinkt leicht in sich zusammen, während er auf seine Hände in seinem Schoß starrt. Erinnert sich an Zimt und Henna. An sanftes Lächeln. Sanfte Worte. Tiefschwarzes Haar, das die Rücken seiner Finger streichelt. An alles, was danach kam.

Was noch kommen wird.

Das Wohlgefühl zerstiebt in einem kalten Funkenregen, der ihn auf die Beine kommen lässt, und er spürt Joannas Stirnrunzeln in seinem Nacken, als er zwischen die hintersten beiden Regale flüchtet.

"Alles okay?" ruft sie ihm nach, aber er antwortet nicht, und kurz darauf verstummen auch seine Schritte.

Zögernd kratzt sie sich am Arm. Doch schließlich wendet sie sich wieder den Tasten zu, um ein paar Tonleitern zu spielen, ein paar Triller und etwas fast vergessenes von Langgaard, das sich irgendwie in etwas kaum weniger vergessenes von Fanny Mendelssohn verwandelt.

Dann bemerkt sie, dass der Maler schon fast wieder aus seinem Versteck heraus gekommen ist und am Ende des vorletzten Regals steht -

nur noch halb davon verborgen, eine Hand um eine Metallstrebe auf seiner Schulterhöhe gelegt, das maskierte Gesicht gesenkt.

Joanna räuspert sich, doch er rührt sich nicht. Erst als sie mit einem Griemeln die erste der *Six Gnessiennes* zu spielen beginnt, sieht er auf.

Joanna verspielt sich, fängt den Takt kopfschüttelnd noch einmal an, langsamer, und schließlich löst sich der Maler von seinem Platz.

Sie beobachtet sein Näherkommen aus dem Augenwinkel und versucht, weiter zu spielen, während sie erzählt: "Mein Vater, Halvar, wollte hier-" Ihre Finger stolpern. Sie lässt sie in ihren Schoß fallen und sieht dem Maler entgegen. "Er wollte hierher auswandern, weil seine Urgroßeltern aus Portugal stammen. Er hatte diese fixe Idee, dass er glücklich werden wird, wenn er seine spießigen Doppelhaushälften nicht mehr in Norrköping, sondern in Alto da Forte entwirft. Er hat sogar seinen Namen geändert und heißt jetzt wie sein Urururgroßvater Fernão, plus zig Nachnamen; typisch portugiesisch halt. Ich wollte lieber in Schweden bleiben, aber— Naja, das ist ne noch längere Geschichte."

Zögernd lässt sich der Maler zurück auf seinen Platz fallen. "Wie alt warst du damals?"

"Dreizehn."

"Gehst du manchmal zurück?"

Sie schüttelt den Kopf.

"Warum nicht?"

"Als ich noch klein war, meinte Halvar, es wäre zu teuer. Aber in Wahrheit wollte er es mir bloß nicht gönnen. Und heute— Ich weiß nicht—"

"Du hattest keine gute Beziehung zu deinem Vater?"

Joanna lacht sarkastisch.

"Aber Schweden fehlt dir."

Sie zuckt nur mit den Schultern, die Lippen leicht zusammengepresst. Aber dann sieht sie zum Maler und bemerkt die vorsichtige Offenheit in seinem Blick. Seine zögernde, doch erkennbar zugewandte Haltung.

Und plötzlich will sie doch darüber sprechen. Das Schmerzlich-Schön-Kostbare mit ihm teilen, das trotz allem für immer ihr gehört.

"Ich vermisse die Sommerferien in Mölnebo." sagt sie leise. "Bei Opa Folke. Der hat auf so einem kleinen, uralten Bauernhof an der Küste gelebt. Und er hat mich immer mit dem Fahrrad an der Bushaltestelle in Strandkärr abgeholt, weil er kein Auto hatte; nur dieses alte Rad mit dem Anhänger. Und einen rostigen kleinen Drahtesel für mich.

Super unbequem und ohne Gangschaltung. Aber ich hab das immer so genossen, mich nach fast fünf Stunden Rumgesitze endlich wieder zu bewegen. Die Frische Luft, die Landschaft, und dann die Brücken zwischen Stenungsund und Tjörnbron. Auf der mittleren haben wir immer eine Pause gemacht, damit ich übers Wasser gucken konnte, und haben Opas selbstgepressten Apfelsaft getrunken.

Opa Folke hat nämlich echt so gut wie alles selber gemacht. Gemüse angebaut, Hühner gehalten, er hatte ne Ziege für Milch, und immer wieder Zicklein, die waren so süß! Und die hat er gegen Wolle eingetauscht, die er dann selber gesponnen hat, um zu stricken und Stoff zu weben. Er hat seine eigene Seife gekocht und alles von Hand gewaschen, mit sonem richtigen Waschbrett. Strom hatte er nämlich keinen. Und nur einen Pumpbrunnen.

Das war alles so spannend. Bei Folke musste man so viele Sachen selber machen, die zuhause einfach so passiert sind. Und all das Zeug, das es sonst nur im Supermarkt gab, ist einfach aus dem Boden gewachsen oder aus nem Huhn rausgefallen oder er hat es selber hergezaubert.

Und ich durfte überall helfen. Wir haben so oft Sachen gegessen, die ich mit selbstgepumptem Wasser gegossen hatte, oder mit selbstgesponnenen Fäden hochgebunden, oder selber geerntet oder gesammelt, und-" Sie lacht. "Manchmal hab ich für die Hühner gespielt, damit sie besser legen. Ich war richtig wichtig- Und abends haben wir immer am Strand auf einem Feuer gekocht und Musik gemacht. Folke hat mir extra ein altes, gebrauchtes Cello besorgt, weil ich mein Gutes nicht mitnehmen durfte, aber ich wollte doch üben-" Sie spürt Tränen aufsteigen und lächelt breit, um es zu überspielen. "Naja, so war das."

Aus dem Augenwinkel sieht sie, wie der Maler nickt, und vielleicht lächelt er auch, aber sie ist nicht sicher.

Dann tritt wieder Schweigen ein, während sie die Nase hochzieht, ihren Zopf auflöst und neu bindet und sich am Ellenbogen kratzt.

Sie sieht auf, als sich der Maler anders hinsetzt.

"Du willst immer noch wissen, wie- wie sie- gestorben ist." sagt er leise.

Joanna zögert. "Ich würde es gern verstehen."

Er nickt steif, steht schließlich auf und geht zum offenen Fenster hinüber, wo er sich mit dem Bauch anlehnt.

Der Himmel ist strahlend blau. Die Luft trocken und still. Nur ein paar Spatzen zwitschern weit hinten in einer der Hecken.

Er legt die Hände um den Fensterrahmen. Atmet ein, aus, während sich sein Sprechapparat weigert, zu funktionieren, doch dann stottert er heiser: "Als ich- meine Mutter getötet habe, in- in Saint- Saint- Aubin- lès- ich-" Er stockt. Tastet nach dem geschundenen Fleisch über seinen Rippen. Drückt zu. "Ich wusste nicht, dass- Ich wusste nichts von- von- und dann- im- im Bad war eine-" Er spürt den Hall der Fliesen um sich. Das schummrige Licht der Straßenlaterne draußen vor dem Fenster. Die Enge. "Eine kleine Zahnbürste, wie- wie für ein- Kind und- ich- ich wollte-" Der Teppich des Flurs unter seinen nackten, wundgelaufenen Füßen. Die offene Tür, durch die er sehen konnte, was von Marguerites Gesicht übrig geblieben war. Eine weitere offene Tür mit einem Wäschezimmer dahinter. Bügelbrett, Kleiderstärke in der Luft, vergangene feuchte Hitze. Er war so aufgeregt. Flatternd mit seinen rotgepunkteten Flügeln. "Ich- ich- dachte, wir- wir- wir wären jetzt beide- frei und-" Eine halb offene Tür. Weiß gestrichen. "Ich wollte es ihr sagen." Eine hölzerne Plakette daran, auf die ein bunter Blumenstrauß gemalt ist. Dahinter ein großer Raum. Größer als Marguerites Schlafzimmer. Eine warm glimmende Lampe am Boden neben der Tür. Ihr Schein viel auf die Silhouette eines Schanks, auf zwei Regale voller Bücher, Spielzeug, Stofftiere, ein großes Puppenhaus. Dahinter zwei kleine Stühle an einem niedrigen Tisch. Ein Topf mit einer großen, schneeweiß blühenden Begonie. Er konnte ihren Duft riechen. Auch der Geruch sauberer Wäsche lag in der Luft, und kein Hauch der Pisse, deren Gestank in seinem Zimmer allgegenwärtig war, weil er so oft einnässte und zur Strafe sein Bettzeug nicht wechseln durfte. "Ich bin- zu- zu ihr an- an- ihr Bett gegangen und-" Er schluchzt auf. Tränen sickern unter seine Maske. Da waren so viele Bilder an ihren Wänden. Von Kätzchen, Hündchen, Fohlen, Entchen. Und über dem Bett, eingefasst von einer Girlande aus Stoffblumen und gerade noch erkennbar im schwachen Licht, eine Fotokollage. Marguerite, die einen Säugling mit rabenschwarzem Haar hält. Ein Kleinkind in einem Rüschenkleidchen. Ein Mädchen mit einem pinken Sonnenhut und zwei langen schwarzen Zöpfen. Das gleiche Mädchen mit offenem Haar, ihre Wange an die von Marguerite geschmiegt. Beide lachen in die Kamera. In der Mitte eine Karte mit goldgestanzten Buchstaben, 'Name', 'Geburt', 'Größe', 'Gewicht', und dahinter in blauer Tinte der Name 'Irène-Sylvie', das Datum, an dem auch er selbst auf die Welt gekommen war, mehr Zahlen, doch die nahm er schon nicht mehr wahr. Er hatte nur noch Augen für das schlafende

Gesicht auf dem Kissen. Für seinen Zwilling. Seinen wunderschönen, friedlichen Zwilling. "Ich- ich wollte sie- nur ansehen, und da ist sie- sie ist aufgewacht und ich- hatte meine- meine- Maske- ich- hatte- Blut in- in-" Irène riss die Augen auf und starrte ihn an wie einen lebendig gewordenen Albtraum, weicht an die Wand zurück, schreit, laut und spitz und- "Sie ha- sie- *à essayée de- de- f- fuir et- et- moi, je-*" Er kann sich nicht rühren, während sie zur Tür rennt, schreiend, keuchend, und sie wird Marguerite sehen, schreit das Wort, das er nicht sagen durfte, er schluchzt '*Nein! Nein, geh nicht-*', stolpert los, ist schneller als sie, stärker, schnappt sie im Flur, ihren Arm, sie wehrt sich keuchend, versucht, sich loszureißen, schlägt keuchend um sich, zerkratzt sein Gesicht, tritt keuchend, beißt ihn, schreit, keucht, schreit wieder, keucht, ihre Lippen bläulich, schreit weiter, schreit, wie eine Maschine in ihrer Todesangst, doch gerade als es sich anfühlt, als würde sein Innerstes zerbrechen, wird sie still, schwankt, ihre Knie geben nach, ihr Körper wird schwer, zieht ihn mit sich auf den Boden hinunter. Besorgt beugt er sich über sie, Irène? Ihre Lippen sind blau, ihre Fingerkuppen, unter einem dünnen Film aus Blut und Tränen, er schüttelt ihre Schulter, Irène? — Irène? Er kann sie nicht atmen hören, kann gar nichts hören, als er sein Ohr an ihre schmale Brust legt, schüttelt ihre Schulter, Irène? Aber sie ist tot. Sie ist tot. Und er kauert neben ihr, in der raumlosen, zeitlosen Stille, während ihre Wange unter seiner Hand kalt wird. Und er sieht sich selbst dabei zu, wie er da kauert, von einem Ort aus, der weit weg, hinter einer Mauer aus Glas und Watte liegt—

Betroffen mustert Joanna seine zusammengekrümmte Gestalt. "Das tut mir so leid." murmelt sie.

Er reagiert nicht. Steht nur weiter reglos da, in die Ecke gepresst, und Joanna geht zögernd zu ihm.

"Hey, ist alles in Ordnung? — Maler?" Sie streckt die Hand aus, berührt seine Schulter— Nichts. "Maler?" Sie rüttelt ihn leicht. "Was ist denn los?"

Einen Moment später regt er sich endlich, zuckt schwach, ehe ein heftiger Ruck durch seinen Körper geht. Er stößt Joannas Hand beiseite, stolpert aus der Fensterluke hinaus, sieht sich desorientiert um und stützt sich schließlich mit einer Hand am nächsten Regal ab.

"Maler, was ist los?" Beunruhigt folgt Joanna ihm und macht Anstalten, wieder seine Schulter zu berühren, doch er weicht ihr aus.

"Ne touche pas."

Sie zieht sich einen Schritt von ihm zurück. "Okay, aber ich weiß nicht, was du grad gesagt hast."

"Nicht- nicht- anfassen."

"Ach so. Was- was ist denn da grade passiert? Hattest du einen Flashback?"

Er nickt schwach und Joanna stößt die Luft aus.

"Scheiße. Kann ich irgendwas tun?"

"Nein, ich-"

"Soll ich dich ablenken? Ich könnte dir noch was erzählen. Würde dir das helfen?"

"Nein, ich- ich brauche nur einen Moment, dann- gehe ich in mein Zimmer und ruhe mich aus."

"Du wärst lieber allein?"

"Ja." Mit einer leicht zitterigen Hand reibt er sich über die Brust. "Und ich- ich denke, heute werde ich- schon wieder nicht- mit dir arbeiten können. Es- tut mir leid, dass ich derart deine Zeit verschwende—"

Joanna winkt ab. "Ich hab mir gestern noch ein paar Bücher rausgesucht, da schmöcker ich nachher was drin."

Der Maler nickt und fährt sich übers Haar. Dann löst er sich vorsichtig vom Regal.

"Konnte- ich dir alles erklären, bevor ich den- den Flashback hatte?"

"Genug um es zu verstehen." Sie zieht die Schultern hoch und sieht zu, wie er sich auf wackeligen Beinen auf den Weg zur Luke macht. "Danke, dass du mir erzählst hast."

Er bleibt stehen und sieht vage in ihre Richtung. "Ich danke dir für deine Geschichte."

Sie lächelt. "Schlaf schön."

Tag 8

Neben einer großen, mit einem Tuch abgedeckten Schale voller Gemüse-muffins auf dem Tisch liegt ein Visitenkärtchen, das sie in winziger Schnörkelschrift einlädt, zum Maler unter die Trauerweide zu kommen. Ob sie ihr Cello mitbringen möchte?

Joanna mustert die Worte zögernd. Aber dann schleicht sich doch ein Griemeln auf ihr Gesicht. Sie dreht sich um, geht mit immer schneller werdenden Schritten in ihr Zimmer zurück, schnappt sich ihren Cellokasten, die Muffins und huscht in den Garten hinaus.

Van Gogh sitzt auf dem Knie des Malers, in den Pfoten eine Nuss, an der er nagt, bis er Joanna bemerkt. Der Maler selbst hockt zusammengesunken da, die Arme um seine Brust geschlungen, die Augen geschlossen, bis auch er Joannas Schritte hört und sich aufrichtet.

Er nickt ihr zu, als sie die Wiese betritt, und van Gogh hüpfte auf seine Schulter, flitzt die Rückenlehne der Bank entlang und verschwindet mit einem waghalsigen Sprung in der Hecke.

"Der kleine Feigling." Ein wenig außer Puste lehnt Joanna ihren Cellokasten an die Bank. Dann nimmt sie sich zwei Muffins, stellt die Schale neben dem Maler auf die Sitzfläche. Sie beginnt, hungrig zu essen, während sie zur Schaukel hinüber schlendert. "Die sind lecker." erklärt sie mit vollem Mund.

Der Maler sagt dazu nichts, sondern berührt nur fragend den Cellokasten.

Joanna zögert. Aber schließlich nickt sie und beobachtet, wie er ihr Instrument vorsichtig auspackt.

Seine Haltung wirkt dabei noch steifer als sonst. Noch verschlossener, falls das überhaupt möglich ist, und sie hat das Gefühl, dass er es vermeidet, sie anzusehen. So als wäre er lieber wieder allein.

"Wie gehts dir eigentlich?" fragt sie leise.

Der Maler hält inne. Bewegt vage seine Schultern und fingert eine Weile am Bogen herum, ehe er sich daran macht, das Cello zu stimmen.

Unsicher knabbert Joanna an ihrem zweiten Muffin. Doch als sie schließlich aufsteht, um sich einen dritten zu holen, erkundigt sie sich: "Was hast du denn heute mit mir vor?"

Schweigen. Ein tiefer Atemzug, mit dem er sich zusammenreißt. Dann sieht er auf. Wendet sich ihr zu. "Ich würde gern ein wenig praktisch arbeiten, wenn es dir recht ist."

"Und ich darf spielen?"

"Ich würde gern deine musikalische Inspiration erforschen und später gemeinsam mit dir ein Bild entwerfen."

"Okay. Aber zuallererst muss ich noch fertig essen." Sie setzt sich wieder auf die Schaukel. "Spielst du solange was für mich?"

Der Maler zögert, doch schließlich nickt er.

Sie lächelt zufrieden. "Sehr schön. Aber du solltest den anderen Bogen nehmen, der ist besser."

Er holt den zweiten aus dem Kasten und wiegt ihn in der Hand. "Kohlefaser?"

"Ja, aber der ist wirklich gut!"

"Ich schätze dieses Material ebenfalls sehr."

"Ah." Sie grinst. "Da zeigt sich der Meister."

"Was möchtest du hören?"

"Ich weiß nicht. Was hast du denn als letztes geübt?"

Er antwortet nicht; spannt nur den Bogen sehr sorgfältig um Zeit zu schinden, schüttelt seine Rechte aus, seine Linke, atmet durch—

Die ersten neun Töne von Bachs Toccata in d-Moll erklingen und Joanna beißt sich amüsiert auf die Unterlippe. Doch je länger der Maler spielt, desto ernster wird sie.

Er tanzt wieder, ganz heimlich, während seine wilden, rauhen Bass-töne ihr eine Gänsehaut über den Rücken jagen. Läufe, glasklar wie ein

Höhenflug. Taumelnde Abstürze. Heisere Doppelgriffe. Perlender Jubel. Ein neuer Sturz. Trauer. Aufbegehren. Verzweiflung. Wahnsinn.

Stille.

Langsam lässt der Maler den Bogen sinken. Meidet es, Joannas Blick zu begegnen, und auch sie schweigt, den Nachhall der Musik in ihrem Körper wie etwas Lebendiges.

"Ich wusste nicht, dass dieses Stück eine Seele hat." sagt sie nach einer langen Weile leise.

Jetzt sieht der Maler doch zu ihr, aus dem Augenwinkel. Dann streckt er ihr den Bogen entgegen und ihr Gesicht hellt sich auf.

"Oh ja!" Mit einem Ruck springt sie von der Schaukel und läuft zur Bank, um neben dem Maler Platz zu nehmen, rasch den Dorn für sich einzustellen und genüsslich die Finger an ihren Bogen zu legen.

Ein letzter, verschwindender Hauch der Berührung des Malers hängt noch an der Oberfläche von Frosch und Daumenleder. Aber es war eine gute, sanfte Berührung, und als sie ihr Cello in die Arme nimmt, erhascht sie auch in ihm ein letztes, freundliches Summen, ehe es still und wohligh wie immer an ihrer Brust liegt.

Sie seufzt tief, ehe sie ihren Hintern ein wenig näher an die Kante der Bank rückt. Eine erste kleine Tonleiter kullert das Griffbrett hinab, die Bewegung ihrer Finger und ihres Bogenarms wie ein Glas kühles Wasser und Kuchen und ein Haufen köstlich belegter Scheiben Vollkornbrot.

"Soll ich was Bestimmtes spielen?" fragt sie mit geschlossenen Augen.

"Folge deiner Inspiration."

"Hmmm—" Sie greift ein paar singende Doppelgriffe, ein wunderbar schiefes Glissando, hinauf und hinab. "Die letzten Stücke, mit denen ich mich beschäftigt habe, sind Bachs Cello-Suiten, die Arpeggione-Sonata von Schubert, Ligeti, die beiden Cello-Konzerte von Dvořák und Kodály natürlich. Aber grad mag ich lieber—" Sie summt leise, sucht Töne, bis schließlich ein Grinsen über ihr Gesicht flackert. "Kennst du *Muse? Plugin Baby?* Mit Verstärker klingt es noch mal geiler, aber—" Sie klopft den Takt auf die C-Saite und beginnt, das Intro zu zupfen. Dann reißt sie den Bogen wild und voller Kraft über die Saiten.

Der Maler hört ein kleines, glückliches Quietschen, das sie einfach nicht unterdrücken kann, und ihre Freude schwappt ihm entgegen wie eine wärmende Flut. Ihre pure Energie, die sie im Rhythmus ihrer Musik nicken lässt, den linken Arm hoch und weit abgespreizt, während sich der Parkettschoner am Dorn in die weiche Erde drückt.

Das letzte Mal hat er sie so lebendig gesehen, als sie auf der Leuchte spielte, und wie damals lauscht er hingerissen, sein Lächeln so ununterdrückbar wie ihr Jubel.

Doch je länger sie spielt, desto unruhiger wird er. Er hat den Impuls, zu ihr hinüber zuzurutschen, vielleicht eine Hand an ihre Schulter zu legen, ihr das Cello aus dem Arm zu nehmen, damit sie stattdessen seine Gegenwart zu ihrem Instrument macht, mit ihm verschmilzt, wie sie jetzt mit Bogen und Griffbrett verschmolzen ist. Damit er ein Teil ihrer Musik wird und nicht länger nur von außen zusehen muss.

Hastig verschränkt er die Arme vor der Brust, rückt von ihr ab und sitzt steif da, während er sich bemüht, den glücklichen kleinen Wirbelsturm neben sich dennoch zu genießen.

Doch kaum ist das Stück vorbei, springt er auf. "Komm mit."

Völlig außer Puste sieht Joanna ihm nach, wie er mit flatternden Frackschößen von der Wiese verschwindet. "Wie jetzt?" ruft sie ihm gespielt brüskiert hinterher. "So schlimm wars nun auch wieder nicht!"

Seine Schritte verstummen für eine Sekunde, ehe sie wieder lauter werden und er am Eingang der Wiese auftaucht, seine Ohren knallrot vor Scham. "Bitte entschuldige. Dein Vortrag war wundervoll. Ich- ich würde dich gern am Flügel begleiten, wenn du nichts dagegen hast."

"Sag das doch gleich!" Joanna grinst und versucht, die lose Strähne beiseite zu pusten, die sie an ihrer Nase kitzelt, schüttelt pustend den Kopf und wischt sie schließlich mit dem Unterarm weg. Dann macht sie sich daran, ihr Cello in den Kasten zurückzupacken. "Hey—" fängt sie dabei an. "Welche von den zigtausend Instrumenten in deiner Schatzkammer kannst du eigentlich spielen?"

"Jedes ein wenig." antwortet er, während er, um eine unverkrampfte Haltung bemüht, zur Bank zurückgeht. "Tatsächlich beherrsche ich nur Cello, Esraj und Tasteninstrumente wie Klavier, Orgel und Cembalo."

"Ein paar hast du selber gebaut, oder?"

"Ja."

"Das ist cool." Beeindruckt schiebt Joanna die Unterlippe vor und setzt an, ihren Bogen zu entspannen, überlegt es sich dann aber anders und packt ihn nur an seinen Platz. "Darf ich die mal ausprobieren?"

"Natürlich. Ich transportiere auch gern Instrumente für dich ins Atelier hinauf."

"Noch besser." Sie hakt den Cellokasten zu und wirft ihn sich über die Schulter. "Nimmst du die Muffins?"

Als sie wenig später die Küche erreichen, macht der Maler Halt, um unter der Spüle herumzukramen, und auf der Treppe sammelt er die Staubsaugerspinnen ein, die dort herumkraxeln.

Joanna gremelt, als die Geräte mit lautem *'Dididi!'* gegen die Behandlung protestieren, dabei aber nur schlaff an zwei Beinchen von der Hand des Malers herabhängen, wie Kätzchen, die von ihrer Mutter herumgetragen werden. "Ich will auch so ein Ding für meine Wohnung. Ich hasse Staubsaugen."

Wortlos streckt ihr der Maler eine der piepsenden Spinnen entgegen.

"Äh— Danke, das ist lieb. Wo hast du die Dinger eigentlich her? Ich kenne nur diese runden Teile, die keine Treppen steigen können."

"Ich habe sie selbst entwickelt."

"Echt? Krass."

"Nun, ich habe bereits bestehende Technologien zusammengeführt." schränkt der Maler mit leicht hochgezogenen Schultern ein und öffnet die doppelflügelige Tür zum Großen Saal.

"Das machts nicht wirklich weniger beein-" Sie bricht ab, als sie über die Schwelle auf das helle Parkett tritt, und sieht sich in dem riesigen Raum um. Er ist praktisch leer, bis auf einen potthässlichen Kristalleuchter in der Mitte der weißgestrichenen Decke, einen matt cremefarbenen Konzertflügel schräg darunter und einen gut drei Meter breiten, weißen Vorhang, der an einer Stange an der Wand zur Galerie hängt.

"Oh wow." Sie macht ein paar Quietschlaute, um die Akustik zu testen. "Gar nicht übel." meint sie nickend und geht zum Flügel hinüber, wo sie mit zwei Fingern einen minimal verstimmten Minutenwalzer spielt, während sich der Maler mit den unter der Rückenabdeckung verborgenen Steuerungen der drei Staubsaugerspinnen und seinem Handy beschäftigt.

Schließlich klappt er die Geräte wieder zu und tippt auf das Display, worauf die Spinnen sich in eine diagonale Formation begeben, als Einheit zur nächsten Wand hinüber krabbeln und ihre Reinigungsarbeit beginnen.

"Ich werde jetzt das Klavier säubern und stimmen." erklärt er.

"Darf ich die Partituren aussuchen?"

Er hält kurz inne. "Natürlich. Einen Moment bitte."

Joanna folgt ihm bis zur Tür und sieht zu, wie er in der Bibliothek verschwindet, um kurz darauf mit einem beachtlichen Stapel Noten in den Händen zurückzukehren.

"Hier mal zu lüften, wäre auch keine schlechte Idee."

"Sobald der Staub beseitigt ist."

"Dann hol ich mir auch mal nen Lappen und mach die Fensterbänke."

Als Joanna auch das letzte Fenster entstaubt und gekippt hat, sitzt der Maler noch immer mit geschlossenen Augen am Klavier. Er tastet nach dem Stimmhammer, ruckt vorsichtig daran, schlägt die Taste noch einmal an, spielt ein paar Akkorde, nickt, setzt den Stimmkeil um, während Joanna langsam zu ihm hinüber geht.

Es ist überraschend leicht, ihn dabei zu mustern. Nicht nur, weil es ihm tatsächlich nichts auszumachen scheint, sondern auch, weil sie die Maske jetzt besser akzeptieren kann. Das lackierte Holz verkörpert keine Leerstelle mehr. Sie weiß, dass dahinter etwas liegt. Und auch von den Dingen hinter seinem Schweigen hat er ihr zumindest ein paar gezeigt. Nur was das alles für sie bedeutet - was er eigentlich von ihr will - das ist ihr kein bisschen klarer geworden. Und plötzlich ist da so ein leises Nagen in ihrem Hinterkopf, das ihr sagt, dass sie vielleicht doch anfangen sollte, langfristig zu denken. Nur für alle Fälle—

Unsicher bleibt sie stehen. Kratzt sich an der Schulter. Geht wieder los. "Hey, ähm— Maler?"

Er reagiert nicht gleich, legt dann aber die Hände auf seine Oberschenkel und sieht Joanna an.

"Deine Freundin aus Indien— Anjali, richtig?"

"Ja."

"Du hast gesagt, dass sie über etwas gepredigt hat."

"Devi."

"Und Devi ist ein Gott?" Langsam umrundet Joanna den Flügel, wobei sie fast auf die Spinnenputzkolonne getreten wäre.

"Sie ist die Einheit alles Weiblich-Göttlichen." erklärt der Maler über das vielstimmige *'Dididi'* hinweg. "Sie ist die Manifestation aller Facetten von Adi Parashakti, der ursprünglichen weiblichen Kraft, die alles Sein erschaffen hat."

"Glaubst du an Devi?"

Der Maler holt tief Luft, während er das Staubtuch vom Rand des Klavierkorpus nimmt und es zwischen seinen Fingern zu kneten beginnt. "Sie ist eine Metapher."

"Aber-" Joanna lehnt sich mit der Hüfte an den Flügel und sieht zögernd aus dem Augenwinkel zum Maler. "Aber an das Schicksal glaubst du."

"Es ist auch nur eine Metapher."

"Wofür?"

"Grausamkeit und Kausalität."

"Aha? Das musst du mir genauer erklären."

Der Maler hält darin inne, mit dem Staubtuch herumzuspielen, während er den Blick auf seine Hände senkt. "Wenn wir über den Rand einer Klippe treten," erklärt er leise, "stürzen wir hinab. Wenn wir das Prinzip der Schönheit nicht finden, entsteht Leid für uns."

"Aber warum?"

"Warum?" Er lacht tonlos. "Frag die Klippe, warum sie kein sicherer Boden ist. Frag die Schwerkraft, warum sie alles zerschmettern will."

"Und- Und was ist, wenn wir das Prinzip gefunden und ein Kunstwerk geschaffen haben?"

"Dann sind wir frei, zu gehen, wohin wir wollen."

"Und wohin willst du gehen?"

Langsam verzwirbelt der Maler eine Ecke des Staubtuchs auf seinem Schoß, spürt die Manschetten seines Hemdes, die dabei über seine Handgelenke streichen. "Ich werde hier bleiben," sagt er leise. "Ein wenig malen, ein wenig musizieren—"

"Das ist alles?"

"Es ist, was ich will."

"Du hast keine großen Pläne?"

Er schüttelt den Kopf.

Stirnrunzelnd sieht Joanna ihn an, dann zu den Spinnen, die gerade die abgestreiftten Schuhe des Malers umrunden, ehe sie sich räuspert. Zögert. Platzt dann heraus: "Was- was ist, wenn wir alles versuchen und ich mich trotzdem nicht erinnere?"

"Du bist Padma. Du wirst dich erinnern."

"Aber was wenn nicht? Ich- ich hab Angst, dass ich es einfach nicht weiß! Und wie soll ich dir beweisen, dass ich es wirklich nicht weiß? Was- was tust du, wenn-"

"Joanna." Von seiner eigenen Ruhe überrascht legt der Maler das Staubtuch zurück auf den Flügel. "Du bist Padma. Es gibt keinen Zweifel. Du wirst dich erinnern. Hab Vertrauen." Er bemüht sich, Zuversicht in seine Stimme zu legen, und Joanna lächelt gequält.

"Aber was wenn nicht?"

Der Maler atmet durch. Noch einmal, tiefer. "Wenn wir- heute in einem Jahr noch immer nicht fündig geworden sind und es dein Wunsch ist, dass wir aufgeben, werden wir das tun. Ja?"

Er wirkt hoffnungsvoll, so dass Joanna ein wenig flau im Magen wird. Sie lächelt. Und schließlich stößt sich vom Flügel ab und geht zu dem Stuhl, auf dem der Maler die Noten für sie abgelegt hat.

Dann sind für eine lange Weile seine immer weniger verstimmten Akkorde, vermischt mit Joannas Papiergeraschel, die einzigen Geräusche im Saal.

Und nach und nach, ohne dass sie es recht bemerkt, schleicht sich die Vorfreude auf all die Musik, die sie gleich machen wird, in ihre Brust zurück.

"Du magst schmusig-melancholisches russische Zeug," meint sie auf halbem Weg durch den Stapel und packt die Cello-Sonate N°2 von Miaskovsky auf einen Extraplatz am Boden neben dem langsam wachsenden Zu-Spielen-Stapel.

Wieder dauert es einen Moment, ehe der Maler reagiert. "Hast du etwas gesagt?"

"Du magst schmusiges, melancholisches Zeug von russischen Komponisten."

"Sérafine hat dieses Repertoire zusammengestellt."

"Also hat sie diesen wunderschön kitschigen Geschmack? Das passt irgendwie zu ihr. Und ich liebe die Miaskovsky-Sonate; vor allem den ersten Satz. Und diesen Prokofiev hier, und die Tchaikovsky-Nocturne— Hey, ist Beethoven eigentlich noch immer dein Lieblingskomponist?"

"Ich- ich denke schon. Aber ich spiele nur noch selten Kompositionen."

"Warum?"

Er zuckt mit den Schultern. "Kompositionen sind tote Musik."

"Aha?" Interessiert kreuzt Joanna die Arme über den Partituren auf ihrem Schoß. "Wie genau meinst du das?"

Zögernd wendet er sich zu ihr um. "Lebendige Musik- kommt als Fluss aus dem Innern. Meist von- von hier oder hier." Er legt eine Hand erst dicht unter dem Nabel auf seinen Bauch, dann über seinen Magen. "Sie-

Er gestikuliert leicht. "Fließt durch meinen Körper, mein- Instrument, in die Welt hinaus. Sie hat- Zeitlichkeit. Einen Anfang und ein Ende. Und sie lebt, solange sie zu hören ist. Sobald sie verklungen ist— Eine-Komposition ist nur das stumme, an ein Stück Papier gefesselte Abbild eines Flusses, der- der nicht in mir entsprungen ist. Er gehört nicht mir. Er bleibt etwas Fremdes. Etwas Reanimiertes. Eine- wunderschöne, tote Hülle, in die ich meine Hände stecke, damit sie wieder lebendig erscheint." Er stößt die Luft aus. "Es- es tut mir leid, besser kann ich es nicht erklären.

Nachdenklich nickend sieht Joanna auf seine Frackschöße, die vom Klavierhocker herabhängen. "Ich denke, ich verstehe, was du meinst. — Für mich ist es so— Es gibt großartige Kompositionen, die ich einfach nur liebe, und es macht auch Spaß, ein Stück zu analysieren und rauszufinden, wie es gemeint ist. Und es ist okay, wenn ich an was arbeite, in dem ich mich wiederfinde oder das ich mir durch meine Interpretation ein Stück weit zueigen machen kann. Aber selbst da sitzt im Grunde jemand auf meinem Notenständer, der mir vorschreibt, was ich wann wie zu fühlen und zu sagen habe. Monatelang, immer wieder das selbe, egal ob es mir nun grad passt oder nicht. Und ab einem gewissen Punkt mach ich keine Musik mehr, ich zieh nur noch eine Show ab, die nichts mit mir zu tun hat." Sie schüttelt den Kopf. "Manchmal überlege ich, selber was zu komponieren, weißt du, etwas, das mir ganz allein gehört und mich widerspiegelt. Aber-" Wegwerfend zuckt sie mit den Schultern. "Improvisieren ist so viel einfacher. Und ich brauch das. Alles rauslassen, was ich an Ideen hab." Sie grinst. "Ich hab auch mal zwei Semester lang bei einer Improvisationstanzgruppe mitgemacht. Das hat mir richtig gut getan. Wenn ich am Strand mit dem Lernen fertig bin, tanze ich manchmal ne Runde." Sie wippt griemelnd auf ihrem Platz. "Allerdings nur, wenns keiner sieht."

"Wenn du den Garten oder diesen Raum hier einmal für dich alleine haben möchtest, brauchst du mir nur bescheid zu sagen."

Nickend macht sie sich wieder daran, die Partituren durchzusehen, während der Maler die letzten sieben Saiten prüft.

Schließlich testet er das Gesamtergebnis mit einigen Quinttonleitern und ein wenig transponiertem Mozart und packt seine Werkzeuge in die kleine Ledertasche zurück, aus der er sie geholt hat. Dabei bemerkt er die Partituren, die Joanna neben ihm auf die Bank gelegt hat. "Sind dies die Stücke, die du spielen möchtest?"

"Es sind die, die ich kenne. Aber wenn du lieber was anderes willst—"

"Nein. Mit welchem Stück möchtest du beginnen?"

Sie bückt sich nach dem Miaskovsky, der noch immer neben ihrem Stuhl liegt. "Dem hier."

Während der ersten Takte bemüht sich Joanna noch darum, ihren Bogen streng nach Schule zu halten und ihre linke Schulter nicht hochzuziehen, weil ihr die Zärtlichkeit des Stückes jetzt doch ein bisschen unangenehm ist. Aber die Interpretation des Malers ist so samtig weich und sanft, und ihre eigenen Töne, das schiere Glück, einen Bogen und ihre Schulter irgendwie halten zu müssen, der Genuss dieser Musik, sind wie eine Wanne voll warmem, schaumigem Wasser, und sie kann einfach nicht anders, als sich hineingleiten zu lassen.

Dann, viel zu bald, kommen die vier leichten, sachten Bogenstriche, die den ersten Satz beenden, und Joanna seufzt zufrieden.

Als sie die Augen wieder öffnet, sitzt der Maler reglos am Flügel, den Blick auf seine im Schoß verschränkten Hände gesenkt.

Joanna räuspert sich. "Zweiter Satz?"

Danach spielen sie Tchaikovsky, Schubert, Prokofiev, ehe der Maler in der Küche verschwindet, um etwas zu trinken. Und während Joanna wartet, improvisiert sie ein wildes Ding über den gesamten Tonumfang ihres Cellos, bei dem ihr Bogen durch Harmonien tanzt, in Dissonanzen taucht, kichert, summt, quietscht, knurrt, trällert, singt, gröhlt, flüstert, raschelt, atmet, pocht—

Sie spielt gerade ein langsames, rauhes Crescendo, als der Maler, ein Glas Saft für sie in der Hand, die Tür des Saals erreicht. Und wieder ist da diese freudige Energie, die ihn trifft, in ganzer Pracht strahlend, jetzt, da sie ganz ihren eigenen Pfaden folgt.

Leise, um sie nicht zu stören, geht er zum Flügel, stellt den Saft sichtbar neben den Partituren auf den Boden und lässt Joannas Musik durch seinen Körper rinnen. Dann betätigt er das Una-Corda-Pedal, um unendlich sanft einzustimmen.

Trotzdem lässt Joanna sofort den Bogen sinken und lacht nervös auf. "Bist du sicher, dass du dich mit John Paganini anlegen willst?"

"Wer ist John Paganini?"

"Die dämonische Kreuzung aus John Cage und Niccolò Paganini, die mich immer dazu verleitet, grausig schrägen Mist zu fiedeln, wenn wir im Impro-Kurs eigentlich was 'Schönes' spielen sollen, weil irgendwer die tolle Idee hatte, eine Prof mit dem Kurs zu betrauen, die schon Schnappatmung kriegt, wenn man ne verminderte Quinte auch nur erwähnt." Sie zuckt mit den Schultern. "Und ich bin einfach nicht gut darin, mich zusammenzureißen, wenn mir eine Idee kommt."

Der Maler schüttelt den Kopf. "Deine Musik ist kein grausiger Mist." erklärt er leise. "Sie ist wundervoll. Du bist wundervoll."

"Danke." Joanna lächelt schief.

"Bitte spiel weiter und reiß dich nicht zusammen. Sei- sei ganz du selbst."

"Na gut." Sie räuspert sich und lockert ihre Arme. "Aber wenn es eine Katastrophe wird, bist du schuld, okay?"

"Es wird keine Katastrophe."

"Und wenn ich mich an irgendwas halten soll—"

"Spiel, Joanna."

Seine Stimme klingt monoton wie immer, aber auf eine Weise warm, ruhig und fest, die ihr wie ein kleiner kribbelnder Stromschlag bis in die Zehenspitzen fährt.

Sie schüttelt sich leicht und atmet aus. "Okay. Ich muss nur kurz den Faden wiederfinden." Sie reibt sich über die Nase, setzt den Bogen an, wieder ab, um eine widerspenstige Strähne hinter ihr Ohr zu schieben und ihren Zopf neu zu binden, kratzt sich an der Stirn und seufzt schließlich. "Ich spiel erst mal was anderes, um reinzukommen." Und ohne eine Reaktion des Malers abgewartet zu haben, beginnt sie mit dem Intro von *Kansas' Wayward Son*. Von dort arbeitet sie sich langsam über zunehmend abstrakte Tongebilde zu ihrer eigenen Musik vor.

Doch gerade als die ersten richtigen Töne unter ihren Fingern Gestalt annehmen, stimmt das Klavier ein.

Sofort durchzuckt sie ein Gefühl wie Leistungsdruck, unter dem sie sich unwillkürlich verkrampft. Aber sie schließt fest die Augen, sperrt alle Gedanken aus, und ein paar undefinierte Takte später verwandelt sich ihr Bogen wieder ganz in das, was er jetzt gerade sein will: Eine Parkoursläuferin, die ohne je auch nur eine Sekunde innezuhalten über die Dächer, Flure, Treppen, Balkone, Mauern und Müllcontainer einer dystopischen Vorstadtwüste rast. Eine athletische, starke, unerschro-

ckene Frau, die die lebensfeindliche Einöde zu ihrem Spielplatz macht. Einfach nur weil sie es kann und weil sie auf nichts und niemanden warten wird.

Und zu ihrer maßlosen Überraschung und Freude hält der Maler absolut souverän mit ihr mit. Nirgendwo tritt sie ins Leere; da ist immer seine Begleitung, die ihre Tonartwechsel schon von weitem zu errahnen scheint und zugleich unbeirrbar die Dissonanzen trägt, die Joanna hier und da wie wilde Blüten an den Wegesrand streut. Er folgt ihren Tempowechseln wie ein Fisch der Strömung, und webt sich so geschmeidig zwischen ihre Rhythmen und Synkopen, dass es ein einziges Glücksgefühl ist.

Und sie lässt sich ganz und gar fallen, während aus der Läuferin langsam sie selbst wird. Aus der Vorstadt eine blühende Wiese, ein Wald, ein Kieselstrand. Und dort, wo das kühle Wasser ihre Füße umspült, bleibt sie schließlich stehen, atmet nur noch, ihre Arme so weit ausgebreitet, dass sie den Wind umarmen kann.

Für einen Moment hat sie Seeluft in der Nase und sie hält ihre Augen noch ein wenig geschlossen, während sie wieder zu Atem kommt.

Dann blinzelt sie. "Das war unglaublich." Lachend sieht sie zum Maler, der rasch den Blick abwendet und sehr mit seinen im Schoß verschränkten Händen beschäftigt scheint. "Echt." Sie wischt sich den Schweiß aus dem Nacken. "Du bist ein Genie."

Die Maske bewegt sich leicht, als der Maler seine Kiefermuskeln anspannt, und Joanna lächelt entschuldigend.

"Ich meinte natürlich: Ich bin mit deiner Begleitung zufrieden." Sie bemerkt ihr Saftglas und trinkt ein paar Schlucke, während sie sich mit der obersten Partitur vom Stapel Kühle zufächelt. "Wenn mir nicht mehr so warm ist, begleite ich dich, okay?"

Er zögert, ehe er nickt.

"Allerdings bin ich nicht so gut wie du, also sei bitte sanft."

Noch ein Nicken und Joanna schließt wieder die Augen, um die kleinen Windstöße zu genießen, die ihre aufgelösten Locken flattern lassen. "Warum magst du keine Komplimente?"

Er antwortet nicht, aber sie kann hören, wie seine Kleider rascheln, als er aufsteht, um zum Fenster hinüber zu gehen. Draußen unterhalten sich zwei Krähen und das leise Wusch-wusch des Fächers lässt ein einzelnes Haar über Joannas Wange kitzeln.

Als sie die Partitur schließlich beiseite legt, vergehen ein paar Mo-

mente in völliger Stille, ehe erneut das leise Geräusch besockter Füße auf glattem Parkett erklingt. Rascheln, als der Maler sich setzt. Stille, in der sie halb bewusst versucht, ihn atmen zu hören. Und schließlich ein langsamer, nur spärlich mit Tönen bevölkerter Dreivierteltakt in g-Moll.

Als Joanna sich traut, einzustimmen, gewinnt die Musik an Fülle. Der Rhythmus wird freier, die anfangs zahme, thematische Struktur bricht auf. Doch alles geschieht so behutsam, dass es ihr leicht fällt, die Veränderungen zu begleiten. Sie kann sich entspannen. Mitfließen. Die zunehmende Sanftheit der Musik mit Bogentechnik und langsamem Vibrato auf die Spitze treiben. Und obwohl sie die Augen meist offen hält, um das Spiel des Malers zu beobachten, spürt sie diese Sanftheit durch und durch.

Die Erinnerung an Zärtlichkeiten flackert durch ihre Brust und sie lächelt. Eine Umarmung. Ein Kuss. Nicolas' Atem an ihrem Hals. Kühle Nachtluft. Dann sachte Finger, die ihr eine Strähne aus dem Gesicht streichen. Arme, die sie sanft umschließen. Ihre Schläfe ruht über einem pochenden Herzen, an weichem Stoff. Wind rauscht leise in den Baumkronen. Und darunter liegt etwas wie diese Musik. Wie Atem und wortloser Dank. Wie eine Liebeserklärung. Wie Padma, Padma, Padmasundari. Wie ihr Name, während sie sich fühlt, als würde sie schweben. Getragen, gehalten, schwerelos. Eingehüllt in den Duft eines nächtlichen Waldes. In Kernseife, Sonne und Salbei-

Sie verkrampft sich überrascht, ihr Spiel stockt. Aber dann reißt sie sich zusammen und begleitet auch die letzten Takte des sanften Diminuendo, mit denen die Musik ausklingt.

In der Stille, die folgt, sieht sie zum Maler, und er zu ihr, mit einem Blick, dessen Ausdruck sie nicht deuten kann.

Sie bringt ein unsicheres Lächeln zustande.

Der Ausdruck verschwindet und der Maler wendet sich hastig wieder der Klaviatur zu.

"Machen wir noch mal ne Pause?"

"Ja. Es ist auch Essenszeit. Darf ich etwas für dich kochen?"

"Immer."

"Hast du eine Präferenz?"

"Mh— Irgendwas Süßes?"

"In Ordnung." Der Maler erhebt sich. "Ich rufe dich, sobald es fertig ist."

"Okay." Joanna sieht ihm nach. Dann legt sie das Cello beiseite, entspannt ihren Bogen und geht zum Fenster, um mit tief gerunzelter Stirn nach draußen zu sehen.

"Joanna."

"Hm?" Sie taucht aus ihren Gedanken auf und wendet den Blick von den Spatzen ab, die neben dem Punto Samen aus dem Kies picken. "Ach so, ja, ich komm." Ein Gähnen unterdrückend folgt sie dem Maler in die Küche.

Dort holt er einen Teller mit fünf hauchdünnen, kunstvoll arrangierten und mit Puderzucker und Mandelsplintern verzierten Pfannkuchen aus dem Backofen, arrangiert frisch gepflückte kleine Erdbeeren, Himbeeren und Blaubeeren aus einer Schüssel darüber und reicht ihn Joanna.

"Ich hoffe, sie sind nach deinem Geschmack." sagt er leise.

"Bestimmt." Sie schenkt ihm ein Lächeln, dem er ausweicht, und probiert ein Stück. "M-hm." Sie nickt. "Sehr lecker."

Der Maler verneigt sich leicht. Dann wendet er sich ab und verlässt die Küche.

Kauend sieht Joanna ihm nach, schluckt, stützt die Wange in die Hand und versucht, ein Stück Mandel auf die Gabel zu speißen. Es zerbricht. Auch die beiden Bruchstücke zerbrechen unter den Zinken, und gerade als sie versucht, eins der Stücke zwischen zwei Zinken einzuklemmen, kommt der Maler zurück.

Er hat zwei Kartons dabei, die er auf der Arbeitsplatte abstellt. "Ich bereite unser Nachmittagsprogramm vor." beantwortet er die Frage in Joannas Blick, während er sich, den Rücken zu ihr gedreht, damit beschäftigt, die Kartons zu öffnen und einmal kurz durch ihren Inhalt aus sorgfältig in Dokumenthüllen verpackten Arbeitsproben zu blättern.

"Stimmt, du wolltest malen—"

"Ja. Aber iss zuerst. Lass dir Zeit."

"Willst du gar nichts?"

"Ich bin nicht hungrig."

"Okay." Joanna zieht ein Knie an und stellt den Fuß auf die Sitzfläche ihres Stuhls. "Wieso eigentlich Cembalo?" fragt sie unvermittelt. "Ich meine, Klavier und Orgel kann ich nachvollziehen. Aber wie kommt ein Cembalo auf deine Liste von Tasteninstrumenten?"

"Der Klang hat mich interessiert." Er schlingt die Arme um seine Brust und wendet sich endlich Joanna zu. "Aber ich spiele es nur noch selten."

"Du hast ein Cembalo?"

"Im Keller."

"Und ne Orgel wahrscheinlich auch."

"Ja."

"Jetzt echt? So ne richtig große, mit Pfeifen und allem?"

"Groß ist sie nicht, aber ihre Resonanzkörper haben die Form von Pfeifen."

"Ach so, es ist ne Synthetische? Aber die klingt nicht wie ne Bontempi, oder?"

"Ihre Tonqualität hängt von den Samples ab, die ich ihr zur Verfügung stelle."

"Verstehe." Joanna nickt. Dann legt sie den Kopf schief und runzelt die Stirn. "Und zusätzlich hast du noch wie viele Flügel? Drei?"

"Vier."

"Das ist exzessiv."

"Ja."

"Gut. Gut, dass dir das bewusst ist. Ich hab nämlich nicht mal einen einzigen Flügel."

"Ich schenke dir einen." Er sieht kurz auf und Joanna hebt eine Augenbraue.

"Ach so? Und wo stell ich den dann hin? In Nicos Wohnzimmer ist jedenfalls kein Platz dafür."

"Mit meiner finanziellen Unter-"

"Ja, vielleicht. Mal sehen. Warum hast du eigentlich so viele Klaviere?"

Er zögert. "Manche Musik braucht einen bestimmten Ort."

"Und welche Musik braucht einen Ballsaal?"

"Duette. Sonaten."

"Also hast du einen Flügel nur für Duette und Sonaten angeschafft?"

Wieder ein Zögern, ehe er erklärt: "Sérafine hat ihn mir geschenkt. Er- er war- mein erster eigener Flügel."

"Ah. Und von all diesen vielen Instrumenten, die hier so rumstehen, welches spielst du da am liebsten?"

"Je nach Anwendungszweck ein anderes."

"Schon klar. Aber wenn du für den Rest deines Lebens nur noch ein einziges Instrument spielen dürftest, welches würdest du dir aussuchen?"

Eine kurze Pause entsteht, in der er beginnt, nervös seinen rechten Oberarm zu massieren. "Ich könnte mich auf Klavier und Cello beschränken, aber zwischen diesen beiden zu wählen, ist mir nicht möglich."

"Aber wenn dich ein grausamer Sadist dazu zwingen würde." beharrt Joanna mit einem frechen Grinsen, das etwas an Energie verliert, als sie merkt, dass sich der Maler unter dem Gewicht der Entscheidung ernsthaft zu winden beginnt.

"Das Klavier." sagt er schließlich leise. "Aber ich muss nicht wählen. Ich kann spielen, was ich will. Ich muss nicht wählen."

"Das hat dich jetzt wirklich beunruhigt— Tut mir leid."

Er hebt eine Schulter. "Welches Instrument würdest du wählen?"

"Na Cello." antwortet sie ohne zu zögern.

"Warum hast du entschieden, auch Klavier zu lernen?"

"Hab ich nicht. Cello-Unterricht gibts erst ab neun Jahre, aber meine Mutter hat auch schon mit sechs mit Musik angefangen, halt am Klavier, und da alles, was sie macht, das Beste und Richtige ist—"

"Dir wurde die Musik aufgedrängt?"

"Ja, absolut. Wir mussten sogar umziehen, damit ich an diese spezielle Schule in Norrköping gehen konnte. Ich war so unglücklich."

"Warum?"

Joanna seufzt. Dann erinnert sie sich an die Pfannkuchen auf ihrem Teller und isst einen Bissen, ehe sie erklärt: "Meine ganze Welt war plötzlich weg. Meine Vorschule, mein Musik-Club, meine Tagesmutter, meine beste Freundin Vanja, der Badesee—" Sie stützt den Kopf in die Hand. "Aber die Schule war richtig gut. Die Leute da waren darauf vorbereitet, dass Kinder reinkommen, die überhaupt keinen Bock auf den Scheiß haben. Weißt du, so mit Eltern, die ihre eigenen gescheiterten Lebensträume über ihren Nachwuchs ausleben wollen. Die waren großartig darin, mit einem zusammen nach Möglichkeiten zu suchen, wie man Musik für seine ureigenen Zwecke benutzen kann."

Sie lächelt unwillkürlich, als sie sich an ihre erste Unterrichtsstunde mit Gunnel erinnert, die vorgebeugt, mit hochgezogenen Schultern und einem bösen Hexengesicht am Klavier saß, blitzschnell immer wieder den selben, schrillen, schrägen Akkord anschlug und dabei "*Mist, Mist, Mist!*" fluchte.

Dann fragte sie: "Willst du auch mal?"

"Nein." murrte Klein-Joanna trotzig.

"Auch nicht so?" Gunnel ließ ihre Fäuste auf die Tastatur sausen und Klein-Joanna riss die Augen auf. "Komm, hau dem Klavier mal so richtig eine rein. Mistiges Mist-Klavier!" Wieder donnerten die Töne unter ihren Fäusten.

"Darf ich echt?"

"Ja! Und schreien darfst du auch. Und wenn du eine Saite kaputt kriegst, darfst du sie mit nach Hause nehmen, wie eine Trophäe."

Also hatte Joanna - erst zögerlich, dann mit Gebrüll - auf die unteren Oktaven eingedroschen, während Gunnel wieder ihre spitzen Akkorde spielte und sie anfeuerte: "Lauter! Und schiefer! Noch schiefer!" bis Joanna ganz außer Puste war und sich sogar ein bisschen besser fühlte.

Dann beugte sich Gunnel verschwörerisch zu ihr herüber und flüsterte: "Hey— Soll ich dir verraten, wie man garantiert immer die schiefsten Töne der Welt macht?"

Heute, erwachsen, schüttelt Joanna den Kopf und spießt eine Erdbeere auf. "Ich hatte echt Glück. Am Ende hab ich praktisch an der Schule gewohnt und meine Lehrerinnen und Lehrer waren meine großen Geschwister."

"Hast du das Klavier zu lieben gelernt?"

"*Lieben* ist glaub ich ein zu starkes Wort. Ich mag den Klang und die Bewegungen und-" Sie legt die Finger ihrer Linken an den Rand der Tischplatte und greift ein paar Akkorde. "Ich mag es, Formen mit den Händen zu machen. Aber es ist nicht *mein* Instrument, wenn du verstehst, was ich meine. Es ist immer eine Anstrengung. Das Cello spielt sich von alleine; selbst die schwierigen Passagen, die ich zimal üben muss. Es fühlt sich einfach- natürlich an für mich."

Der Maler nickt nachdenklich. "Und deine Mutter ist ebenfalls Cellistin?"

"Cellistin? Pah. Cello-*Virtuose*. Fiona Murray. Schonmal gehört?"

Der Maler schüttelt den Kopf.

"Hast nichts verpasst." Joanna stopft sich noch einen großen Bissen Pfannkuchen in den Mund. "Jetzt bist du dran." nuschelt sie. "Wo hast du so verdammt gut kochen gelernt?"

"Bei Sérafine. Es war meine Aufgabe, unsere Mahlzeiten zuzubereiten."

"Warte, ihr habt zusammengewohnt?" Überrascht hält Joannas Gabel auf halbem Weg zu ihrem Mund inne. "Wann war das?"

Er zögert, als wäre er nicht ganz sicher. "Vor etwa zwanzig Jahren."

"Wart ihr ein Paar?"

Ein kaum wahrnehmbares Kopfschütteln.

"Und wo hattet ihr eure WG? In Frankreich?"

"Ja."

"Wo?"

"Paris."

Joannas Augen leuchten auf. "Mittendrin?"

"In der Nähe des Boulevard Clichy."

"Paris ist so hübsch! Ich kenne nur von Fotos, aber ich mag diese ganzen alten Häuser und die breiten Straßen und Parks. Ich meine, da wohnen wollte ich nicht, aber mal hinfahren und ein bisschen rumlaufen— Hast du gerne da gewohnt?"

"Nein. Aber ich fühle mich allgemein in Städten nicht wohl."

"Ich freu mich auch schon drauf, endlich aus Lissabon wegzuziehen. Ich werd nur die Burg vermissen. Scheiße, werd ich die Burg vermissen! Warst du schon mal auf der Burg? Du musst da unbedingt mal hin. Diese hellen Steine und die Bäume und der Blick! — Vermisst du gar nichts an Paris?"

Der Maler zuckt mit den Schultern, auch wenn er - jetzt, da er darüber nachdenkt - zugeben muss, dass er eine gewisse Nostalgie für die Zeit von damals empfindet. Für den physischen Ort. Die winzige Wohnung. Den Blick aus dem Fenster. Das Gefühl, dort zu leben. Obwohl es ihm selten so grauenvoll schlecht ging wie damals.

"Vermisst du Schweden als Ort?"

"Als Ort?" Nachdenklich kaut Joanna auf ihrer letzten Erdbeere herum. "Ein bisschen. Aber die Winter hier in Portugal sind einfach viel viel heller als die in Norrköping oder Mölnebo, und im Sommer wird es trotzdem nicht später dunkel. Außerdem gibt es hier Palmen. Das schockt mich noch immer jedes Mal. Ich geh so vor mich hin und dann stehen da plötzlich Palmen in der Gegend rum. Einfach so. Palmen." Sie macht eine Geste mit beiden Händen, als würde sie dem Maler eine Reihe Bäume präsentieren. "Ich glaube, da werd ich mich nie dran gewöhnen." Sie legt ihre Gabel auf den leeren Teller und steht auf, um beides in die winzige Spülmaschine zu räumen. "Zurück an die Arbeit?"

"Gern."

"Hast du schon eine Idee?"

"Du sollst auf dem Bild zu sehen sein." Er nimmt am Tisch platz und holt einen Block und einen Bleistift hervor. "Der Rest der Ausführung ist offen."

"Okay—" Joanna lässt sich zurück auf ihren Platz plumpsen. "Ich glaube, ich möchte ein bisschen Meeresszenerie. Kennst du den Strand in Guincho?"

"Nein."

"Da fahr ich zum Lernen hin, wenn mir Nicos Wohnung auf die Nerven geht. Total schön und die Touristen wissen nichts davon."

"Ich verstehe. Welches Format soll unser Bild haben?"

"Öh— So?" Sie deutet auf den Zeichenblock. "Hochkant?"

Der Maler dreht den Block ein Stück zu ihr. "Wo auf dem Bild möchtest du dich aufhalten?"

"Mmh— Unten rechts in der Ecke."

"In welcher Körperhaltung?"

"So." Joanna schiebt ihren Stuhl ein Stück zurück, stellt die Fersen auf den Rand der Sitzfläche und legt die Arme auf ihren Knien übereinander.

"Frontal oder im Profil?"

"Profil. Dreiviertel. Aber von hinten."

Der Maler deutet mit ein paar schnellen Strichen ihren Rücken, ihre Arme, Beine und ihren Kopf an.

"Genau." Joanna trägt ihren Stuhl um den Tisch herum neben den des Malers. "Das Wasser kommt bis auf ein paar Meter an meine Füße ran, aber gerade zieht es sich zurück. Da ist nur noch ein dünner Film über dem Sand, mit Gischtflecken. Die Wellen sind hoch— Höher— Noch ein bisschen— Genau so. Und der Strand ist sandig; da sind nur ein paar Kiesel. Und Muschelschalen vielleicht. Oh, und ein Strandläufer. Ein kleiner, witziger Strandläufer. Hier." Sie tippt auf die Zeichnung.

"Wo verläuft der Horizont?"

"Mmh— Hier, würde ich sagen." Sie teilt mit ihrer Handkante das obere Drittel des Blattes ab. "Und genau hier—" Sie tippt mit der Fingerspitze auf das Papier. "—fliegt eine Möwe."

"Wo steht die Sonne?"

"Ein kleines Stück rechts oberhalb der Möwe. Und mal noch ein Wölkchen hin. Ein kleines, langgezogenes. Hier so." Sie wedelt mit dem Zeigefinger über der ihr am nächsten gelegenen Ecke des Blattes herum.

"Was für Kleider trägst du?"

"Einen Bikini. An den Beinausschnitten ist der gerade, so—" Sie zieht eine Linie über ihren Oberschenkel. "Und das Oberteil ist geschnitten wie ein BH— Genau. Ich sitze auf einem Handtuch. Und gib mir ein

Buch. Kennst du *Galactic Pot-Healer*? Von Philip K. Dick. Ist ziemlich abgefahren. Dann brauch ich noch einen Rucksack für mein Zeug. Und meine Klamotten liegen rum, Flip-Flops— Und ein Schiff muss natürlich auch auf das Bild, ein Fischkutter. Dem fliegen ganz viele Möwen hinterher. Setz den hier hin." Sie tippt auf das Blatt schräg unterhalb der Sonne. "Oh, und einen Taschenkrebs hätte ich gern, einen kleinen, mit niedlichen Scheren und Stielaugen, der um ein Häufchen Algen herumtipelt." Geduldig wartet sie, bis der Maler das Gewünschte aufs Papier geworfen hat. Dann mustert sie die Zeichnung mit schiefgelegtem Kopf. "Ich glaube— Ich glaube, das ist alles. Ja, doch, das gefällt mir."

"In Ordnung." Der Maler löst das Blatt vom Block und kopiert die Zeichnung deutlich sauberer und ordentlicher auf eine neue Seite, während Joanna sein gesenktes Profil, vor allem aber die routinierte Präzision seines Zeichnens mustert.

Als er die fertige Arbeit schließlich zu ihr herüber schiebt, nickt sie. "Es fehlt noch ein zweiter Strandläufer, damit der arme kleine Kerl jemanden zum Wettlaufen hat. Aber ansonsten find ichs gut."

"Welches Material möchtest du für das Gemälde verwenden und in welchem Stil soll ich es anfertigen?"

"Mh—" Joanna zieht das Blatt mit der Skizze zu sich, um es nachdenklich anzusehen. "Ich weiß nicht— Es soll luftig aussehen. Hell. Aber nicht zu fröhlich." Sie lacht. "Kannst du dir darunter was vorstellen?"

Ohne etwas zu sagen, steht der Maler auf, öffnet einen der beiden Kartons, um zielstrebig darin herumzukramen und Joanna schließlich ein paar Arbeitsproben auf Aquarellpapier, loser Leinwand und eines auf Pappe vorzulegen.

"Entspricht eines von diesen deinen Vorstellungen?"

"Das da ist Wasserfarbe, oder?" Sie deutet auf das Aquarell.

"Ja."

"Das gefällt mir vom Stil her am besten. Die anderen sind mir zu impressionistisch? Heißt das so?"

Der Maler nickt.

"Also, ich möchte schon, dass es nicht ganz realistisch aussieht, aber nicht zu sehr. Und ich fänds besser, wenn das Papier nicht so durchscheinen würde. Das wirkt so als—" Sie schürzt die Lippen, während sie nach einem Wort sucht. "Es ist nicht wirklich da. Verstehst du?"

Nickend geht der Maler zurück zu den Kartons, zieht ein paar Acrylarbeiten auf Leinwand und Holz hervor und liest die Angaben auf den

Rückseiten ab, ehe er sie Joanna reicht.

"Entsprechen diese deinen Vorstellungen?"

"Ja! Perfekt."

Er deutet nach einander auf die Arbeiten. "Diese hier ist mit vorwiegend opaken Farben alla prima gearbeitet, diese ebenfalls vorwiegend opak in Lasurtechnik über einer Grisaille, diese ist vorwiegend transparent in einer Mischung aus Lasur und alla prima über einer Brunaille."

"Ich hab keine Ahnung, was das bedeutet, aber die Bilder sind hübsch. — Hmm—" Sie mustert sie angestrengt in dem Versuch, einen Unterschied zwischen ihnen zu erkennen, und gibt schließlich auf. "Ich find sie alle gut."

"Wähl eines aus."

Zögernd deutet sie auf das letzte Bild. "Aber du bist der Experte hier. Außerdem musst du es malen. Also wenn du es lieber anders machen willst—"

"Ich werde darüber nachdenken. Welchen Malgrund soll ich verwenden?"

"Also ich find Holz ziemlich cool."

"Wie groß soll es sein?"

Joanna deutet eine Länge an, etwas weiter als ihre Schultern.

Der Maler nickt. Kritzelt geschätzte Zentimeterangaben an den Rand der Zeichnung. Und damit ist die Arbeit erledigt und da ist nichts mehr, das ihn davon abhält, sich bewusst zu werden, wie nah Joanna bei ihm ist. Ihr Ellenbogen, keine Handbreit von seinem eigenen entfernt. Ihre Finger, die einmal warm und sanft auf seinen lag-

Er steht auf.

"Und, haben wir jetzt schon was rausgefunden?"

"Hm? — Oh, nun—" Sehr konzentriert macht er sich daran, seine Arbeitsproben wieder einzupacken. "Ich denke, wir haben herausgefunden, dass der praktische Ansatz in Angelegenheiten der Musik durchaus fruchtbar sein könnte. Über das Malen werden wir in ein paar Stunden mehr erfahren." Er klappt die Kartons zu. "Wenn es dir recht ist, werde ich mich nun für einige Zeit zurückziehen und ruhen."

"Okay." Lächelnd winkt sie ihm nach. "Schlaf schön."

Auf dem Weg in den Ballsaal macht Joanna einen Umweg über die Bibliothek, um Shakespeares gesammelte Werke zu holen. Und während

der Wälzer das Sostenuto-Pedal des Flügels gedrückt hält, stellt sie endlose Paletten aus Resonanzsaiten zusammen, die sie mit ihrem Cello zum Schwingen bringt.

Als sie das nächste Mal aus ihrer Musik auftaucht, herrscht vor den Fenstern ihres kleinen Paradieses bereits rötliches Abendlicht.

Lächelnd klimpert sie noch ein paar Töne auf dem Klavier. Dabei bemerkt sie, dass sie tierischen Hunger hat.

Sie seufzt. Dann steht sie auf, streckt ihren Rücken durch und geht in die Küche hinunter.

Etwas später bleibt sie am Ende der Wendeltreppe stehen, die Zehen ihres linken Fußes noch auf der untersten Stufe, und sieht unsicher auf die Tür des Malers.

Während sie vorhin darauf gewartet hat, dass der Toaster ihre Brotscheiben wieder ausspuckt, war das leise Nagen in ihrem Hinterkopf plötzlich gesprächig geworden. Sie hatte an übermorgen gedacht. An Nicolas. Und sich zum ersten Mal ernsthaft gefragt, wie sie sich das eigentlich vorstellt.

Denn der Maler wird sie doch niemals alleine rausgehen lassen, und er wird auch nie tatenlos zusehen, wie sie und Nicolas ins Auto steigen, um gemeinsam in den Sonnenuntergang zu fahren. Er wird ihr nur ihr Handy geben und daneben stehen, während sie Nicolas wegschickt. Es wird nichts passieren, außer dass das Vertrauen des Malers zu ihr einen Knacks bekommt, und damit auch die Beziehung, von der abhängt, wie die nächsten Wochen verlaufen werden.

Und nun hat sie nur noch anderthalb Tage Zeit, um das zu verhindern. Irgendwie.

Langsam tritt sie von der Wendeltreppe, durchquert den winzigen, leeren Flur und klopft an.

Nichts rührt sich. Sie klopft erneut; etwas lauter diesmal. "Maler?" Sie klopft ein drittes mal. "Maler, bist du da?" Jetzt meint sie, Schritte zu hören, und endlich öffnet er, um sie aus verquollenen Augen anzublinzeln.

"Hey— Hab ich dich geweckt?" Stirnrunzelnd mustert sie sein völlig zerzaust über den Bändern seiner Maske abstehendes Haar und sein zerknittertes Hemd, das er ebenfalls nur hastig übergestreift und nicht zugeknöpft hat. Auf seiner Haut darunter kann sie Narben erkennen,

die von Schnitten und Verbrennungen zu stammen scheinen. Seine Rippen, die sich rund um sein Brustbein abzeichnen. Ein großes, weißes Pflaster.

Geistesabwesend rafft der Maler sein Hemd zusammen. "Was ist?" fragt er leise.

"Ich- Ähm-" Sie lächelt ein wenig angestrengt. "Ich wollte nur sehen, ob bei dir alles okay ist. Du hattest gesagt, dass wir abends zusammen malen würden, und jetzt wird es schon bald dunkel."

"Oh." Stirnrunzelnd tastet er über die Stelle, an der sich gewöhnlich sein Mobiltelefon befindet, stellt jedoch fest, dass er sein Jackett nicht trägt. "Bitte entschuldige." murmelt er. "Ich komme gleich zu dir."

"Nein, ist schon okay. Mir wärs eh lieber, wenn wir das Malen auf morgen verschieben, ich bin nämlich auch hundemüde. Gegessen hab ich auch schon, also— Ich wollte nur nachsehen, ob es dir gut geht. — Geht es dir gut?"

Sein Blick schwimmt an ihren Augen vorbei. Er schwankt. Eine vage Kopfbewegung.

"Okay, dann-" Joanna breitet die Hände aus. "Ich lass dich mal weiter-schlafen."

Er nickt.

Sie wendet sich ab. Hält aber inne, als ihr eine Idee kommt. Zögert. Dreht sich wieder zum Maler, der noch immer in der Tür steht.

"Hey, ähm—" Sie räuspert sich, aber er sieht so benommen und abwesend aus, dass sie es sich anders überlegt. "Der Tag heute war echt schön." sagt sie das Erste, was ihr einfällt.

Er nickt und sein Blick bleibt für einen langen Moment an ihrem Gesicht hängen, ehe er zu ihrer Schulter herabgleitet, ihren linken Arm entlang, ihren Oberschenkel, zum Rand ihrer abgeschnittenen Jeans, einem fast verheilten blauen Fleck an ihrem Schienbein, ihren nackten Füßen.

"Gute Nacht." sagt sie, kurz bevor er den Boden erreicht.

"Gute Nacht." antwortet er dumpf.

Ihre Schritte verschwinden die Wendeltreppe hinauf. Die Küchentür klickt und er hört nur noch das Rauschen der Luft in den Atemwegen seiner nicht ganz richtig sitzenden Maske.

Er rückt sie zurecht, während er die Tür schließt. Blinzelt. Geht träge ins Bad, wäscht die klebrigen Reste des Albtraums fort, aus dem Joanna ihn geweckt hat. Macht sich ein wenig frischer und ansehnlicher. Und

dann steht er doch nur reglos am Ende der Galerie und starrt auf Joannas geschlossene Zimmertür.

Er hat sich in sie verliebt. Das begreift er jetzt, während die Erinnerung an den Walzer in g-Moll durch seine Gedanken zieht. Das weiche Schwingen von Joannas Vibrato. Das Lächeln, das er darin erahnen konnte. Der Hauch von Nähe, den er noch in seinem Ellenbogen spüren kann.

Der Fluss sang leise von dem warmen Glühen, das auch jetzt seine Brust füllt. Und von der Berührung vor vielen Tagen, die es still und heimlich in ihm entfacht hat.

Seine Lider flattern zu, als er ganz in die Musik zurückgleitet. Und er gestattet sich, einen neuen Moment zu erschaffen. Einen Moment hier am Ende der Galerie, in dem er Joanna hält und seine Hände über ihren Rücken streichen. Unter ihr Haar, das offen über ihre Schultern fällt, zu ihrem Kreuzbein, wieder zurück, in einem langsamen, endlos zärtlichen Kreis. Er würde sie an sich ziehen, bis er das Auf und Ab ihres Atems an seiner Brust spüren kann. Den langsamen Schlag ihres Herzens. Er würde sein Gesicht in ihren Locken vergraben. In ihrem Duft. An der warmen, zarten Haut ihrer Halsbeuge.

Ein Schauer überläuft ihn, so schön ist dieser Gedanke. Diese Sehnsucht. So wunderschön.

Und der Schauer verwandelt sich in Kälte.

Denn es durfte noch nie etwas einfach nur schön sein. Es gab immer einen Haken, eine Grausamkeit. Schmerz und Leid und Tod.

Alarmiert öffnet er die Augen, und geht noch einmal seinen Tagtraum durch. Joannas Wärme unter seinen Händen. Ihr Duft, ihr Haar, ihr Hals, den er küsst. Ihre Schulter. Samtig und weich. Er streift den Träger ihres Leibchens herunter, zieht sie fester an sich, und plötzlich trägt sie keine Kleider mehr. Und auch er ist nackt. Schmiegt sich nackt an sie. Berührt mit seinen Lippen ihr Décolleté, streichelt ihre Brüste, küsst sie, küsst ihren Nabel, und sexuelle Erregung kriecht in seinen Schoß.

Entsetzt stolpert er einen Schritt zurück, während seine Gedanken zu rasen beginnen, in dem Versuch, diesen Abgrund zu verstehen, den das Schicksal vor seinen Füßen aufgerissen hat. Und es ist nicht schwer. Es ist offensichtlich: Er hat sich verliebt und lässt zu, dass seine Gefühle ihn von seiner Aufgabe ablenken. Wie viel Zeit hat er gestern mit nutzlosem Geplauder verschwendet. Wie viel Energie mit Angst vor Unvermeidlichkeiten. Deprimierter Reue. Und dafür wird er nun

bestraft. Mit einem Gefühl, das ihm unangenehm und fremd ist, und mit dem er nie gelernt hat, umzugehen.

Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis Joanna bemerkt, was in ihm vorgeht, und sich angewidert von ihm abwendet. Und was, wenn der Trieb stärker wird. Wenn jedes Zusammensein mit Joanna ihn weiter anheizt. Wenn er irgendwann die Kontrolle verliert und-

Keuchend wendet er sich ab. Hastet in den Keller hinunter. Zu seiner Scherbe. Dem Schmerz, der die Erregung stoppt.

Und in der blutgetränkten Stille danach weiß er, dass er es verhindern wird. Ganz gleich, was dazu nötig ist.

Ganz gleich, was er sich antun muss.

Damit Joanna sicher bei ihm ist und niemals erfahren muss, was er für sie empfindet.

Tag 9

Er steht am Fenster. Starrt blicklos hinaus. Auf das Labyrinth. Den Wald. Seine Finger mit dem Schmerz an seiner Seite beschäftigt. So lange schon, dass Blut durch das Pflaster und den Stoff seines Hemdes sickert und an seinen Fingerspitzen klebt.

"Hey."

Er zuckt zusammen. Dann nickt er vage in Joannas Richtung und hört zu, wie sie ihren mit belegten Broten beladenen Teller auf den Arbeitstisch neben dem Flügel stellt.

Sie mustert ihn mit einem etwas unsicheren Lächeln. "Ich hab dich gestern aus dem Tiefschlaf gerissen, oder?"

Er schüttelt den Kopf. Langsam, während er seine Finger an einer versteckten Stelle seines Hemdes abwischt.

"Was- was war denn los? Du warst irgendwie komisch."

"Nur ein Albtraum." sagt er leise. "Ich habe einige Referenzbilder für dich zusammengetragen. Bitte sieh sie dir an und wähle die aus, die ich verwenden soll."

"Okay—" Joanna lässt sich auf dem Hocker neben dem Arbeitstisch nieder und nimmt den kleinen Stapel Fotos in die Hand, der dort liegt, um ihn langsam durchzublättern. "Als ich noch klein war, hatte ich oft Albträume." sagt sie dabei. "Aber ich hab mir einen Trick ausgedacht, wie es mir danach schnell wieder besser geht. Willst du ihn hören?"

Sie sieht zum Maler, der noch immer am Fenster steht; reglos, leicht zusammengesunken, die Arme fest um seine Brust geklammert.

Sein Blick flackert zu ihr. Zurück zum Labyrinth. Die Ahnung eines Nickens.

"Aber du darfst nicht lachen, okay. Ich war sechs oder sieben oder sowas. Aber es funktioniert."

Ein etwas ausdrücklicheres Nicken.

"Also." Sie dreht den Fotostapel in den Händen und lässt ihn mit einer Kante auf dem Tisch ruhen. "Zuerst reibe ich mir ganz fest über die Arme, die Beine und die Schultern." Sie deutet die Bewegungen mit einer Hand an. "Das vertreibt das Traumgefühl. Dann kuschle ich mich wieder unter meine Decke." Sie mimt auch das. "Und ich stell mir eine Kugel aus Feuer vor, die mich umgibt und alles, was die Außenwand berührt, zu Asche verbrennt. Dazu sage ich einen Zauberspruch." Sie räuspert sich und rezitiert mit einem Griemeln ihre Stehgreifübersetzung aus dem Schwedischen: "Ich bin ein Sonnenkind und sitze in meiner Lichterkugel. Ich bin hier und echt und nichts Böses kommt zu mir herein. Meine Lichterkugel ist mein Freund und sie beschützt mich vor allen Gefahren." Sie schielt zum Maler, der sich noch immer nicht gerührt hat. "Was machst du, wenn du einen Albtraum hattest?"

"Ich lenke mich ab."

"Hm." Joanna nimmt einen Bissen von einem ihrer Butterbrote und macht sich daran, die Fotos weiter durchzusehen. Schließlich schiebt sie die, die sie ausgewählt hat, ein Stück zum Maler hinüber. "Fertig."

Er sieht auf und löst sich endlich aus der Fensternische, um zum Tisch zu gehen, sich zu setzen und mit seinem Hocker gerade nahe genug zu Joanna zu rutschen, damit sie die Bilder gemeinsam ansehen können.

Zögernd lehnt sie sich ein wenig näher zu ihm und legt das erste Bild vor ihm auf den Tisch. "An dem hier gefallen mir die Farben, aber die Steine sind viel zu groß. Die Hälfte oder noch weniger wär besser. Und von dem hier—" Sie legt das zweite Bild auf das erste. "—hätt ich gern die Wellen, aber in einem dunkleren Blau, so wie hier." Legt das dritte auf die anderen. "Und hier gefällt mir der Himmel, wegen den Wölkchen und so. Aber ich will kein Land am Horizont. Nur Wasser."

Der Maler nickt, nimmt die Bilder und rollt mit seinem Hocker zu der nahen Staffelei hinüber, auf der bereits ein weiß grundiertes Brett wartet. Daneben ist ein Notenständer aufgebaut, der die Zeichnung von gestern hält. "Ich werde den Entwurf jetzt grob übertragen." erklärt er,

während er die Referenzbilder neben eine Reihe von Farbschälchen legt. "Bitte sage mir, ob die Anordnung und Größe der Elemente weiterhin deinen Vorstellungen entspricht."

"Okay. Aber ich kann dir jetzt schon sagen, dass ich mehr Strandläufer will."

Der Maler nickt. Und während sein Bleistift nun über das Brett huscht, löst sich seine Haltung ganz langsam. Seine Schultern sinken herab, sein Rücken richtet sich auf und als er schließlich das Fischerboot mit seinen Verfolgern durch eine einzelne, niedrig fliegende Möwe ersetzt, wirkt er schon fast wieder normal.

Dafür beginnt Joannas Herz, schneller zu schlagen. Bis sie sich einen Ruck gibt. "Hey, ähm-" Sie bricht ab.

Der Maler sieht kurz zu ihr, steckt den Bleistift hinter sein linkes Ohr und nimmt einen feinen Pinsel und ein Glas Tusche vom Tisch.

"Sag mal, könnte- könnte ich vielleicht meinen Freund heute schon anrufen?"

Er lässt die Hand mit dem Pinsel sinken. "Ich denke, es ist sicherer, wenn wir warten."

"Aber ich vermisse ihn." Joanna zieht die Schultern hoch und verknotet ihre zittrigen Finger in ihrem Schoß. "Und es ist doch sowieso nicht mehr lang. Bitte— Bitte, Maler. Er macht sich bestimmt auch weniger Sorgen, wenn ich mich früher als unbedingt nötig melde. Es- es würde doch zeigen, dass du mich nicht von ihm fern halten willst."

Steif mustert er ihren großäugigen Gesichtsausdruck. Und schließlich seufzt er. "Ich werde darüber nachdenken."

"Danke." Joanna lächelt. "Brauchst du mich dann noch, oder kann ich ein bisschen Musik machen gehen?"

"Nein, geh nur. — Du- wirst improvisieren?"

"Erst was üben, dann Impro. Willst du mitmachen?"

"Nein, ich- ich werde hier arbeiten."

"Okay." Damit nimmt sie ihren Teller und macht sich auf den Weg. Aber sie kommt nur ein paar Schritte weit, ehe der Maler sie noch einmal zurückruft.

"Joanna. Ich- werde eine Referenz deiner Haltung benötigen. Eine Fotografie oder einige gezeichnete Studien."

"Okay—?"

"Was würdest du vorziehen?"

Joanna stößt die Luft aus. "Zeichnungen."

Sein Blick, der sich nicht von seiner Arbeit gelöst hat, huscht kurz zu Joanna, ehe er nickt. "In Ordnung."

"Dann- bis nachher?"

Als sie die Tür des Ballsaals hinter sich schließt, setzt endlich so etwas wie Erleichterung darüber ein, dass der Maler immerhin nicht gerade heraus Nein gesagt hat, und sie übt ein wenig Doppelgriffe und Portato an einer Variation über das, was sie vom Ende ihrer gestrigen Improvisation noch im Gedächtnis hat. Etwas in g-Moll ist auch dabei, auch wenn sie sich noch immer fragt, welche Sicherung da gestern bei ihr durchgebrannt ist.

Als sie schließlich ins Atelier zurückkommt, trägt der Maler gerade mit einem feinen Pinsel weiße Farbe auf der Leinwand auf, wo die Tuschkonturen einiger Möwen durch eine ungleichmäßige, ockerfarbene Grundierung schimmern.

"Hey. Kommst du voran?"

Er zuckt leicht zusammen. Dann macht er eine vage Bewegung mit seinen Schultern, während sich Joanna auf ihren Hocker plumpsen lässt.

Der Arbeitstisch neben ihm ist nicht mehr ganz so ordentlich wie vorher. Der breiteste der Pinsel, die in einem kleinen Gestell hängen, hat feuchte Borsten. Die Schalen mit den Farben haben verschmierte Ränder. Hier und da rinnen Tropfen auf die Tischplatte. Das Schnapsglas mit der dicken weißen Farbe ist offen und steht nicht mehr an seinem Platz am Ende der Reihe aus weiteren, bunt gefüllten Gläsern, sondern in Griffweite bei den Schalen. Das Wasser in einem der Waschgläser ist schlammig grau und ein wenig davon spritzt über den Rand, als der Maler seinen Pinsel erst darin, danach im zweiten Glas mit dem noch sauber aussehenden Wasser wäscht. Er streift ihn vorsichtig an einem jetzt verknitterten Tuch aus, hängt ihn ins Gestell und sieht eine Weile nachdenklich seine Arbeit an, ehe er den breiten Pinsel nimmt, ihn in eine Schale mit roter Farbe tunkt und eine dünne Schicht davon über die gesamte Leinwand legt.

Joanna runzelt die Stirn. "Warum machst du das?"

Beim plötzlichen Klang ihrer Stimme zuckt der Maler zusammen, setzt den Pinsel ab und atmet aus.

"Sorry." Sie unterdrückt ein Kichern.

Er macht eine wegwerfende Bewegung mit dem Pinsel. "Ich arbeite in Lasurtechnik." erklärt er dann. "Die Farbschichten erzeugen Tiefe und Nuance, und die Weißhöhung-" Er deutet auf einen der weißen Flecke. "-hebt einzelne Objekte stärker hervor."

"Ah." Joanna nickt. "Cool."

Damit tritt wieder Schweigen ein, nur durchbrochen vom Klirren des Pinsels im Waschglas und einer Amsel, deren Koloraturen gerade noch so über dem Tschilpen der Spatzen in den Hecken zu hören sind.

"Woher nimmst du eigentlich die Geduld, so zu malen?" fragt Joanna, als er kurz darauf eine dünne Schicht Türkis über die oberen zwei Drittel des Brettes pinselt. "Ich glaube, ich würde bekloppt werden, wenn ich immer darauf warten müsste, dass alles trocknet."

"Es dauert doch nur einige Minuten."

"Stimmt, Öl braucht noch viel länger, oder? Damit könnte man so ein Schicht-Ding gar nicht malen—"

"Es ist schon möglich."

"Hast du mal versucht?"

"Nein. Ich muss in einem gewissen, schnellen Rhythmus arbeiten, sonst bekomme ich Schmerzen."

"Davon hat Sérafine erzählt— Wird es immer noch so schlimm, dass du dich übergeben musst?"

Es entsteht eine Pause, in der er nur seinen Pinsel hält und auf die türkis verschmierten Borsten starrt. "Ich musste es schon lange nicht mehr so weit kommen lassen." sagt er schließlich leise.

"Und was ist mit kratzigen Socken? Findest du die immer noch so schlimm?"

Er sieht kurz in ihr frech griemelndes Gesicht, ehe er nickt.

"Schuhe magst du auch nicht." Sie deutet auf das Paar Stoffschuhe, das unter dem Arbeitstisch steht. "Aber Fräcke— Fräcke findest du bequem?"

"Sofern sie gut sitzen."

"Und das kommt dir nicht kauzig vor?"

"Kauzig?"

Amüsiert über den Hauch von Empörung, den sie aus seiner monotonen Stimme heraus hören kann, beißt sich Joanna auf die Lippe. "Ich meine, es hat bestimmt einen total einleuchtenden Grund, dass du jederzeit für ein Konzert bereit bist, aber auf mich wirkt es— kauzig."

Der Maler zuckt mit den Schultern.

"Was?" Joanna lacht. "Hat es keinen Grund?"

Wieder ein Schulterzucken, und Joanna stützt das Kinn in die Hand.

"Du trägst einfach so aus Spaß einen Frack?"

"Mir- gefällt die Form." gibt er leise zu. "Ich- ich fühle mich darin wohl."

"Geht dir das ganze Bügeln nicht auf die Nerven?"

"Nein."

"Und was ist, wenn du draußen rumläufst? Fällst du da nicht total auf?"

"Ich halte mich im Schatten und-" Der Maler zögert. Stellt die Tusche beiseite, wäscht seinen Pinsel aus, streift ihn an einem Tuch ab. Aber ehe er schließlich etwas sagen kann, fragt Joanna:

"Dachtest du eigentlich als Kind wirklich, dass du dich unsichtbar machen kannst?"

"Ich- *kann* manche Menschen dazu bringen, mich zu übersehen."

Joanna öffnet den Mund. Klappt ihn wieder zu. Dann steht sie sehr langsam auf und macht einen Schritt weg vom Maler. "Du- du kannst einen auch dazu bringen, Dinge zu tun. So hast du mich aus meinem Zelt geholt, richtig?"

"Ja."

"Und als du mein Gesicht vermessen hast- Ich hab das genau gemerkt. Du wolltest, dass ich denke, ich würde hierher gehören, und es hat in meinem Kopf gerauscht."

"Ich hatte gehofft, dass es dir helfen würde, dich zu erinnern."

"Tja, mir ist nur schlecht geworden."

"Das tut mir leid. Ich wusste nicht, dass so etwas passieren würde."

"Ich hab auch mitbekommen, wie du mich geholt hast. Ich erinnere mich wieder. Du hast mich dazu gebracht, zu dir zu gehen, und du hast mir ins Gesicht gefasst und- mich in den Arm genommen."

Der Maler senkt den Blick. "Das hätte ich nicht tun dürfen."

"Und du wirst sowas auch nie wieder tun, verstanden? Nichts davon."

"Natürlich. Es tut mir leid."

Mit zusammengepressten Lippen starrt Joanna auf seine Maske. Doch schließlich runzelt sie die Stirn und verlagert ihr Gewicht. "Warum glaubt Sérafine nicht, dass du das alles kannst?"

Er hebt eine Schulter. "Ich habe es ihr nie bewiesen."

"Du hast deine Stimme nie gegen sie eingesetzt?"

Ein Kopfschütteln.

"Warum nicht?"

"Weil sie meine Freundin ist." sagt er sehr leise. "Das- das kann ich nicht antasten."

"Hm. Was war, als wir zusammen improvisiert haben? Hast du da auch deine Stimme benutzt?"

"Nein." Beunruhigt sieht er auf. "Ist- ist- etwas vorgefallen?"

Joanna schüttelt den Kopf.

Dann beißt sie unschlüssig auf ihrer Unterlippe herum, ehe sie sich abwendet. "Ich glaub, ich muss das alles erstmal verdauen. Wenn du mich suchst, ich bin irgendwo draußen."

Sie sitzt eine Weile am Bach und planscht grübelnd im Wasser herum, ehe sie zum Haus zurückkehrt, um sich auf die Terrasse zu hocken, die Füße vor sich auf der Sitzfläche der Bank. Irgendwann hört sie das Rauschen von Wasser durch die halbgeöffnete Glastür.

Der Maler steht an der Spüle und wäscht frisch geerntetes Gemüse. Er hat sein zotteliges Haar hinter die Ohren gestrichen und trägt keine Frackjacke; nur sein dunkelgraues Hemd, die Ärmel hochgekrempelt, so dass Joanna seine dünnen Unterarme sehen kann, während er das Gemüse in einem Sieb abtropfen lässt.

Er hat diese dünnen Arme um sie gelegt, und das ist ein sehr merkwürdiges Gefühl. Dieser steife, förmliche, immerzu ängstlich auf Abstand bedachte Einsiedler hat sie umarmt. Das muss sein erster zärtlicher Körperkontakt seit Jahren oder vielleicht sogar Jahrzehnten gewesen sein. Sérafine umarmt er jedenfalls nicht, obwohl sie bestimmt nichts dagegen hätte. Und Joanna ist sicher, dass er sie auch ohne ihren Protest und sein Versprechen nie wieder berührt hätte.

Da im Wald, in der Nacht, war sie Padma und er war froh und dankbar und überwältigt; das war alles.

Und das mit seiner Stimme— Es ist unheimlich. Richtig unheimlich. Aber ändert es etwas? Sie ist ihm doch so oder so völlig ausgeliefert und davon abhängig, dass er sie genau so sehr als unantastbare Freundin betrachten will wie Sérafine. So deprimierend dieser Gedanke auch ist.

Ächzend lehnt Joanna sich wieder zurück, legt die Hände um ihre Knöchel und sieht auf die Wiese hinaus, bis sie hört, wie der Maler die Terrassentür ganz aufzieht.

In der rechten Hand hält er eine ausgebeulte Kühltasche, über der linken Schulter einen Baumwollbeutel. "Würdest du mich begleiten?"

"Wohin?"

"An den See. Wenn es dir recht ist, würde ich dich gern dort zeichnen."

"Es gibt hier einen See?"

"Nun, einen Weiher." schränkt der Maler ein.

"Okay."

Er geht voraus. Schweigend. Steif. Den Baumwollbeutel wie einen Schutzschild über seine Schulter geworfen, bis sie die Schaukelwiese erreichen. Dort, in der Ecke zwischen den Hecken hinter der Weide, bleibt er stehen. "Du hattest den Weg aus dem Labyrinth gesucht." sagt er leise.

Überrascht sieht Joanna sich um und beobachtet dann, wie sich der Maler in die Ecke schmiegt - die Kühltasche vor sich, den Beutel hinter sich - und im Blattwerk verschwindet.

"Was zur-" Eilig tritt sie an die Stelle, an der der Maler eben noch gestanden hat. Und von hier aus kann sie den schmalen Durchgang sehen, der von zwei mit sehr überzeugendem Blattwerk bemalten, mannshohen Metallplatten offengehalten wird.

Sie lässt den Kopf hängen. Bei ihrer Suche hatte sie die Wiese ausgelassen, weil sie dachte, dass sie den Durchgang auf jeden Fall gesehen hätte, wenn er hier gewesen wäre.

"Hast du mal *Labyrinth* mit David Bowie gesehen?" fragt sie, während sie missmutig die Passage durchquert. "Da gibt es auch so einen geheimen Eingang, den die Heldin erst nicht findet."

"Der Name 'David Bowie' ist mir ein Begriff. Der Filmtitel jedoch nicht."

"Musst du dir mal angucken. Ist witzig."

Der Maler nickt, und auf dem relativ breiten, schattigen Waldweg, den sie nun entlanggehen, hält sich Joanna neben ihm - aber nur, bis er plötzlich stehen bleibt, auf das Display seines Handys sieht, einige Schritte rückwärts geht und sich an einem kleinen braunen Gerät in einer Astgabel zu schaffen macht. Einen Moment später ertönt das selbe Klingeln, das Joanna gleich hinter dem Durchgang schon einmal gehört hat. Es ist das Geräusch des Sicherheitssystems. Ein Geräusch wie Gitterstäbe.

Mit hochgezogenen Schultern lässt sie sich wieder zurückfallen. Doch schließlich erreicht auch sie die große, grasbewachsene Lichtung, in deren Mitte sich der Bach zu einem unregelmäßig geformten Gewässer weitet. Bis auf einen flachen, mit feinem Sand bestreuten Uferabschnitt

ist er von hohem Schilf und Trauerweiden umstanden, und weiter hinten treiben malerische Seerosenblätter, zwischen denen drei kleine, schwarz-weiße Wasservögel gemütlich ihre Bahnen ziehen.

Der Maler setzt die Kühltasche im Schatten einer alten Buche ab und hantiert damit herum, bis sie endlich aufrecht stehen bleibt. Joanna schlendert unterdessen ans Wasser. Es ist so klar, dass sie die großen bunten Kiesel am Grund sehen kann, und sie zieht eilig ihre Sandalen aus, um hinein zu waten und mit den Fußsohlen über die runden Formen zu streichen.

Erst als sie den Maler durch das Gras näher kommen hört, dreht sie sich wieder zu ihm.

"Ich möchte dich bitten, dich noch bis zum Abend hier aufzuhalten." erklärt er, während er eine Wolldecke auf dem Sand ausbreitet. "Getränke und ein Mittagessen findest du in der Kühltasche. Solltest du im See schwimmen wollen, ist auch dafür gesorgt." Er deutet auf die gefalteten Handtücher, die er ordentlich auf dem nun leeren Baumwollbeutel gestapelt hat. "Ein Abendessen habe ich ebenfalls für dich vorbereitet; es steht im Kühlschrank und muss nur aufgewärmt werden."

"Okay." Sie platscht zum Ufer zurück. "Sind hier auf der Wiese eigentlich Kameras?"

"Nur eine. Ich schalte sie ab." Eilig geht er zu dem Gerät in einem der Bäume am Waldrand hinüber, um den Stecker zu ziehen. Danach kehrt er zu Joanna zurück, drückt auf dem Display seines Handys herum und zeigt ihr eine Übersichtskarte des Grundstücks, auf der nun neben dem Weiher ein einzelnes rotes Dreieck blinkt. Der Maler deutet auf die beiden grünen Punkte, die sich ein gutes Stück außerhalb der Lichtung befinden. "Diese beiden sind in den Wald hinaus gerichtet und lassen sich nicht drehen."

Joanna nickt. Dann runzelt sie die Stirn. "Auf der Wiese, auf der ich gezeltet habe, war wahrscheinlich auch eine Kamera?"

"Ja. Ich- ich habe dich beobachtet."

Joanna presst die Lippen zusammen. "Super. Schaltest du die Kameras auf dem Weg nach hier auch ab, wenn du nachher gehst?"

Der Maler nickt.

"Okay." Sie fährt sich über den Nacken und macht sich daran, ihren Zopf neu zu binden. "Hast du eigentlich was Bestimmtes vor? Weil du mich so ausquartierst, meine ich."

"Nein. Ich möchte das Haus nur ein wenig für mich allein haben."

"Geh ich dir auf die Nerven?"

"Nein."

"Hm. Wollen wir dann mal?"

Der Maler nickt, lässt sich wenige Schritte entfernt auf seiner eigenen Decke nieder und zieht einen Aquarellblock aus dem Rücken seiner Frackjacke. Es folgen ein Bleistift, eine Metalldose, zwei faltbare Becher und ein kleiner, silbernen Flachmann.

Joanna reibt unterdessen unsicher über ihren Bauch. Und schließlich räuspert sie sich. "Hey— Drehst du dich um? Und gib mir deine Maske."

Überrascht sieht der Maler auf. "Meine Maske?"

"Ich- ich würde mich dann wohler fühlen, während ich hier halb nackt rumsitze."

Er runzelt die Stirn. "Du brauchst dich nicht zu entkleiden. Es reicht völlig, wenn du dein Leibchen und deine Hosenbeine ein wenig hochschiebst."

"Okay. Aber-" Zögernd verlagert Joanna ihr Gewicht auf den anderen Fuß, die Arme leicht vor ihrer Brust verschränkt. "Ich hätte trotzdem gern deine Maske."

Der Maler verkrampft sich. "Warum?"

Zögernd weicht sie seinem Blick aus. "Nur so? Ich verspreche, ich werd dich nicht ansehen."

Für einen kurzen Moment ist es still. Doch schließlich hört sie, wie der Maler Luft holt. Stoff raschelt. Und als Joanna aufsieht, hat der Maler ihr seinen schmalen Rücken zugewandt.

Seine Finger kämpfen mit dem Verschluss der Maske, ehe er sie ihr über seine Schulter reicht.

"Danke." sagt sie leise.

Zurück bei ihrer Decke legt sie die Maske neben sich und krempelt die Beine ihrer kurzen Hose bis unter ihren Hintern hoch, ehe sie sich setzt und ihr Top umschlägt. Dabei hört sie, wie der Maler aufsteht, um seine Decke ein paar Meter zu Seite zu ziehen.

"Dreh dich bitte um zehn Grad nach links, damit die Sonne dich im richtigen Winkel trifft." sagt er dann. "Noch ein wenig— Das genügt. Ist das die Pose, die du gern auf dem Gemälde hättest?"

Joanna blinzelt und sieht an sich herunter, schiebt ihre Füße ein wenig weiter von sich, legt ihren linken Arm lockerer über ihre Knie, die rechte Hand an ihr Schienbein, macht ihren Zopf auf, schüttelt ihre Locken durch. "Okay. Kannst loslegen."

Stille.

"Könn- könntest du- ein wenig mehr deines Haars hinter deiner Schulter positionieren, so dass dein Kinn sichtbar wird?"

"Äh—" Joanna fummelt an ein paar Strähnen herum. "Besser?"

"Ja. Es ist nur noch ein wenig- zerdrückt."

Joanna schüttelt ihre Locken noch einmal auf.

"Nun hat sich eine Strähne gelöst. In der Nähe deines Ohrs. — Nein, davor. Ein wenig höher und-"

Joanna seufzt. "Du könntest es selber hinfummeln."

"Wäre- wäre dir das recht?"

"Hm."

"In- in- Ordnung." Sehr steif löst der Maler seinen Griff um den Rand seines Zeichenblockes, legt ihn beiseite und steht auf.

Joanna sieht weiter stur auf das Wasser, während sie darauf lauscht, wie er durch das Gras zu ihr kommt. Wie er schräg hinter ihr stehen bleibt. Zögert.

"Würdest- du bitte die Augen schließen?"

"Ja, klar." Sie gehorcht und legt auch noch eine Hand über ihre geschlossenen Lider.

Zwei letzte Schritte. Das Rascheln, mit dem er sich neben sie hockt. Seine Hand ausstreckt. Hauchzart das Haar neben ihrem Ohr berührt.

Ein Schauer überläuft sie und sie löst unwillkürlich ihre Hand von ihrem Gesicht, um über ihren Unterarm zu streichen. Im selben Moment spürt sie, wie der Maler von ihr zurückzuckt.

"Sorry, ich guck nicht." Hastig legt sie die Hand wieder über ihre Augen. "Ich guck nicht. Es- hat mich nur gejuckt. Sorry."

Sie hört, wie der Maler ausatmet. Rascheln. Dann wieder ein Zupfen. Sacht, aber zielstrebig. Und schon ist er wieder aufgestanden. Schritte, die sich entfernen, während sie ihre Hand vom Gesicht nimmt. Kleider-rascheln. Papier wird umgeblättert. Das kaum wahrnehmbare Scharren eines Bleistiftes. Das Gefühl eines Blickes, der jetzt vielleicht über ihr Gesicht wandert, oder über ihren nackten Bauch. Weniger unangenehm als sie gedacht hätte.

Und ganz langsam entspannt sie sich. Versinkt nach und nach in der Wärme der Sonne, die auf ihre Arme fällt. Im leichten Wind, der um sie herumstreicht. Er riecht nach Wald und nach dem Weiher. Schwer. Erdig.

Einer der schwarz-weißen Vögel piepst, schlägt mit den Flügeln, und

Joanna blinzelt, um zuzusehen, wie er sich Wasser über das Gefieder sprenkelt. Der zweite Vogel hat sich im Schilf versteckt. Nur sein Kopf mit der weißen Stirn schaut heraus. Den dritten kann sie nicht entdecken.

Vorsichtig, ohne den Kopf zu bewegen, sieht sie sich um, setzt sich ein wenig anders hin, weil die Falten ihrer Hosenbeine in ihrer Leistenbeuge zu drücken beginnen, öffnet schließlich ihren Knopf und den Reißverschluss, um den Bund etwas höher zu ziehen, und findet dabei den dritten Vogel. Er steht auf einem gefallenem Ast im Schilf, nicht weit von ihr.

Sie lächelt. Dann verzieht sie das Gesicht, weil die Zähne ihres Reißverschlusses immer schmerzhafter in ihren Bauch pieken. Und schließlich knurrt sie. "Verdammt, warte mal kurz—" Ächzend quält sie sich aus ihrer Hose, rupft sich kurzentschlossen mit einer Hand auch ihr Top vom Leib, zieht die Knie wieder an und sieht an sich herunter, um sich zu vergewissern, dass ihr Arm ihre jetzt nackte Brust verdeckt.

Sie ordnet ihr Haar noch ein wenig, ehe sie erklärt: "Okay, kannst weiter machen."

Einen Moment später hört sie, wie der Maler eine neue Seite aufschlägt.

Wieder das Scharren des Bleistiftes, langsam, sorgfältig und für eine lange Zeit. Kleiderrascheln. Das Geräusch einer sich öffnenden Metalldose. Leises Klackern und Plätschern eines Pinsels in einem Wasserbecher. Dann nur noch ein wenig Wind im Schilf.

Immer wieder landen kleine Wespen im Sand am Ufer, um Wasser aus dem Weiher zu holen. Ein Schmetterling taumelt vorbei. Joanna folgt ihm mit dem Blick, bis der Maler als schwarzer Fleck am Rand ihres Sichtfeldes auftaucht. Wie sein Gesicht wohl aussieht, wenn er nicht panisch ist.

"Möchtest du dir jetzt meine Arbeiten ansehen?"

"Hm?" Ihr Kopf will zu ihm rucken, aber sie fängt sich im letzten Moment. "Du bist schon fertig?"

"Ja."

"Cool." Sie dreht ihm den Rücken zu, streift ihr Top über, zieht ihre Hose an und sammelt die Maske vom Boden auf. "Ich komm jetzt zu dir, okay?"

Es raschelt, während auch der Maler sich umdreht. "In Ordnung."

Die Hand, mit der er die Maske über seine Schulter hinweg entgegen

nimmt, zittert ein winziges bisschen, und er atmet erleichtert aus, als er sein Gesicht wieder bedeckt hat.

Joanna lässt sich neben dem Maler auf der Decke nieder, und als er sich zu ihr umgedreht hat, rückt er ein kleines Stück von ihr ab. Dann reicht er ihr den Zeichenblock.

"Deine Posen haben ein wenig variiert." erklärt er dabei. "Du darfst entscheiden, welche ich für das Gemälde übernehmen soll, oder ob du eine Mischung verschiedener Aspekte vorziehst."

Nickend blättert durch die Zeichnungen, die mal ihren ganzen Körper, mal nur ein Detail ihrer Hände, ihres Haars, ihres Profils zeigen. Die letzte, die sie zur Gänze zeigt, ist besonders sauber gearbeitet. Jede einzelne Haarsträhne, jeder subtile Schattenwurf, jedes Bisschen der verträumten Ruhe, die sie gefühlt hat, ist hier in Bleistift und zarten Wasserfarben festgehalten, und Joanna starrt das unwirklich schöne, elfenhafte Wesen an, in das die Hand des Malers sie verwandelt hat.

"Wow." sagt sie schließlich leise, lächelt und spürt, wie sie ein bisschen rot wird. "Das hier." Sie sieht kurz zu ihm. "Das gefällt mir am besten."

Seine gelben Augen weichen ihren aus, während er nickt.

Joanna reicht ihm den Block zurück. Und als der Maler nun beginnt, sein Malzeug wieder zu verstauen, erinnert sie sich an die Frage, die sie vorhin gestellt hat.

Plötzlich nervös beißt sie sich auf die Unterlippe. Räuspert sich. "Kann ich dann nachher meinen Freund anrufen?"

Mit einem Seufzen lässt der Maler den Block in seiner Frackjacke verschwinden und erhebt sich. "Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken. Ich will uns keinem Risiko aussetzen."

Joannas Herz sackt in ihre Magengrube. "Aber ich-"

"Bitte, Joanna." unterbricht er sie leise. "Es sind doch nur noch wenige Tage." Damit wendet er sich ab und macht sich daran, die Wiese zu verlassen.

"Warte!" Hastig rappelt Joanna sich auf. "Maler—"

Er bleibt stehen. Sieht über die Schulter zu ihr, durch die Löcher in seiner reglosen, kantigen Maske. Und die Worte vertrocknen in ihrer Kehle, noch ehe sie richtig Luft geholt hat.

Also zwingt sie nur ein Lächeln auf ihr Gesicht. "Danke für das Picknick. Und- und so."

Er nickt. Dann ist er den schmalen Pfad hinunter verschwunden.

Betont ruhig dreht er den Schlüssel im Schloss, zieht ihn ab und geht zu der Vitrine auf der anderen Seite des Raums hinüber, um einen hölzernen Zauberwürfel heraus zu nehmen. Wenn die Seiten des Spielzeugs in die korrekte Position gedreht sind, lässt sich ein Hohlraum öffnen, in dem ein kleiner, doch wertvoller Gegenstand verstaut werden kann.

Mit leisem Klacken legt er den Schlüssel hinein und verdreht den Würfel.

Schwerfällig geht er dann zum Schrank, tauscht seinen Frack gegen einen Shalwar Kameez und lehnt sich mit den Unterarmen an die Schranktür. Seine Kehle ist wund, nachdem es ihm nicht gelungen ist, die feste Mahlzeit bei sich zu behalten, die er zur Vorbereitung gegessen hat, und die Nährlösung, die er vor kaum zehn Minuten herunter gezwungen hat, schwappt übelkeiterregend dickflüssig in seinem Magen.

Aber es hilft ja nichts.

Mit einem Ruck stößt er sich von der Tür ab, und schlurft zu der Decke in der Mitte seines Zimmers hinüber, um sich, umgeben von all den Dingen, die er brauchen wird, auf die Knie sinken zu lassen.

Als erstes die Aderpresse, die sich hart um seinen Arm schließt. Desinfektionsspray. Kalt und vertraut. Der Verweilkatheter, der durch seine Haut sticht, in eine Vene dicht an seinem Handgelenk. Dann die Spritze. Nadel. Die Ampulle mit Morphin.

Als er langsam eine Dosis aufzieht, beginnen seine Hände zu zittern.

Es wäre so einfach, alles noch einmal für acht Stunden aufzuschieben. Den leisen Drogenhunger befriedigen, der seinen natürlichen Entzug ankündigt. Vielleicht ein wenig schlafen. Vergessen, was er tun muss.

Und ist es überhaupt nötig? Es ist doch nichts passiert, während Joanna bei ihm im Atelier war. Auch nicht am See, als sie ihre Kleider abgelegt hatte und fast nackt vor ihm saß. Er spürte nur warmes Glühen, ehe er wieder in seiner Arbeit versank. Das Begehren schwieg. Als wäre alles nur ein böser Traum gewesen.

Aber er weiß, dass hier seine Feigheit spricht. Und es wäre töricht, dem Frieden zu trauen.

Entschlossen atmet er durch, schließt die Spritze an den Katheter an und befestigt sie mit medizinischem Klebeband an seinem Arm. Den ganzen Aufbau sichert er mit Verband, dem weiteres Klebeband folgt, damit alles an seinem Platz bleibt, wenn die Krämpfe beginnen.

Als nächstes hebt er eine der Ampullen mit Naloxon auf, um die klare, farblose Flüssigkeit zu mustern.

Entzug auf Knopfdruck. Für eine halbe Stunde. Dann muss er sich erneut überwinden.

Er presst die Lippen zusammen, rupft die Plastikabdeckung vom Gewinde der Ampulle, schraubt sie in den Injektor. Zieht die Aderpresse wieder fester. Rückt sie zurecht. Löst sie. Sucht umständlich eine brauchbare Stelle oberhalb seines Verbandes. Desinfiziert sie. Zieht die Schutzkappe vom Injektor. Atmet tief durch.

Setzt die Nadel an.

Lässt den Injektor sinken.

'Feigling!'

Sticht die Nadel in seine Haut. In einem Winkel, von dem er genau weiß, dass er zu flach ist, um die Vene zu erreichen. Und statt in seinem Blut landet das Naloxon als kleine Schwellung in seinem Unterhautgewebe.

Mit zusammengepressten Lippen wirft er den Injektor beiseite, ehe er beginnt, seinen Arm zu massieren.

Und dann, widerwillig, konzentriert er sich auf die Wärme, die Joanna in ihm wachruft. Auf die zärtlichen Gedanken und dummen Wünsche, die sie anstößt.

Auf alles, was er heute auslöschen wird.

Ein paar Minuten später ist er im Sitzen eingeschlafen.

Sie kommt auf ihn zu, ganz nackt und glühend. Flackernd wie eine Flamme. Sie lächelt. Beugt sich vor, um ihm ihre Hände zu reichen und ihn aus dem Gras auf die Füße zu ziehen. Sieht ihn an. Sein nacktes Gesicht. Voller Zuneigung, ehe sie sich an ihn schmiegt.

Pures Glück. So warm und hell, dass die Luft um ihn her zu brennen beginnt. Wie eine große, schützende Kugel, die Joanna und ihn umschließt.

Und er bemerkt kaum die stinkende schwarze Flut, die draußen heranrollt. Schwappend und schäumend. Vor und zurück. Harmlos. Kaum knöcheltief. Doch das Wasser steigt. Unerbittlich. Knieltief jetzt. Hüfthief. Schultertief.

Dann brechen Hände durch die Schwärze. Dürre, abgenagte Finger, deren Nägel an der Flammenwand kratzen.

Auch Gesichter pressen sich an die Wand. Unmenschlich und verwesend. Mit weit aufgerissenen Mündern. Leeren Augenhöhlen, die

ihn anstarren. Irènes Gesicht. Es gleitet an der Flammenkugel vorbei. Panisch, keuchend, um sich schlagend, wie ertrinkend mit ihren blauen Lippen.

Doch er fürchtet sich nicht. Weil Joanna bei ihm ist. Weil sie ihn hält.

Seine Kleider verschwinden und er spürt nur noch Joannas weiche Haut unter seinen Händen. An seiner Brust. Seinem Bauch. Seinen Beinen. Sie sinken ins Gras. So fest an einander geschmiegt. Er streichelt ihren Hals. Ihre Schultern. Küsst sie. Und sie erwidert seine Zärtlichkeit voll stiller Freude. Öffnet den Mund, als wollte sie etwas flüstern.

Doch er hört nur ein Knacken. Laut. Hart. Und ein Riss klafft auf, am höchsten Punkt der Kugel. Stinkende schwarze Tropfen zwingen sich hindurch. Stürzen auf seinen nackten Rücken.

Erschrocken sieht er in Joannas Augen, und sie starrt ihn an, als sähe sie ihn zum ersten Mal wirklich, in all seiner Hässlichkeit.

Bleib weg von mir! keucht sie und windet sich aus seinen Armen. *Lass mich in Ruhe!*

Sie springt auf. Flüchtet vor ihm an die Flammenwand. Und sein Herz hört auf zu schlagen.

Krachen. Knirschen. Der Riss verzweigt sich. Tropfen werden zu Rinnsalen, die durch die stickige Luft fallen, kalt über seinen Körper laufen, über sein Gesicht, in seine Nasenöffnung. Brennen seine Kehle hinab.

Verwesende Finger schieben sich durch den Riss, zerren unerbittlich an den Kanten, verletzen ihr bleiches, totes Fleisch.

Ich will hier raus! Joannas Stimme. Schrill, weil auch sie die Monster über sich entdeckt hat, hinter sich, überall um sich herum. *Lass mich raus! Lass mich raus!*

Er schluchzt auf. Aber das ist deine Sonne.

Nein, lass mich raus! Ich will raus! Mama! Mama! Und ihr Schrei wird Irènes Schrei, spitz, keuchend, sprengt die Flammenkugel und lässt Tonnen schwarzen Wassers auf ihn herab stürzen.

Um sich schlagend wacht er auf, schnappt nach Luft, greift nach der Knochenhand, die sich um seinen Unterarm krallt, findet nur glattes Klebeband, weichen Verbandsstoff, keucht, blinzelt, kämpft sich in eine sitzende Haltung.

Und lässt sich ächzend auf die Decke zurück fallen.

Die Beule, die seine Injektion hinterlassen hat, ist schon nicht mehr zu tasten. Trotzdem massiert er die Stelle wieder, während seine noch trägen Gedanken zum Anfang seines Traums zurück schleichen. Zu dem Gefühl, gehalten und beschützt zu sein, weil Joanna bei ihm ist.

Seine Augen beginnen zu brennen und er will sich so sehr, so sehr in diesem Gefühl vor allem verstecken.

Aber er kann nicht.

Er muss Abschied davon nehmen.

Blinzelnd kämpft er sich auf die Füße und wankt zu der Kommode bei der Chaiselongue hinüber, um einen Block und einen Bleistift zu holen.

Dann, auf der Decke zusammengekauert, zeichnet er. Legt all seine Liebe auf das Papier. Joannas Gesicht. Ihre Augen. Ihre Nase. Das weite, freie Lächeln, das um ihre Lippen spielte, als sie nur noch atmete. Ihr von wilder Musik zerzaustes Haar. Ihre Arme, entspannt an ihren Seiten. Ihr Leibchen, das den Konturen ihres Torsos folgt. Ihre ausgefranste Hose. Ihr Schienbein mit dem blauen Fleck. Ihre Füße.

Bald fehlen nur noch die Halbschatten, die die Konturen ihrer Schlüsselbeine anzeigen. Ihren Bizeps. Ihren entspannten Bauch. Ihre Brüste.

Seine Hände zittern, aber er kann nicht sagen, ob es am Entzug liegt oder an der Angst.

Und dann geschieht es wieder.

Reflexhaft legt er den Block beiseite. Schließt die Augen. Versucht angestrengt, sich zu sammeln. An etwas anderes zu denken. Irgendwas. Doch die Bilder lassen sich nicht wegschieben, und auch das Gefühl nicht, das ihnen folgt wie eine Fliege dem Aas. Es wird nur klarer und stärker und kriecht schließlich als warmer Druck in sein Glied.

Die Wangen heiß vor Scham tastet er nach den Handtüchern am Rand der Decke, um den abstoßenden Zustand seines Schritts zu verbergen. Doch dann zwingt er sich, es nicht zu tun. Kneift die Augen fest zu. Blinzelt. Und zieht seine Kameez hoch, um auf die Schwellung zu sehen, die sich unter dem Stoff seiner Hose abzuzeichnen beginnt.

'Sie dich nur an.' denkt er zwischen langsamen, tiefen Atemzügen. *'Du könntest gerade etwas Sinnvolles tun, aber du bist nicht einmal in der Lage, auch nur die eine, einzige Funktion zu erfüllen, für die du erzeugt wurdest.'*

Und warum? Du hässliches, krankes, ekelhaftes Monster?

Als könnten deine Hirngespinnste jemals wahr werden. Als könnte

irgendetwas jemals darüber hinwegtäuschen, dass du ein Mörder bist, mit einem dürrn, zerstörten Körper und einem Loch im Schädel. Du verdienst es nicht, gehalten zu werden. Weder von Joanna, noch von irgendjemandem sonst. Du verdienst keine Zärtlichkeit. Keine Liebe. Du wirst niemals würdig sein. Niemals etwas anderes, als ekelhaftes, nutzloses Fleisch, das nicht hierher gehört.'

Tränen versickern in seiner Stoffmaske, doch er beschimpft sich weiter bis ihm schlecht wird. Bis er würgt und sich heulend übergibt und seinen Körper vor lauter Scham und Selbstekel am liebsten in kleine Stücke schneiden würde.

Und während all dem bleibt seine Erektion bestehen. Ein obszönes Ding, das immer lauter nach Berührung schreit und sich mit seiner tiefen, schleimigen Stimme über den dissonanten Chor des Entzuges erhebt. Unerträglich. Fordernd. Quälend.

Doch statt in seinen Schritt fasst er mit beiden Händen in sein Gesicht.

Kurz nach der vierten Dosis zittert er am ganzen Körper. Friert. Schweißnass, kraftlos, und sein Magen beschließt, sich endgültig den Krämpfen seines restlichen Körpers anzuschließen.

Ächzend stemmt er sich hoch. Beugt sich über den Eimer. Würgt. Wasser, vermischt mit ein wenig Galle.

Er spuckt aus. Lässt seinen unablässig hämmernden Kopf auf die Knie sinken. Doch die Dehnung lässt das dumpfe Mahlen in seiner Wirbelsäule zu einem grellen, elektrisierenden Reißen anwachsen. Stöhnend richtet er sich wieder auf. Sein jagender Puls beschleunigt sich noch mehr, und im nächsten Moment zieht sich sein Magen heftig zusammen. Er würgt trocken. Einmal, zweimal, ehe er sich von der erdrückenden Schwere seines Körpers zurück auf die Decke ziehen lässt.

Kaum eine Armeslänge entfernt liegt die Zeichnung, das Papier gewellt von Schweiß und seinen unablässig fließenden Tränen. Dahinter das Handtuch mit dem letzten Injektor darauf, und er möchte schreien über das Wissen, dass es nur noch einmal ein wenig besser werden wird. Einmal. Danach gibt es keine Gnade mehr. Nur noch das unvorhersehbare Auf und Ab des Geschreis seiner Nerven.

Doch die Erregung steckt noch immer in seinem Fleisch. Ein winziger, doch nicht ignorierbarer Stachel. Und er muss weiter machen. Er muss. Muss.

Ein Krampf schießt in sein linkes Bein und er beißt die Zähne zusammen, während er zitternd über die Blutergüsse streicht, die seine letzten Naloxon-Injektionen hinterlassen haben, hinab zu dem Verband. Er kann den Kolben der Spritze darunter spüren. Und wieder wäre es so einfach. So einfach. Alles aufhören zu lassen.

Ein Schluchzen verfängt sich in seiner Kehle.

Dann wandert seine Hand weiter. Krallt sich in die Decke. Zieht daran. Die Zeichnung landet an seiner Schulter. Er tastet hektisch danach, knickt das Papier mit seinen unkoordinierten Fingern, lässt los, kämpft sich auf die Knie, streicht es vorsichtig glatt.

Die Falten erreichen fast Joannas Schultern. Ihre Hüften.

Ein Schauer durchläuft ihn. Stechende Gänsehaut überall. *Niemals.* Sie wird ihn niemals halten. Weil er es nicht verdient. Weil er zu hässlich ist. Zu krank. Zu ekelhaft. Weil er nicht existiert, um geliebt zu werden, sondern nur um eine Funktion zu erfüllen. Es gibt hier nichts für ihn. Nur das Schicksal und den Tod.

'Zu hässlich. Zu krank. Zu ekelhaft.' Er zwingt die Worte zwischen das Hämmern in seinem Schädel. Die Konzepte für die sie stehen. Hässlichkeit. Krankheit. Ekelhaftigkeit. Spürt sein dürres, vernarbtes Fleisch, das sie verkörpert.

Dann krampft sein Magen und er stürzt zum Eimer, um noch mehr Galle und Speichel hineinzuwürgen.

Unsicher steht Joanna am Rand der Terrasse und sieht durch die entspiegelten Scheiben in die Küche. Niemand da. Nur ein Teller steht auf dem Tisch. Besteck und ein Glas.

"Maler?"

Keine Antwort.

Sie überquert die Terrasse, öffnet die Tür, stellt die beiden Taschen auf der Arbeitsplatte ab.

"Maler?"

Sie steigt ins Atelier hinauf. Der Arbeitstisch ist aufgeräumt und sauber, das Gemälde weiter fortgeschritten.

"Maler?"

Nichts.

Sie reibt sich über die Stirn. Dann geht sie in den Keller hinunter. Klopft an.

Nichts.

Klopft noch einmal. "Maler? Bist du da? — Ich muss dich was fragen. — Maler?" Wieder klopft sie. "Bitte, es ist wichtig! — Maler?"

Er hebt den Kopf, als er begreift, dass Joannas Stimme keine Halluzination ist. Zieht ächzend die Beine unter seinen Körper. Stemmt sich auf alle Viere. Unterdrückt ein Würgen. "Was ist?"

"Was?"

"Was ist." wiederholt er, in einer Lautstärke, die er gerade noch ertragen kann.

"Ich versteh dich nicht!" Zögernd legt Joanna eine Hand an die Klinke. "Darf ich kurz reinkommen?"

"Nein."

"Ist alles in Ordnung?"

Der Maler grunzt erstickt. Kämpft sich auf die Füße. "Was ist los?"

"Ich wollte dich nur was fragen."

"Was denn?" Er wankt zu den drei Stufen vor der Tür hinüber. Leere in seinem dröhnenden Kopf. Er klimmt die Stufen.

"Könntest du vielleicht aufmachen, damit ich nicht so schreien muss?"

Jetzt tauchen Bilder auf. Klar und konkret. "Nein." *Sie steht vor ihm. Er streichelt sie. Küsst ihren Hals. Ihre Schultern.*

Joanna stößt die Luft aus. "Ist wirklich alles in Ordnung mit dir? Du klingst komisch."

"Ich kann dir nicht aufmachen." Ein Muskel in seiner Leiste beginnt zu krampfen, und er sinkt mit einem Ächzen zu Boden. "Ich habe keinen Schlüssel."

Sie runzelt die Stirn. "Bist du high?"

Sie ist nackt. Er streichelt ihren Bauch. "Nein." Der Krampf breitet sich in seinen Oberschenkel aus, doch er streichelt sie weiter, seinen hämmernden Schädel in den Händen.

"Was ist denn passiert?"

Er hört, wie ihre Stimme bei diesen Worten zu ihm herunter sinkt. "Nichts. Überhaupt nichts ist passiert." Sie kniet neben ihm. *Er streichelt ihre Brüste. Küsst ihren Nabel. Sein Glied wird hart.* Es tut mir leid.

"Kannst- kannst du mir sagen, der wievielte heute ist?"

"Ich weiß es nicht." *Er presst sich an sie.* Ich weiß, du willst das nicht. Ich weiß, du willst das nicht. Ich weiß—

"Kannst du nachgucken? Bitte, es ist wichtig. Ich—"

Ein scharfer Krampf verbeißt sich in seiner Schulter, und sein Kopf schlägt gegen die Tür, als er sich unwillkürlich um den Schmerz herum krümmt.

"Was tust du da?" Ihre Stimme entfernt sich, steigt auf. "Du- du machst mir Angst."

"Du solltest gehen." *Er reibt sein Glied an ihr.* Es tut mir so leid. *Rutscht tiefer.* "Bitte geh!" Er würgt. Schmeckt Galle. Hustet. *Tiefer-* "Irène." Er legt beide Hände über sein Gesicht. "Sie ist tot. Sie hat geschrien, sie ist weggelaufen."

"Was sagst du?"

"Sie- hat gekeucht und-"

"Maler?"

Ihre Stimme klingt ein wenig schrill, aber er torkelt nur zu seiner zerwühlten Decke zurück, ohne Pause vor sich hin murmelnd, bis die Erinnerung ihn überrollt und alle anderen Empfindungen auslöscht.

Stumm liegt er auf der Seite, die brennenden Augen halb geöffnet, ohne zu wissen, wo er sich befindet. Dann bringt ein Krampf in seinem Magen ihn wieder in Kontakt mit seinem unkontrolliert zitternden Körper. Er krümmt sich zusammen und erbricht das Wasser, das er anscheinend vor kurzem getrunken hat.

Kaum ist sein Magen leer, kämpft er sich in eine sitzende Haltung. "Cécile!" Seine Stimme klingt falsch. "Cécile, ich bin krank." Mit viel zu langen Fingern, die an viel zu großen, schweißnassen Händen hängen, tastet er über seinen Hals, doch er kann die Schlagader nicht finden. "Ich bin tot." Panik. "Cécile, hilf mir!" Hektisch versucht er, aufzustehen, doch seine Knie geben nach und er landet mit dem Gesicht auf der Decke. Sieht schwarzen Boden. Wasserflaschen. Einen Eimer. Warum trägt er einen Verband an seinem Arm? Was ist passiert? Dann zupft ein Gedanke an seinem Bewusstsein.

Er kann die Decke an seiner Wange spüren.

Er trägt keine Maske!

Wo ist seine Maske!

'Verdammt noch mal, Kröte, du sollst das Ding anbehalten!' Die Lautstärke von Adèles Stimme erschreckt ihn derart, dass er sich beinahe wieder übergibt.

"Ich weiß nicht, wo sie ist. Es tut mir leid, es tut mir leid!" Um sich vor ihren Fäusten zu schützen, rollt er sich zusammen und presst die Stirn an seine Knie. Es tut weh. Es tut sehr weh. Sie hält ihn fest, hält seinen dröhnenden Kopf viel zu fest zwischen ihren Händen, und da ist Glas vor seinem Gesicht, von seinem Atem beschlagen, aber er kann noch erkennen, dass hinter dem Glas ein Monster ist, und das Glas ist ein Spiegel, und das Monster ist in Wirklichkeit er selbst. *'Na, gefällt dir das, Lochfresse?'* Angst. Das Monster im Spiegel ist in Wirklichkeit er selbst. Er beginnt, zu schreien, um sich zu schlagen. Das Monster im Spiegel ist in Wirklichkeit er selbst. Er will weg, schlägt und tritt, Adèle ist stärker als er, ein Knacken, Klirren, dann Scherben und Blut. Seine Füße tun weh, seine Hände. *'Bist du bescheuert? Das war mein Spiegel!'* Das Monster im Spiegel ist in Wirklichkeit er selbst. Nein! Nein! Cécile drängt sich zwischen ihn und die Scherben, die noch immer das Monster zeigen. Sie hält ihm die Augen zu. Adèle lacht. *'Jetzt reg dich nicht so auf. Irgendwann musste er es lernen.'* Er ist das Monster im Spiegel! Er ist das Monster. *Wo ist seine Maske?*

Er ringt nach Luft und wühlt hektisch mit den riesigen Händen an seinen zu langen Armen in dem Deckenhaufen herum. Wenn er die Maske nicht finden kann, ist er verloren. Wo ist sie nur? Wo hat er sie versteckt? Etwas Schreckliches wird geschehen, wenn er sie nicht findet.

"Oh nein, oh nein—" wimmert er, sieht sich um. Wo kann sie nur sein? "Ich hab sie gleich, Adèle, wirklich, ich such doch schon!" Da ist keine Maske. Er hat sie zu gut versteckt. "Oh nein." Er schluchzt auf. Jetzt ist alles vorbei.

Er wartet auf die Schläge. Auf die Schimpfworte. *Du hässliche kleine Kröte! Lochfresse! Hör endlich auf zu flennen, du dämliches kleines Arschloch!* Er wartet darauf, dass er stirbt.

Doch nichts geschieht. Es ist still. Keine Stimmen mehr. Nur das Rauschen des Blutes in seinen Ohren und das Gefühl, dass jeder einzelne seiner zitternden, eiskalten Knochen langsam zermalmt wird.

Er fasst an seinen hämmernden Kopf. Wenn nur diese Schmerzen aufhören würden, könnte er vielleicht einordnen, was gerade geschieht und wo er ist.

Ein neuer Gedanke. Eine Erinnerung. Etwas Weißes. Etwas Rundes. Etwas Längliches. Eine Spritze. Unter dem Verband an seinem Arm. Darin ist Morphin. Es wird die Schmerzen verschwinden lassen.

Langsam und zielstrebig beginnt er, mit dem Nagel seines Ringfingers an der Kante des Klebebandes zu kratzen, doch es will sich nicht lösen. Eine Schere. Er braucht eine Schere.

Er richtet sich schwankend auf und sieht sich noch einmal um. Dabei fällt sein Blick auf ein zerknittertes Blatt Papier. Die Frau, die darauf gezeichnet ist, kommt ihm vage bekannt vor. Ein Gefühl steigt auf. Joanna.

Doch noch während Gedanke und Gefühl konkrete Form annehmen, verkrampft sich sein Magen heftiger als je zuvor. Er würgt, wieder und wieder, ohne etwas heraus zu bekommen, bis sich sein Rachen anfühlt, als hätte jemand Nägel hineingetrieben. Dabei presst er die Zeichnung an seine schweißnasse Brust, als wäre sie Joanna selbst, als wäre sie hier bei ihm und würde ihn halten, als wäre er nicht zu hässlich, krank und ekelhaft, um sie zu lieben.

Doch die Wahrheit bleibt wahr. Er ist allein. Muss allein sein. *Will* allein sein. Will nichts Anderes als den Tod, der gnädig auf ihn wartet, sobald er seine letzte Aufgabe erfüllt hat.

Sein Blick ist tränenverschwommen, als sich sein Magen endlich beruhigt und er seine zitternden Finger zwingt, die Zeichnung langsam und methodisch in kleine Stücke zu reißen.

Von den Fetzen seiner Liebe umgeben wie von Schnee zwängt er schließlich einen Finger unter den Verband an seinem Arm und drückt das Morphin in sein Blut.

Binnen Sekunden wird sein Körper still.

Dann verliert er das Bewusstsein.

Tag 10

Zögernd bewegt er den Kopf. Seine Lider flattern. Er versucht, sich aufzusetzen, doch der Raum beginnt zu schwanken. Sein Arm gibt nach. Er landet wieder auf dem Boden. Was ist passiert? — Ach ja—

Er atmet ein. Tief und ruhig. Zwingt seine Augen, sich ganz zu öffnen, und mustert das Chaos auf dem Zimmerboden, in der Hoffnung, eines der Traubenzucker-Päckchen oder die Hafermilch zu entdecken. Doch er sieht nur seine Decke. Ein Stück des Eimers. Eine Morphinampulle. Eine Rolle medizinisches Klebeband.

Ächzend dreht er seinen schweren, schmerzenden Kopf. Zentimeter für Zentimeter, bis er auf die andere Seite sehen kann. Seine linke Hand. Eine getrocknete Lache Erbrochenes. Ein benutzter Injektor. Zwei Wasserflaschen. Eine Ecke des umgestürzten Hafermilchkartons ragt dahinter hervor. Und ein kleines Stück davon entfernt liegen einige zerdrückte Päckchen Traubenzucker.

Er lässt seine Augen zufallen. Atmet. Blinzelt. Versucht, die Distanz zwischen sich und der Nahrung abzuschätzen. Ein Meter? Hundert?

Er lässt seine Augen zufallen. Atmet. Atmet. Zwingt er sich, die Arme unter seine Brust zu ziehen und loszukriechen.

Es fühlt sich an, als würde er Mühlsteine hinter sich her ziehen. Sein Kopf ein totes Gewicht. Zweimal wird ihm schwarz vor Augen. Doch schließlich ist er dem Zucker nahe genug, um seine Hand mühsam,

Zentimeter für Zentimeter, über die Falten der Decke zu schieben. Seine Finger berühren glattes Plastik. Kriechen darüber. Schließen sich darum. Treten den endlosen Rückweg an, an dessen Ende sie ungeschickt mit der Verpackung kämpfen. Dann hat er das erste, zerbrochene Stück Zucker freigelegt, stülpt seinen Mund darüber, leckt es auf.

Seine Speicheldrüsen ziehen sich schmerzhaft zusammen, seine ausgedörrte Speiseröhre brennt, und auch sein Magen protestiert, doch er verdaut. Leitet den Zucker in sein Blut, sein Hirn.

Sein Denken wird ein wenig klarer und schneller. Die nächsten Portionen lassen sich leichter öffnen, schlucken, und schließlich setzt er sich vorsichtig auf, um etwas Hafermilch zu trinken.

Wie viel Uhr es wohl ist? Sein Mobiltelefon liegt auf dem Beistelltisch bei der Chaise.

Er isst noch etwas Zucker, trinkt. Und als er versucht, aufzustehen, sind seine Beine zittrig und sehr schwach. Doch sie tragen ihn bis zur Chaise, auf die er sich stöhnend fallen lässt.

Es ist kurz nach sechs. Joanna schläft also noch und er kann sich gefahrlos durchs Haus bewegen.

Er lässt seine Augen zufallen. Atmet. Atmet. Kämpft sich zurück auf die Füße.

Mit beiden Händen an das Treppengeländer geklammert wuchtet er seinen Leib in die Küche hinauf, wo er etwas Flüssignahrung in seinen Magen zwingt. Danach nimmt er sein Morphin und stellt sich unter die eiskalte Dusche, um über die Wunden an seinem Körper zu reiben, bis die Krusten zusammen mit etwas Blut im Abfluss verschwinden.

Bald ist er unterkühlt, und sein Nacken, auf den das Wasser einprasselt, ebenso taub wie sein Inneres.

Joanna steht an ihrer Zimmertür und starrt vor sich hin, während ihre Finger das Küchentuch um die Schneide des Schälmessers zusammendrücken.

Sie hat die ganze Nacht über kein Auge zugemacht - erst, weil sie nicht einschlafen konnte, dann weil sie Angst hatte, nicht rechtzeitig wieder aufzuwachen, wenn sie doch noch wegdöst.

Also hatte sie sich auf die Terrasse gesetzt und Listen geschrieben, um sich abzulenken. Erst eine mit Dingen, die sie machen wird, wenn

sie wieder zuhause ist. Danach eine mit Dingen, die sie brauchen wird, wenn sie doch hierbleiben muss.

Im Morgengrauen kam dann plötzlich der Maler aus dem Keller, ohne Maske, noch zerzauster als sonst und kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Auch geistig schien er nicht ganz da zu sein, denn er starrte ein paar Sekunden lang durch sie hindurch, ehe er sich abwandte, um die Küchentür zu schließen.

Erschrocken hatte sie sich unter dem Terrassentisch verkrochen und zugesehen, wie der Maler irgendein Pulver in einem Becher Wasser verrührte, widerwillig ein paar Schlucke trank, sich ins Waschbecken erbrach, noch etwas trank, trocken würgte, trank, Waschbecken und Becher ausspülte und zurück in den Keller torkelte.

Sie war ebenfalls in ihr Zimmer zurückgekehrt und hatte sich auf ihrem Bett zusammengekauert, war eingeschlafen, wieder aufgewacht, hatte sich panisch angezogen, und nun steht sie hier an ihrer Zimmertür und starrt.

Aber es hilft ja nichts. Und je länger sie hadert, desto näher rückt zwölf Uhr.

Sie reibt sich mit dem Handgelenk über die Stirn. Dann sieht sie auf die eingewickelte Klinge in ihrer Hand und wünscht sich so sehr, sie könnte diesen dummen, nutzlosen Talisman auch diesmal wieder unter ihr Kissen zurücklegen. Aber sie fühlt sich einfach nicht mehr sicher genug.

So steckt sie das Messer in ihre Hosentasche. Atmet durch. Und öffnet ihre Zimmertür.

Als sie die Küche betritt, lehnt der Maler in der offenen Terrassentür, die Arme fest um seine Brust geschlungen, und wirkt ausnahmsweise einmal, als hätte er mehr als nur einen halbherzigen Versuch unternommen, sich die Haare zu kämmen.

"Hey. Guten Morgen. Ähm-" Joanna sieht auf die Uhr am Herd - viertel nach neun - und lässt sich erleichtert auf ihren Stuhl fallen. "Was ich dich gestern schon fragen wollte: Heute ist der Siebzehnte, oder?"

"Der Achtzehnte." antwortet der Maler kaum hörbar.

Sie runzelt die Stirn, während sie ein frisch gebackenes Brötchen aus dem Korb nimmt. "Sonntag oder Montag?"

"Wir haben Sonntag den Achtzehnten."

"Sonntag?" So überrascht sie kann, sieht sie zu ihm, begegnet seinem starren Blick, und wendet sich hastig wieder ihrem Brötchen zu. "Ich hätt schwören können, der Achtzehnte wäre ein Montag." Sie fummelt den Deckel vom Sojafrischkäse. "Aber gut, dass ich gefragt habe. Ich wollt nämlich am Achtzehnten heim, weil Nicolas' Mutter da Geburtstag hat, und das wäre dann ja heute." Wieder sieht sie zum Maler, während sie ein Glas mit Erdbeermarmelade aufschraubt.

Der starrt sie noch immer an. Reglos. Ausdruckslos.

Hastig wendet sie sich wieder ihrem Brötchen zu, schmiert Frischkäse und Marmelade darauf und nimmt einen großen Bissen. "Meinst du, ich kann Nico gleich schon anrufen? So erwisch ich ihn vielleicht noch, bevor er zu seinen Eltern fährt."

Stille. Dann stößt sich der Maler von der Türzarge ab. Geht an ihr vorbei. Verschwindet im Keller.

Erleichtert atmet Joanna aus und hibbelt auf ihrem Platz herum, während sie wartet.

Als der Maler endlich wieder die Küche betritt, nimmt sie ihr Handy dankbar von ihm entgegen. Es braucht ewig, um hochzufahren, nachdem sie es an eine der Steckdosen über der Arbeitsplatte gehängt hat, und Empfang hat es auch nicht gleich. Aber schließlich kann sie Nicolas' Nummer eintippen, beobachtet vom Maler, der steif nur ein paar Schritte von ihr entfernt steht.

Sie lauscht mit pochendem Herzen, während es tutet— tuut— tuut— tuut— tuut— tuut— tuut— *"Dies ist die Mailbox von—" Kopfschüttelnd* legt Joanna auf, versucht es erneut - mit dem selben Ergebnis, und dann noch einmal. Wieder nichts.

"Der ist wohl unter der Dusche." murmelt sie, ohne den Maler anzusehen. "In fünf Minuten versuch ichs noch mal." Sie wischt einen Fussel vom Display. "Was war eigentlich gestern Abend los? Hattest du wieder einen Albtraum?"

Schweigen.

"Und was hast du heute vor?" Sie wagt einen kurzen Blick in seine Richtung. "Irgendwas draußen?"

Schweigen. Dann: "Ich werde die Arbeit an unserem Gemälde fortsetzen."

"Cool." Sie bringt ein Lächeln zustande. "Da bist du gestern auch noch ziemlich weit mit gekommen. — Ich würd mich nachher was auf die Schaukelwiese setzen und üben, wenn du nichts dagegen hast."

Sie tippt auf die Wahlwiederholung. Es tutet— Dreimal— Sechsmal— Neunmal— "*Dies ist-*"

"Der duscht ganz schön lange." Sie versucht es noch mal— Nichts. Und noch mal— Tuut— tuut— tuut— tuu-

"Joe, hey, was ist denn los?"

"Nico! Hey!" Ihr erleichtertes Lachen überschlägt sich fast. "Wie schön dich zu hören!"

"Ebenso. Ich bin übrigens grad angekommen."

"Ange-"

In diesem Moment klingelt das Handy des Malers und Joanna spürt, wie sie blass wird.

"Ich seh nur das Auto nicht. Wo hast du denn geparkt?"

"Nico, es ist doch erst neun Uhr." flüstert sie schwach, während der Maler sein Handy aus der Tasche zieht, das Display aktiviert—

"Ich weiß. Überraschung!" Nicolas hat ein Grinsen in der Stimme. "Es soll doch heute so heiß werden; da dachte ich mir, ich nutze die Morgenkühle."

Joanna beginnt zu zittern, als der Maler sehr langsam auf sie zu kommt. "Ähm, Nico, ich- ich ruf gleich noch mal an, ja? Ich- muss grad was regeln." Ohne ihre weit aufgerissenen Augen vom Maler zu nehmen, beendet sie den Anruf, legt das Handy auf die Arbeitsplatte und weicht mit einer beschwichtigend erhobenen Hand vor ihm zurück. Die andere tastet nach dem Messer in ihrer Gesäßtasche. "Hör mal." haspelt sie, während sie es hervor zieht. "Ich- ich hab versucht, das zu verhindern."

"Und ich habe es nicht zugelassen." sagt der Maler tonlos. Er mustert das Messer. Dicht davor bleibt er stehen. Scheint nachzudenken— Packt Joannas Unterarm und macht einen Schritt vorwärts; so plötzlich, dass die Klinge durch sein Hemd, seine Haut und in sein Fleisch gedrungen ist, ehe Joanna ihren Griff lösen kann und das Messer klappernd zu Boden fällt.

Entsetzt starrt sie auf den blutigen Fleck, der sich nun im zerschnittenen Stoff auszubreiten beginnt. Dann macht der Maler Anstalten, sich nach dem Messer zu bücken, und Joanna tritt es eilig beiseite.

Er richtet sich wieder auf, ein leichtes Stirnrunzeln in seinem Blick, das jedoch gleich wieder von Ausdruckslosigkeit verschluckt wird. "Was hatte dein Freund erwartet, heute hier vorzufinden?" fragt er dumpf.

Unter Tränen starrt Joanna auf die Hand, die der Maler nun auf seine Wunde drückt. Auf das Blut, das langsam eine Stoffalte entlang zu

seinem Hosenbund sickert. "Ich- ich sollte mein- Zelt abbauen und er- wollte mir helfen, die Sachen zum Auto zu tragen." Sie schluchzt auf. "Bitte tu ihm nichts!"

"Du wirst ihn herein lassen und-"

"Bitte Maler!"

"Du wirst ihn herein lassen." wiederholt er ruhig. "Und du wirst ihn zum Wagen auf dem Vorplatz führen. Dabei wirst du ihm erklären, dass du nicht mit ihm gehen kannst. Und Sorge dafür, dass er nicht versucht, unsere Arbeit zu behindern. Ich kann sonst nicht für seine Sicherheit garantieren." Er greift in seine Hosentasche und holt seine Schlüssel heraus. Sie klimpern leise zwischen seinen unsteten, blutigen Fingern, als er den für das Tor aus dem Bund löst und ihn Joanna reicht. "Ich werde in deiner Nähe sein, auch wenn du mich nicht siehst. Also bitte, tu nichts unüberlegtes."

Die Arme um ihre Brust geklammert stolpert Joanna den Kiesweg entlang. Die Schritte des Malers hinter ihr sind nicht mehr zu hören, aber sie ist sicher, dass er noch immer da ist. Ausdruckslos. Unlesbar. Mit einer blutenden Wunde am Bauch, die er sich selbst zugefügt hat.

Vor der nächsten Biegung der Einfahrt bleibt sie stehen, um sich über die Augen zu wischen, sich die Nase zu putzen und ein paar Mal tief durchzuatmen. Dann kommen das Tor und Nicolas in Sicht.

"Nico!" Sie läuft los und schafft es gerade eben so, nicht wieder loszuheulen.

"Joe, hey." Nicolas winkt ihr zu, aber als sie näher kommt, kann sie erkennen, dass er besorgt schaut. "Ist alles okay?"

Zittrig fummelt Joanna am Vorhängeschloss herum und zwingt sich, Nicolas ein Lächeln zuzuwerfen. "Ja, alles gut."

"Du klangst so komisch am Telefon, und ich dachte schon, ich wär am falschen Grundstück. — Warum hast du einen Schlüssel?"

Joanna wischt sich mit dem Handrücken über die Nase, während sie den Torflügel aufzieht, und schon fällt sie Nicolas um den Hals. "Hey—" schnieft sie und reibt ihre Augen an seinem nassgeschwitzten Hemd.

"Hallo meine Joe." Er legt kurz die Arme um sie, ehe er sie sanft wieder von sich schiebt, um in ihr Gesicht zu sehen. "Was ist denn los?"

Sie lacht. "Naja, dieser Wald ist doch nicht so unbewohnt."

"Oh. Und jetzt haben wir Ärger?"

"Nein, gar nicht. Aber ich- ähm-" Sie atmet durch und bemüht sich, leichthin zu klingen. "Es ist ein bisschen kompliziert. Ich erkläre dir, während wir zum Haus gehen. Und nimm dein Fahrrad mit, dann kannst du gleich ins Auto packen."

Nicolas zögert, doch schließlich holt er das Rad und geht neben Joanna die Einfahrt hinauf.

"Also, der Mann, dem das Grundstück gehört, ist ein Künstler," erklärt sie und putzt sich die Nase. "Musiker ist er auch. Er spielt Cello, Klavier und- Ich hab vergessen, wie es heißt. So eine Art indisches Cello. Er ist richtig gut und- naja, wir- wir machen jetzt so ein Projekt zusammen." Schulterzuckend breitet sie die Hände aus. "Es- es ist ziemlich anspruchsvoll. Philosophisch und so, und ich werde noch eine Weile hier bleiben. Nur bis-"

Nicolas bleibt stehen. "Bitte was?"

Joanna hält ebenfalls an und dreht sich unsicher zu ihm um, ohne den Blick vom Kies zu heben. "Nur- nur ein paar Wochen oder so." Sie blinzelt, reibt ihre Augen, und Nicolas starrt sie stumm an.

"Joe, was ist hier los?" fragt er leise.

"Ich mache Kunst."

"Okay, hör zu, ich glaube dir kein Wort. Du kommst hier an, weinst, zitterst-"

"Ich zitter nicht."

"Joe."

"Bitte komm einfach mit zum Haus, ja?"

"Nein. Ich rühr mich nicht vom Fleck, bis du mir sagst, was los ist."

"Das hab ich doch grade!" Joanna sieht auf und die Tränen beginnen, über ihre Wangen zu laufen.

"Warum weinst du dann?"

"Weil ich dich vermisst habe!" Sie gestikuliert hilflos, ehe sie sich das Gesicht reibt. "Weil ich gestresst bin. Der- der Maler ist ein bisschen schwierig und es ist einfach anstrengend, den ganzen Tag zu arbeiten. Okay? Jetzt komm bitte. — Bitte, Nico, tu nur einmal einfach was ich will!" Sie nimmt seinen Arm und zieht daran, bis Nicolas sich endlich wieder in Bewegung setzt.

"Ihr macht also Kunst, ja?" fragt er mürrisch.

"Ja. Gestern und vorgestern haben wir zusammen ein Gemälde entwickelt und-" Sie holt das Küchentuch wieder aus ihrer Hosentasche, um sich über die Nase zu wischen, ehe sie aufzählt: "Wir machen Musik

zusammen; auch Impro, das war total super. Ich kann hier so viel und so laut Cello üben, wie ich will. Es gibt auch vier Flügel, so kann ich endlich noch mal öfter Klavier spielen. Dann hat er noch einen ganzen Lagerraum voller Instrumente, die ich ausprobieren kann. Und unter dem Dach ist ein riesiges Atelier, in dem wir arbeiten. Der Garten ist auch riesig, und es gibt eine Wiese mit einer alten Trauerweide, einen kleinen Bach, einen Badensee— Es ist wirklich toll hier, Nico." Sie sieht auf sein gesenktes Profil. Dann fällt ihr ihre Liste ein. "Ach so, könntest du—" murmelt sie, während sie sie aus ihrer Hosentasche kramt. "Könntest du das hier für mich zusammenpacken?"

Nicolas bleibt stehen und sieht sich um, ehe er den Zettel auseinander faltet, anscheinend in der Erwartung, dass Joanna einen Hilferuf geschrieben hat. Dann starrt er mit tief gerunzelter Stirn auf ihre Aufzählung von Büchern und Kleidungsstücken. "Also du willst ernsthaft hier wohnen oder was?" Er gestikuliert mit dem Zettel.

"Das ist einfacher als zu pendeln."

"Joe, das ist doch Schwachsinn! Du willst bei irgendeinem Typen bleiben, den du grad erst kennengelernt hast?"

"Wir arbeiten wirklich gut zusammen. Und es ist toll, mit ihm zu improvisieren. Das hier- ist eine Chance, mich künstlerisch weiterzuentwickeln." Flehend sieht sie Nicolas an. "Wenn ich nach der Uni eine Karriere haben will, muss ich damit langsam mal anfangen."

Nicolas stößt die Luft aus, faltet den Zettel zusammen und steckt ihn in seine Hosentasche. "Ich dachte nur, wir-" Er bricht ab. "Aber übers Wochenende kommst du heim." sagt er dann. "Und du kommst gleich mit zu meinen Eltern."

"Ich weiß nicht, wir- wir haben viel geplant für heute und-"

"Joe, meine Mutter hat Geburtstag!"

"Ja— Richte ihr aus, dass es mir leid tut." Langsam geht sie wieder los. "Ich guck mal, wie wir das mit den Wochenenden am besten machen. Aber du kannst mich bestimmt hier besuchen kommen. Und wir können telefonieren. Außerdem kriegst du doch sowieso immer viel mehr geschafft, wenn ich nicht da bin." Sie bringt einen aufmunternden Tonfall zustande, lächelt angestrengt und beschleunigt ihre Schritte, als Nicolas endlich zu ihr aufschließt. "Woran bist du überhaupt grad mit deiner Arbeit? Hast du schon den Kram mit der API angefangen?"

Er seufzt. "Ja. Aber ich hab mir irgendwie einen Bug eingetreten, der die Kommunikation mit der Datenbank stört."

"Und die API ist beschissen dokumentiert?"

"Nein." Er seufzt noch einmal und seine Schultern entspannen sich ein wenig. "Die Doku ist super. Da hat jemand richtig Liebe reingesteckt. Ich glaub auch nicht, dass ich lange brauchen werde, um das zu fixen. Hannibal kommt morgen und sieht es sich auch mal an. Er vermutet, dass es an dem-" Er bricht ab und bleibt stehen, als hinter der letzten Biegung der Einfahrt das Haus sichtbar wird. Mit dem Maler, der als dürrer schwarzer Strich mitten auf den Stufen des Portals steht. "Trägt der ne Maske?"

Joanna zuckt die Schultern und drängt sich unwillkürlich ein wenig näher an Nicolas. "Er ist exzentrisch."

"Klasse." Nicolas setzt sich wieder in Bewegung, zum Auto, wo er das Fahrrad abstellt, ehe er Anstalten macht, zum Portal weiter zu gehen.

Aber Joanna hält ihn am Arm zurück. "Bleib lieber hier. Ich- ich denke nicht, dass er mit dir reden will."

Stirnrunzelnd sieht Nicolas zu ihr und sie beeilt sich, zu erklären: "Er ist sehr schüchtern."

"*Schüchtern.*" murmelt Nicolas, schwingt seinen Rucksack nach vorn und kramt seine Schlüssel aus einer der Seitentaschen.

"Hey-" Joanna macht einen winzigen, unwillkürlichen Schritt weg von ihm, während sie hastig zum Maler sieht, der noch immer reglos, aber sichtlich sprungbereit an der Tür steht. "Lass- lass uns erstmal verabschieden, okay?"

Nicolas bemerkt ihren Blick. Folgt ihm zu der Gestalt am Portal. Sieht wieder zu Joanna. Dann presst er die Lippen zusammen, nimmt ihre Hand und tritt dicht an sie heran. "Joe." flüstert er in ihr Ohr. "Wenn er dich hier gefangen hält, drück meine Hand."

Sie lässt ihre Finger schlaff in seinen, ehe sie sie weg zieht. "Es ist alles okay."

"Ich ruf die Polizei, sobald ich vom Grundstück runter bin." Er legt die Arme um sie. "Die holen dich hier raus."

"Nico, das ist totaler Quatsch." Sie versucht, amüsiert zu klingen.

"Dann hat der Typ sicher nichts dagegen, mit der Polizei zu reden."

"Verdammt, Nico!" Frustration und die Wärme seiner Umarmung treiben ihr die Tränen in die Augen, und sie muss sich sehr zusammenreißen, um nicht loszuschluchzen. "Es ist wirklich alles okay, solange niemand versucht, sich einzumischen."

"Joe." Er zieht sie noch etwas fester an sich.

"Er tut mir nichts, und Sérafine hat versprochen, dass sie ihn dazu bringt, mich gehen zu lassen. Aber wenn du jemanden her schickst-" Sie schüttelt den Kopf. "Der Maler hat Kameras überall. Niemand kommt auf das Grundstück, ohne dass er es bemerkt, und es gibt nur Stress."

"Der Typ heißt Maler? Und du kannst doch wohl nicht erwarten, dass ich nichts tue, um dir zu helfen!"

"Sérafine hilft mir schon. Sie braucht nur ein bisschen Zeit."

"Wer ist Sérafine?"

"Eine Freundin vom Maler."

"Der Typ heißt ernsthaft Maler?"

"Und jetzt versprich mir, dass du nicht die Polizei rufst. Selbst wenn die mich hier rausholen könnten, der Maler würde mich nicht einfach aufgeben."

"Joe—"

"Versprich es mir!" Sie macht sich los. "Bitte, Nico, bitte." fleht sie so leise, dass selbst er es kaum hört. "Sérafine hilft mir, und ich bin hier wirklich sicher, solange sich niemand einmischet."

Nicolas sieht sie an, lange und zweifelnd. "Und was will er von dir?" fragt er schließlich. "Lösegeld ja wohl nicht."

"Nein." Joanna lacht hilflos. "Wir arbeiten wirklich an einem Kunstwerk. Er- glaubt, dass es unser Schicksal ist, ein perfektes Kunstwerk zu schaffen. Aber ich-" Sie sieht zum Maler, der jetzt die Arme um seine Brust geschlungen und die Schultern hochgezogen hat. "Ich denke, er weiß selber nicht so genau, was das bedeutet. Und jetzt sollte ich gehen. Ich ruf dich an, sobald ich kann, okay?"

"Na gut. Komm her." Nicolas zieht sie noch einmal an sich, und einen Moment lang hält er sie nur, ehe er die Hände an ihre Wangen legt. "Ich liebe dich, Joe." sagt er sanft. "Und wenn er dir weh tut, bring ich ihn um." Damit küsst er sie, zärtlich und besitzergreifend, bis Joanna sich losmacht.

"Warte mit dem Autoschlüssel, bis wir beide im Haus sind." flüstert sie. "Und keine Polizei, okay?"

"Ja, ist ja gut—"

Sie lächelt dankbar. Dann atmet sie durch und geht eilig am Maler vorbei die Stufen hinauf.

Er folgt ihr schweigend. Schließt die Tür.

"Nico- er- er hat gemerkt, dass was nicht stimmt." stottert Joanna, während der Maler den Schlüssel dreht. "Aber er hat versprochen, dass

er nicht die Polizei-" Sie bricht ab, als der Maler, das Gesicht noch immer zur Tür gewandt, eine Hand hebt.

"Das Schicksal wusste, was du vorhast." sagt er leise, und es liegt ein solcher Schmerz in seiner monotonen Stimme, dass Joanna schlecht wird. "Es wusste alles, noch bevor wir auch nur ein einziges Wort gewechselt hatten. Und es-" Er stockt, atmet. "Es wollte, dass ich es auch weiß, damit ich dich bestrafen kann."

"Maler, ich-"

"Sei still." Er hebt die Stimme nicht, aber sie überschlägt sich trotzdem. "Es hat eine Strafe vorbereitet. Es-" Er dreht sich um, und jetzt sieht Joanna, dass er seine Linke in die Wunde an seinem Bauch gekrallt hat. Langsam streckt er diese blutverschmierte Hand nach ihr aus, zögert, während sie einen Schritt zurückweicht.

Dann packt er ihren Oberarm, drückt sie beinahe sanft an die Wand neben der Haustür und hält sie dort, seine gelben Augen starr auf die Rundung ihrer Schulter gerichtet. "Ich soll dich auf die schrecklichste Weise bestrafen, die ich mir vorstellen kann, und es-" Er beginnt zu flüstern, als seine Tränen hervor brechen. "Es tut mir leid, aber ich habe keine andere Wahl. Ich- ich muss-" Zittrig atmet er aus und tastet nach Joannas Hosenbund.

"Nein!" Ihre Stimme ist kaum mehr als ein Wimmern, während sie sich starr an die Wand presst, und sein Blick zuckt hin zu diesem Geräusch. Zu Joannas bleichem, tränennassem Gesicht. Ihren weit aufgerissenen Augen.

Und was auch immer er an Entschlossenheit hatte, zerbricht unter ihrer schieren Angst.

Kraftlos fallen seine Hände herab. Joanna stößt ihn aus dem Weg, und er hört nur noch ihre Schritte, die davonhasten. Das Rauschen seiner eigenen Angst in seinen Ohren.

Er schnappt nach Luft. Es muss als Strafe ausreichen. Es wird ausreichen. Es muss ausreichen. Nur knapp entkommen zu sein. Weiter mit ihrem Angreifer unter einem Dach leben zu müssen. Ihm weiter jeden Tag begegnen zu müssen, weiter mit ihm arbeiten zu müssen, während er sie weiter liebt. Weil all die Schmerzen der letzten Nacht doch nichts geändert haben. Gar nichts.

Und es steigt eine so ungeheure, richtungslose Wut in ihm auf, dass er wieder die Finger in seine frische Wunde gräbt, in die alten Wunden, sich die Maske herunter reißt und seine Stirn gegen die Wand schlägt.

Aber die Wut wird nur größer und größer, bis er schreien könnte.

Dann hört er ein Geräusch von draußen. Ein Klappern und Fluchen. Und ehe er selbst weiß, was er tut, hat er die Haustür geöffnet und ist auf das Portal hinausgetreten.

Nicolas fährt herum, als er hinter sich das Klacken der Tür hört, und presst vor Schreck die Zeltstangen an seine Brust, die er gerade wieder in die Tasche packen wollte.

Der irre Typ im Frack steht wieder am Portal. Nur diesmal trägt er keine Maske. Sein ungepflegtes, grau meliertes Haar hängt um einen bleichen Totenschädel herum, aus dem zwei tiefliegende gelbe Augen Nicolas anstarren.

"Ach du-" Angewidert beobachtet er, wie der Typ kaum merklich in sich zusammensinkt, ehe er seine schmalen Schultern strafft und erneut seine hoch aufgerichtete, steife Haltung einnimmt.

Eilig macht sich Nicolas wieder daran, die Zeltstangen in den Beutel zu stopfen. Doch schon knirschen Schritte im feinen Kies und der Typ steht neben ihm, die Hände zu zitternden Fäusten geballt.

"Ihr Kommen hat unermesslichen Schaden angerichtet," sagt er mit tiefer, absolut tonloser Stimme. "Darum möchte ich Sie an das Versprechen erinnern, das Sie Joanna gegeben haben."

Nicolas atmet durch und sieht dem Typen direkt in seine Visage. "Welches Versprechen?"

"Keine Polizei. Ich will eben so wie Sie und Joanna selbst, dass sie bald und unversehrt in ihr altes Leben zurückkehren kann; doch Sie machen es uns schwer, wenn Sie sich einmischen."

Nicolas schnaubt nur und packt die Tasche mit den Zeltstangen auf die Wasserkanister, die er zurecht geräumt hat, um Platz für sein Rad zu schaffen.

Wortlos legt der Typ die Hände an den Gepäckträger des Rades, als hätte er vor, beim Verstauen zu helfen. Dabei bemerkt Nicolas, dass seine Linke rot verschmiert ist, und ihm wird kalt.

"Ist das Blut?" fragt er gepresst.

Der Typ folgt seinem Blick. Ein kurzes Schweigen. Dann: "Farbe." Er fasst an seinen Bauch, an dem Nicolas nun den großen feuchten Fleck bemerkt. "Ein Missgeschick."

Nicolas runzelt die Stirn. Dann löst er den Schnellspanner am Vorderrad, schiebt es neben die Kanister und hebt den Rest seines Fahrrads mit der Hilfe des Typen in den Kofferraum. "Wenn du Joanna weh tust, mach ich dich kalt." sagt er danach fest und knallt den Kofferraum zu.

Der Typ nickt und seine Züge verzerren sich zu einer Art Lächeln. "Gut."

Nicolas starrt die Grimasse einen Moment lang an, doch schließlich wendet er sich ab. "Was auch immer." schnaubt er dabei, nimmt den Rucksack vom Boden und holt die Schlüssel aus seiner Hosentasche. "Freak."

Damit steigt er ins Auto.

Der Maler sieht dem Wagen nach, bis er um die nächste Biegung verschwunden ist.

Dann dreht er sich sehr langsam um, geht zum Haus zurück und schließt die Tür hinter sich.

Ans Türblatt gepresst geben seine Knie schließlich nach.

Er sinkt zu Boden, zitternd, keuchend, und verbirgt den Kopf in den Armen.

Tag 11

Ein Rascheln reißt Joanna aus dem Halbschlaf und sie setzt sich hastig auf, um den Maler anzustarren, der gerade ihren Cellokasten an die Hecke beim Eingang der Wiese lehnt.

Als er bemerkt, dass sie aufgewacht ist, hebt er beschwichtigend die Hände, rückt den Korb neben dem Cello zurecht und zieht sich zurück.

Die Decke bis zum Hals gezogen wartet Joanna, bis sie seine Schritte nicht mehr hören kann. Dann reibt sie sich die Augen und streckt ihren Rücken, der ihr eindeutig übelnimmt, dass sie die Nacht mit nicht mehr als der einen Hälfte ihrer Decke zwischen sich und dem kalten Boden verbracht hat. Aber es hatte sie schon genügend Überwindung gekostet, auch nur zum Essen ins Haus zu gehen.

Ihr Magen knurrt, während sie zu den Mitbringseln des Malers geht, und als sie im Korb neben mehreren Flaschen Wasser auch eine Schale voller ofenwarmer Muffins findet, stopft sie sich einen in den Mund.

Hinter dem Korb liegt ein ordentlich verpacktes, klaustrophobisch winziges Hundehüttenzelt, eine selbstaufblasende Luftmatratze und ein Klappspaten. Und daneben zwei Stofftaschen. Die eine enthält ihren Kulturbeutel, Waschlappen, Handtücher und eine Rolle Klopapier. In der anderen sind die Bücher, die sie vor ein paar Tagen aus der Bibliothek geholt hat, ein weiteres - über indische Ästhetik - Stifte und ein Notizblock.

'Ich hoffe, ich habe an alles gedacht, was du benötigen könntest, um den Rest des Tages außerhalb des Hauses zu verbringen, sollte dies dein Wunsch sein.' steht in kleinen Schnörkeln auf der ersten Seite, gleich unter der Bitte, sich heute mit einer ästhetischen Fragestellung zu beschäftigen oder etwas in den beiliegenden Büchern zu lesen, ihre Gedanken festzuhalten und am Abend zum Haus zu kommen, um sie mit dem Maler zu besprechen.

'Ich bedaure zutiefst, was ich dir gestern angetan habe, und ich bitte dich inständig, das Schicksal nicht noch einmal herauszufordern.

M.

P.S.: Für die kommende Nacht sind Gewitter vorhergesagt, daher empfehle ich dir, das Zelt zu verwenden oder im Haus zu schlafen. Ich verspreche dir, du bist dort in Sicherheit.'

Joanna stopft den Block zurück in die Tüte, ehe sie sich einen weiteren Muffin nimmt und den Korb zu ihrem Lager hinüber trägt. Dort hockt sie sich hin, die Knie an die Brust gezogen.

Das Tragischste an der Sache ist, dass sie ihm jedes Wort glaubt. Dass es ihm schrecklich leid tut und dass er ihr nicht noch mal weh tun will. Aber er hat sich gestern auch in aller Seelenruhe ein Messer in den Bauch gerammt und vom allwissenden Schicksal geschwafelt, ehe er- Und das macht ihn viel zu wirr und unberechenbar, als dass ihr seine Gefühle Sicherheit geben könnten.

Seufzend reibt sie sich das Gesicht und zieht sich ihre Decke über den Kopf. Und so bleibt sie sitzen, bis die Sonne über das Dach des Hauses hinauf gekrochen ist.

Als sie am Abend die Terrassentür aufschließt, erwartet der Maler sie bereits.

Sie vermeidet es, ihn anzusehen, während sie den Korb und die Bücher auf der Arbeitsplatte ablädt. Doch als sie sich ihm schließlich zuwendet, bemerkt sie, dass er keine Maske trägt. Sein gesenktes Gesicht ist nur von seinen Haaren und einer leicht erhobenen Hand verdeckt.

Unsicher sieht sie wieder auf den Fliesenboden. "Ich hab die ersten zwei Kapitel von dem Buch gelesen, das du ausgesucht hast. Ich hab nicht wirklich viel verstanden, aber ich hab trotzdem Notizen gemacht."

"Du hast es nicht verstanden?" fragt der Maler leise.

"Ich hab's versucht, aber- Ich meine, *Satyam-Shivam-Sundaram*, wahrgut-schön, damit kann ich noch was anfangen, aber dann wird so viel Hintergrundwissen über indische Kultur vorausgesetzt, und- über die Bedeutung von Bildern und Konzepten, über die ich überhaupt nichts weiß. Ich- ich meine, was bedeutet eine Perlenkette? Was bedeutet die Schnur? Ist *rasa* nur 'wie es sich halt anfühlt'? Und wenn ja, warum wird es so wichtig genommen?" Sie wirft dem Maler einen kurzen, zögernden Blick zu. "Ich- ich hab mich wirklich angestrengt, aber das Buch ist einfach zu fortgeschritten für mich. – Willst du meine Notizen trotzdem lesen?"

Statt zu antworten, streckt der Maler eine sichtbar zitternde Hand aus, ohne sich von seinem Platz am Küchentisch zu erheben, so dass Joanna notgedrungen zu ihm hinüber geht, um ihm den Block zu reichen.

Kaum hat sie das getan, zieht sie sich wieder an die Spüle zurück, kreuzt die Arme vor der Brust und richtet ihre Augen starr auf eine Fuge im gekachelten Boden.

"Wie ich sehe, hast du hier eine Reihe von Zitaten abgeschrieben." sagt der Maler, nachdem er eine Weile still gelesen hat. "Warum hast du sie ausgewählt?"

"Ich- ich weiß nicht, sie sind mir ins Auge gesprungen? Ein paar fand ich auch komisch formuliert. Da ist kein größerer Zusammenhang. Das ganz unten in den Klammern sind Sachen, die mir so zwischendurch eingefallen sind. Auch ein paar Fragen. Aber ich weiß nicht, ob sie besonders viel Sinn ergeben."

"Du hast sie geschrieben. Du solltest es wissen."

"Ja, aber das- das war doch nur Brainstorming."

Die Augen des Malers fixieren sie sorgenvoll durch seine Haarsträhnen hindurch und sie hebt abwehrend die Hände.

"Ich versuche nicht, das Schicksal herauszufordern. Ich hab nur meine Gedanken aufgeschrieben. Und ich- Ich meine, du weißt doch viel mehr als ich. Vielleicht sollst *du* rausfinden, was das alles bedeutet."

Sein Blick haftet noch für einen kurzen Moment an ihrem Gesicht, dann senkt er ihn mit einem Nicken und einem gemurmelten "Natürlich." zurück auf den Block vor sich.

Ein Schweigen tritt ein, in dem Joanna nervös mit einem losen Faden am Bund ihres T-Shirts herumspielt. Und als sie schließlich wieder den Kopf hebt, stellt sie fest, dass der Maler noch immer auf ihre Schrift starrt. Um die Kuppe seines Zeigefingers hat er eine dünne Haarsträhne

gewickelt, an der er immer fester zieht, bis sie plötzlich nachgibt.

Von dem unerwarteten Ruck aus seinen Gedanken geholt, steht er auf und klemmt den Block vor seine Brust, die ausgerissenen Haare in der Hand verbergend. "Ich danke dir für deine gewissenhafte Arbeit. Ich werde mich mit deinen Gedanken beschäftigen und dir morgen die Ergebnisse präsentieren." Damit verlässt er die Küche in Richtung seines Zimmers.

"Das heißt, du brauchst mich heute nicht mehr?" ruft Joanna ihm nach, erhält jedoch keine Antwort.

Seufzend lässt sie sich auf ihren Platz am Tisch plumpsen und nimmt den Deckel von der Schale, die mitten darauf steht.

Kartoffelsalat mit Radieschen, Gurken, Erbsen, Tomaten und Schnittlauch, alles frisch aus dem Garten.

Sie reibt sich die Stirn. "Na dann guten Appetit—"

"Joanna."

"Hm?" Sie blinzelt in das Licht der Taschenlampe, die der Maler auf den Boden ein Stück neben ihrem Kopfkissen gerichtet hat, und setzt sich hastig auf. "Wasn?"

"Warum schläfst du nicht im Zelt?"

"Hm?" Sie sieht zu der Hundehütte hinüber, die sie nahe der Hecke aufgebaut hat. "Da is mein Cello drin."

"Dann solltest du jetzt ins Haus kommen."

Joanna murrend und reibt sich einen Regentropfen von der Stirn. "Na gut." Wankend kommt sie auf die Füße und torkelt, vom Lichtkegel des Malers gefolgt, zum Zelt, um ihr Cello heraus zu holen.

"Frisches Bettzeug liegt schon in deinem Zimmer für dich bereit. Du kannst auch alles andere hier liegen lassen. Ich kümmere mich darum."

"Hm."

Es wird dunkler auf der Wiese, als der Maler nun die Taschenlampe und seinen Schirm für Joanna ins Gras legt und einige Schritte zurücktritt, so dass der Weg zwischen ihr und dem Ausgang frei ist.

Die Anzeige seines Handys wirft kurz ein fahles Licht auf seine Maske. Dann geht die Lampe an der Rückseite an. "Ich hoffe, du kannst bald wieder einschlafen."

Erschöpft schließt er die Tür seines Zimmers hinter sich und lässt seine Schuhe und die Maske an der Treppe zurück. Der Block mit Joannas Notizen liegt auffordernd auf der Chaiselongue, doch er hat schon die letzten zwei Stunden nur gedankenlos auf die verschwimmenden Buchstaben gestarrt und es hilft niemandem, wenn er sich noch weiter den Schlaf verweigert.

So schlurft er an der Chaise vorbei zum Schrank. Die Stirn gegen die Tür gelehnt bleibt er stehen. Joannas Bettzeug fällt raschelnd aus seinen Armen zu Boden und einen Moment lang harrt er reglos aus, bis er die nötige Kraft gesammelt hat, sich kontrolliert neben den Haufen aus Stoff sinken zu lassen.

Träge wühlt er darin herum, bis er endlich eine Knopfleiste findet. Es ist die des Kissens, und der Bezug, der nun dicht unter seinem müde herabhängenden Kopf liegt, duftet wundervoll nach Joannas Haut, ihrem Haar, ihrer Sonnencreme.

Mit einem unterdrückten Laut zieht er den weichen Stoff an sich, als sich das Zimmer um ihn her mit einem mal schrecklich groß und leer an fühlt. Das Zimmer, das Haus, die Welt, alles ist zu groß, zu leer. Blind. Unbeseelt. Und es ist, als wäre er verlorengegangen.

Als gäbe es nur noch ihn hier. Nichts sonst, das lebt und atmet.

In plötzlicher Angst schließt er die Arme fester um das Kissen. Atmet Joannas Duft. Das Einzige, was verhindert, dass er sich in dem Gefühl auflöst. Und wenn sie hier wäre. Wenn er sie halten und sich in ihrer Wärme vor allem verstecken dürfte—

Nein.

Mit einem Ruck lässt er das Kissen los, rappelt sich auf, schlurft zum Bett und verkriecht sich unter seinem verbliebenen Plumeau. Dort wälzt er sich herum, todmüde, traurig, verloren. Und irgendwann hat er einfach keine Kraft mehr.

Fünf Minuten, nachdem er sich mit Joannas Duft wieder in seiner Höhle verkrochen hat, ist er eingeschlafen.

Tag 12

Das Schrillen seines Mobiltelefons reißt ihn unsanft aus einem beklemmenden, form- und zusammenhanglosen Traum.

Unkoordiniert tastet er nach dem Gerät, blinzelt ins grelle Licht der Anzeige und nimmt den Anruf entgegen.

"Schatz?"

Er brummt verschlafen.

"Habe ich dich geweckt?"

Noch ein Brummen. Dann räuspert er sich und dreht sich ächzend auf den Rücken. "Was ist?"

"Dienstag, und bald ein Uhr, und du hast mir noch immer keine Einkaufsliste durchgegeben."

"Eins?" Erschrocken setzt er sich auf. "Nachmittags?"

"Was denn sonst?" Sérafine lacht und runzelt die Stirn. "Ist alles in Ordnung?"

"Ich habe fast neun Stunden am Stück geschlafen." Und da er keine Spur von Entzug verspürt, muss sich seine Abhängigkeit endgültig so weit verselbständigen haben, dass er sich darum kümmern kann, ohne gänzlich wach zu sein.

"Das ist doch schön, wenn du dich endlich einmal richtig ausruhen konntest."

Seufzend schaltet er das Licht ein und kommt auf die Füße. "Besorge

bitte das Gleiche wie vergangene Woche, ausgenommen die Baustoffe."

"In Ordnung. Ich bin dann in etwa drei Stunden bei dir."

"Hm." Damit legt er auf und schlurft zur Chaise hinüber, wo Joannas Notizen auf ihn warten.

Die Luft unter den Bäumen am Tor ist unerwartet kühl und Sérafine zieht fröstelnd die Schultern hoch, während sie auf Louis wartet.

Eine Woche lang hat sie sich nun den Kopf darüber zerbrochen, wie sie Joanna befreien und Louis dennoch am Leben halten könnte, aber ihr ist einfach nichts eingefallen. Und sie würde sich gern einreden, dass sie schon instinktiv das Richtige tun wird, aber sie fühlt es in ihren Knochen, dass es das Richtige nicht länger gibt. Ohne das Schicksal wird Louis keinen Grund mehr haben, an seiner längst getroffenen Entscheidung zu zweifeln. Es wird keinen nur halb bewussten Hilferuf mitten in der Nacht geben, dem sie in panischer Hast folgen kann. Sie wird nur noch seine Leiche finden.

Und dann?

Gegen ihre Tränen anblinzelnd sieht sie auf die Uhr, ehe sie wieder die Arme vor der Brust kreuzt. Sie hat nie darüber nachgedacht, was dann passiert. Was sie tun könnte. Wie sie selbst überleben soll, wenn Louis sie mit Gewalt zwingt, ihn endlich loszulassen.

Sie versucht, es sich vorzustellen, doch es geht nicht. Ihre Gedanken blockieren, ihre Gefühle straucheln. Es tut einfach zu weh.

Also zündet sie sich noch eine Zigarette an, um sich abzulenken, und bläst Rauchkringel in den kaum spürbaren Wind.

Als Louis schließlich hinter der letzten Biegung der Einfahrt hervor tritt, streift sie die Glut von ihrer angerauchten Kippe.

Seine Haltung wirkt angespannt, und wenn sie sich konzentrieren könnte, würde ihr der Blick ihrer Gabe wohl schon aus der Ferne einiges zeigen. Doch so dauert es, bis Louis direkt vor ihr steht, ehe sie die Details seiner brüchigen, teilnahmslosen Fassade erkennen kann. Durch die Risse schimmern vage Formen. Wie Sturmwolken. Düster, zerwühlt und hoch aufgetürmt.

"Louis? — Was ist passiert?" Stirnrunzelnd beobachtet sie, wie er durch den geöffneten Torflügel tritt, zum Wagen hinüber geht, zurück

zum Tor, zum Mauervorsprung daneben, zum Wagen, zum Tor, zur Mauer. "Du platzt ja gleich. — Sollen wir zuerst dein Gewicht erledigen?" Sie holt die Waage aus dem Kofferraum, stellt sie auf eine halbwegs ebene Stelle im Asphalt und steigt kurz darauf, um die Genauigkeit zu prüfen. "Kommst du?" Sie sieht zu Louis, der sich in der Zwischenzeit hinter dem Auto verschanzt hat und mit der Hüfte am Kofferraum lehnt, den Kopf müde gesenkt. "Schatz?"

"Ich will nicht."

Um Geduld bemüht, schließt Sérafine die Augen und atmet durch. "Du bist schon vorletzten Woche ohne Diskussion davongekommen, und die davor auch. Und das ist in Ordnung; ich verstehe, dass du ab und zu eine Pause brauchst. Aber es gibt Grenzen."

"Letzte Woche war mein Gewicht gut, trotz der Pause."

"Ja, und ich bin stolz auf dich. Aber du weißt auch, dass ein zweiwöchiger Rhythmus auf Dauer für dich nicht funktioniert. — Wir können es gerne aufschieben, bis wir die Einkäufe ins Haus getragen haben, aber du bekommst kein Morphin, ehe ich nicht dein Gewicht kenne."

"Bitte, Sérafine."

"Nein." Sie lehnt sich an die noch geschlossene Seite des Tors, während Louis wieder hin und her zu laufen beginnt.

"Ich kann nicht. Ich-" Er fährt sich mit der Hand über seinen zerzausten Scheitel. "Ich fühle mich nicht gut."

"Was ist denn passiert? — Schatz, ich kann dir nicht helfen, wenn du mir nicht sagst, was los ist."

"Es ist nichts los."

"Louis, ich bitte dich. Du bist völlig aufgelöst. Und du *willst* darüber sprechen."

"Will ich nicht."

Sérafine seufzt. "Gut, dann kau noch ein bisschen darauf herum, während du auf die Waage steigst. — Na komm. Mit dem Rücken zur Anzeige, dann ist es halb so schlimm. — Louis."

"Ich will nicht!"

"Ich weiß, Schatz. — Und wir können immer noch zuerst die Einkäufe ins Haus bring-" Sie bricht ab, als er unvermittelt nachgibt.

Den Kopf gesenkt und mit Widerwillen in jeder Bewegung streift er seine Schuhe ab, drückt Sérafine seinen Frack in die Hand und steigt auf die Waage.

"Das kann nicht stimmen." murmelt sie, nachdem sie einige Sekunden

lang stirnrunzelnd auf die Anzeige gestarrt hat. "Geh mal runter." Sie steigt selbst auf die Waage, doch die Zahlen sind die gleichen wie zuvor. "Stell dich noch mal drauf. — Was um alles in der Welt hast du getan, Louis?"

"Nichts."

"Du hast abgenommen, und nicht zu knapp!" Sérafine stützt die Fäuste auf die Hüften und sieht Louis mit einer Mischung aus Sorge und unverhohlenem Ärger an. "Was ist passiert, dass du in einer Woche so viel verloren hast?"

Er reagiert nicht. Also geht sie zu ihm hinüber.

"Wenn du es nicht aussprechen willst, zeig es mir."

Hastig weicht er vor ihr zurück. "Fass mich nicht an! Lass mich nur einmal mit deiner Möchtegern-Therapie in Ruhe und gib mir meine Drogen."

"Nein."

"Ich bitte dich auf meine eigene Verantwortung."

"Nein."

"Ich bin erwachsen!"

"Nicht wenn es ums Essen geht."

"Sérafine, bitte!" Erschöpft lässt er sich an die Mauer neben dem Tor sinken. "Die letzten Tage waren sehr anstrengend. Ich kann jetzt wirklich keine Fragestunde gebrauchen."

"Gut, dann ziehe ich wieder bei dir ein, bis du deinen Gewichtsverlust ausgeglichen hast." Stoisch erwidert sie seinen Blick, und einen Moment später dreht er sich, um mit den Fäusten gegen die Mauer zu boxen.

"Louis!" Sérafine greift nach seiner Schulter, doch er hat schon wieder von den Steinen abgelassen und entzieht sich ihrer Berührung mit einem Schritt zur Seite.

"Ich sagte, du sollst mich nicht anfassen!"

"Dann verletz dich nicht vor meinen Augen."

Schweigen.

"Schatz, nun rede doch mit mir! Was ist passiert?"

Schweigen.

Resigniert legt Sérafine die Hände zusammen. Statt Teilnahmslosigkeit verstellt jetzt ein Gewühl aus Zorn und Hilflosigkeit ihren Blick, und sie muss sich stark konzentrieren, um die Formen zu erkennen, aus denen Louis' Sturmwolken aufsteigen wie aus grollenden Vulkanen. "Du hast Angst." sagt sie leise.

"Ich möchte nicht darüber reden." Er stützt sich mit den Unterarmen an die Mauer und lehnt den Scheitel an seine überkreuzten Handgelenke.

"Du weißt nicht, was du tun sollst. — Schatz, was ist denn nur- Geht es Joanna gut?"

Mit einem angestrengten Schnaufen löst er sich wieder von den Steinen, geht ein paar Schritte, reibt über seine aufgeschürften Knöchel. Kehrt zur Mauer zurück. Geht zum geschlossenen Torflügel. Beißt die Zähne zusammen. "Ihr Freund war hier." stößt er dann hervor.

"Und?"

"Sie hatte mir verschwiegen, dass sie ihn erwartet. Sie wollte unsere Arbeit sabotieren. Und ich-" Sein gesamter Körper verkrampft sich, als die Erinnerungen an diesen Tag eiskalt in ihm aufsteigen.

Besorgt mustert Sérafine sein gesenktes, maskiertes Gesicht. "Louis? Was hast du getan?"

Seine Antwort, kaum hörbar: "Nichts."

"Nichts?"

"Ich- ich sollte sie bestrafen, aber ich-" Er stößt die Luft aus. "Ich habe ihr Angst gemacht."

"Geht es ihr gut?"

"Nein, natürlich nicht!"

"Ich will mit ihr sprechen."

Der Maler macht eine einladende Geste und Sérafine lässt sich schwer an die Motorhaube ihres Wagens sinken.

"Wann ist denn das alles passiert?"

"Vorgestern."

"Und wie steht dieser Zwischenfall mit deinem fehlenden Gewicht in Zusammenhang? — Louis, antworte mir." Ungeduldig sieht Sérafine zu, wie er die Gitterstäbe des geschlossenen Torflügels befragt, bis er die Worte endlich heraus bekommt.

"Ich habe entzogen."

"Du wolltest dich dafür bestrafen, wie du dich Joanna gegenüber verhalten hast."

"Nein. Es- Ich habe es am Tag davor getan."

"Warum?"

Wortlos zieht Louis die Schultern hoch, während Sérafine die Scham beobachtet, die matt glühend und zäh aus seinem Erdinneren fließt.

Die Stille dauert lange, und schließlich begreift sie, dass er es nicht aussprechen wird.

Er sieht sie nicht an, als sie sich neben ihm ans Gitter lehnt. Nur seine Hände schließen sich fester um die Streben.

Vorsichtig nähern sich ihre Finger den seinen. Doch kurz bevor sie ihn berühren kann, zieht er seine Hand mit einem Ruck weg.

"Schwör mir, dass du mit niemandem darüber sprechen wirst." verlangt er. "Mit niemandem. Ganz gleich, für wie wichtig du es hältst."

Sérafine nickt.

"Sag die Worte."

"Ich schwöre, dass ich mit niemandem über deine Gefühle sprechen werde, ganz gleich, für wie wichtig ich es halte."

Louis atmet aus. Steht da, seine Hand jetzt als Faust an seine Brust gepresst, als würde er darin etwas vor Sérafine verstecken. "Du darfst diesen Schwur unter keinen Umständen brechen. Egal was geschieht."

"Ist gut, Louis." sagt Sérafine sanft. "Ich werde dein Geheimnis mit ins Grab nehmen."

Noch immer zaudert er, löst seine Faust von seiner Brust, zieht sie auf halbem Weg wieder zurück, meidet Sérafines Blick. Doch schließlich umfasst er eine Strebe, lehnt seine maskierte Stirn an das Gitter und lässt seine Gefühle los.

Und als Sérafine dann auch noch ihre Hand auf seine legt, kommt seine innere Welt in einen überwältigend detailreichen Fokus; als hätte sie ein Fernglas an die Augen gehoben und scharfgestellt.

Unter seinem noch immer brodelnden Sturmtief liegt das übliche Gewirr aus Felskanten, Sand, erkalteter Lava und den hier und da von einem Blatt gezierten Dornbüschen. Doch tief im Hinterland hat sich ein Mauerring aus kalter Angst erhoben, verstärkt mit Streben aus Selbsthass und gespickt mit den rostigen Nägeln seiner Schicksalsfurcht. Der Boden ringsum ist aufgewühlt von den Spuren seiner Gedanken, die wie müde, blasse Geister vor und zurück durch die Mauer schleichen.

Dahinter liegt ein Katastrophengebiet. Verbrannte Erde, verkohlte Büsche, geschmolzener Fels, auseinandergefragt von der Druckwelle einer Explosion. Im Zentrum klappt tief und blutend der Bombenkrater. Und als Sérafine die Bruchstücke des Geschosses betrachtet, die in den Kraterwänden stecken, lässt der schmerzliche Kloß in ihrem Hals nur eine Interpretation zu.

"Du hast dich in sie verliebt—"

"Ich habe entzogen, um die Gefühle loszuwerden." flüstert der Maler heiser und zieht seine Hand zurück. "Es hat nicht funktioniert. Und selbst wenn ich ihr ohne Maske gegenüberetrete, empfinde ich- Wärme. Es kann so nicht weitergehen."

"Warum nicht?" fragt Sérafine tonlos.

"Weil es mich von der Arbeit ablenkt. Es verschwendet Joannas Zeit und ich- ich weiß nicht, wie lange das Schicksal es tolerieren wird, ehe-" Er bricht ab, geht zur Mauer auf seiner Seite des Tors und lässt sich dagegen sinken. "Was muss ich tun, damit es aufhört?"

Sérafine lächelt traurig. "Das wüsste ich manchmal selbst gern, glaub mir. Aber ich habe keine Ahnung."

Frustriert sieht der Maler sie an. "Du hast mir gezeigt, wie ich einen Flashback abwenden kann, ohne mich zu schneiden!"

"Das ist etwas anderes."

"Du hast mir gezeigt, wie ich einer Panikattacke vorbeugen kann."

"Das ist alles nicht das Gleiche wie Liebe."

"Du sagtest, du wolltest mir helfen!"

"Das will ich ja auch. Aber ich kann nicht."

"Und ich kann so nicht weiterarbeiten! Wie soll ich Joanna helfen, sich an das Prinzip zu erinnern, wenn ich- nur mit mir selbst beschäftigt bin?"

Mit einem bleischweren Gefühl in der Brust senkt Sérafine den Blick. Es ist so weit. "Louis—"

Müde schüttelt er den Kopf. "Würdest du mir jetzt bitte meine Drogen geben? Und die Wagenschlüssel."

Sie gehorcht und hält die Heckklappe, während Louis einen Korb mit Einkäufen aus dem Kofferraum wuchtet.

Beide Arme um einen Stoffbeutel voller Hafermilch und Nährstoffpulver geschlungen folgt sie ihm danach durch das Tor. "Erinnerst du dich an die Zeit, als du gerade aus Indien zurückgekehrt warst und bei mir untergekrochen bist?" fragt sie unvermittelt. "Schatz?"

Er sieht auf und sie zwingt ein Lächeln auf ihr Gesicht.

"Das war meine erste eigene Wohnung. Fünfunddreißig Quadratmeter mitten in Paris, ein Stockwerk über einem Café."

"Bordell." korrigiert der Maler kaum hörbar und starrt wieder auf den Kiesweg.

"Na gut, einem 'Café'." Sie kratzt mit den Fingern einer Hand die Anführungszeichen in die Luft. "Als ich eingezogen bin, waren die Wände

so schmutzig, dass ich dreimal streichen musste, um sie weiß zu kriegen. In der Küche fehlte mitten über dem Herd ein Backstein. Und das Bad war so winzig. Aber stilvoll. Mit einem Kachelmosaik. Eine Nymphe am See. Nur dass du all die hübschen kleinen Spiegelsteinchen im Wasser mit Farbe überpinselt hast." Sie lächelt wieder, diesmal aufrichtig und frech. "Und trotzdem hast du dir zum Duschen noch eine Augenbinde angezogen. Du sahst aus wie ein verkappter Zorro!" Sie prustet los und Louis wirft ihr einen misstrauischen Blick zu.

"Das ist nicht witzig. Und du hättest darauf verzichten können, ständig herein zu platzen, wenn ich geduscht habe."

"Ach komm, das war doch nur ein oder zwei mal. Ich musste pinkeln."

"Es ist wesentlich öfter vorgekommen."

"Wirklich?" Sie lacht wieder und wird rot. "Das tut mir leid. Es war bestimmt keine Absicht. Du weißt, ich habe eine Sextanerblase. — Warte—" Ihre Schritte stocken, als sie die Stirn runzelt. "Hast du deshalb versucht, einen Duschvorhang anzubringen?" Ächzend reibt sie sich die Stirn. "Und ich hab dir noch gesagt, dass die Wände viel zu morsch sind, um reinzubohren. Ich hätte die Kautions wirklich gern zurückgekriegt—"

"Du hättest mir den Badezimmerschlüssel geben können."

"Es gab wirklich keinen."

"Oder mir erlauben können, einen Riegel anzubringen."

"Du weißt genau, warum ich das nicht getan habe."

Der Maler presst die Lippen zusammen. "Vor allem hättest du mich nicht anstarren müssen."

Empört stützt Sérafine eine Hand auf die Hüfte. "Ich hab dich doch nicht angestarrt!"

"Ich kann fühlen, wenn mich jemand ansieht, und ich fühle auch, wo er hinsieht."

"Na gut. Einmal habe ich vielleicht einen Blick auf deinen niedlichen kleinen Hintern geworfen, aber ich habe dich nicht angestarrt."

Der Maler schnaubt, und für ein paar Schritte kehrt Schweigen ein, ehe Sérafine leise ihre Geschichte fortsetzt: "Am meisten hab ich an der Wohnung geliebt, dass du bei mir warst. Ich hatte mir so gewünscht, dich wiederzusehen, und dann standest du eines Nachts einfach vor meiner Tür. Ich war so froh." Lächelnd sieht sie zu ihm hinüber. "Es war nur sonderbar, dich plötzlich als Erwachsenen zu sehen. Das letzte Mal, als wir zusammen unter dem Pflaumenbaum gegessen haben, war ich noch über einen Kopf größer als du, und plötzlich war es umgekehrt—"

Ich hatte mir solche Sorgen um dich gemacht nach diesem Brief. Und du bist im Wohnzimmer auf und ab gelaufen und wolltest mir so dringend etwas sagen, aber du konntest es nicht, und dann plötzlich- bist du einfach zusammengebrochen. Du hast bis zum Morgen nur geweint. – Ich habe nie wieder einen Menschen im Arm gehalten, der sich so leer und verzweifelt angefühlt hat wie du in diesen ersten Tagen in Paris. Aber dein Glaube an das Schicksal hat dir wieder auf die Beine geholfen. Deshalb habe ich nicht weiter versucht, es dir auszureden—"

Der Maler verlangsamt seine Schritte.

Auch Sérafine bleibt schließlich stehen und dreht sich zu ihm um. "Louis, ich-" Sie schüttelt den Kopf. "Ich denke, dass dein Traum nur ein Traum war."

"Tu mir das nicht an." flüstert der Maler tonlos. "Nicht jetzt."

"Schatz, es ändert nichts daran, dass ich immer für dich da sein werde. Und ich habe dich auch bisher immer unterstützt, oder nicht? Ich habe dir das Reisen ermöglicht. Weiß du, wie aufwendig es ist, für manche Länder ein Visum zu organisieren? Oder dir deine Drogen hinterherzuschicken? Und ich tue all diese Dinge gern für dich, solange ich das Gefühl habe, dass sie dir helfen oder zumindest nicht schaden. Aber-" Sie fährt sich mit der Hand über die Stirn und folgt Louis, als der sich wieder in Bewegung setzt. "Schatz, es geht jetzt nicht mehr nur um dich und mich. Du hast eine unschuldige Person in diese Sache hineingezogen, du hältst Joanna gegen ihren Willen hier fest, ich kann das nicht mehr verantworten."

"Du brauchst es auch nicht zu verantworten." spuckt der Maler mit unvermitteltem Ärger. "Ich treffe meine eigenen Entscheidungen."

"Natürlich, aber auf welcher Basis!" Hilflos schüttelt Sérafine den Kopf, während sie sich anstrengt, mit Louis schrittzuhalten. "Wegen irgendeinem Traum, den du vor zwanzig Jahren hattest? Und du zweifelst doch selbst."

"Nein."

"Das hast du immer. Also wie kannst *du* es verantworten, Joanna mit dieser fadenscheinigen Begründung hier einzusperren? Ganz zu schweigen von den Konsequenzen für dich. Wie lange wird es noch dauern, ehe Joannas Freunde doch die Polizei herschicken? Und was wirst du dann tun? Aus dem hier eine Geiselnahme machen? Für eine Mission, an die du nicht einmal wirklich-"

"*Nein!*" Zornig stößt er die Haustür auf und stampft in die Küche, wo

er den Korb auf die Arbeitsplatte neben dem Kühlschrank wuchtet.

Sérafine stellt ihren Beutel dazu und reicht Louis die Einkäufe an, während er sie verstaut.

"Schatz, ich kann dich nicht vor allem beschützen, verstehst du das nicht? Und ich habe nur deshalb noch nicht eingegriffen, weil ich keine Ahnung hatte, wie ich das tun soll, ohne zu riskieren, dass du wieder suizidal wirst. Ich weiß es immer noch nicht. Aber es geht wohl nicht anders, und ich- ich denke, ich vertraue darauf, dass du bald zur Vernunft kommen und Joanna gehen lassen wirst, und dass-"

"Und wenn nicht? Holst du dann die Polizei?"

"Nein, Louis! So ein Unsinn. Ich werde dich nicht verraten, niemals, hörst du? Und ich werde auch nicht zulassen, dass dich jemand einsperrt oder dir weh tut. Niemals. Aber genau so wenig kann ich zulassen, dass du Joanna hier gefangen hältst."

"Ich habe doch keine andere Wahl!"

"Schatz, du bedeutest mir unsagbar viel. Dein Wohlergehen hat für mich die höchste Priorität, aber der Schaden, den dein-"

"*Mein Wohlergehen?*" explodiert der Maler. "Du weißt doch nicht einmal, was das ist! Du kannst etwas sehen, das du für meine Gefühle hältst, aber du hast diesen Traum nicht gehabt, du hast mein Leben nicht gelebt! Du verstehst nicht, wie es ist, hier festzustecken, ohne Ausweg. Du *willst* es nicht verstehen, denn dazu müsstest du mir zuhören und mich ernst nehmen und mir glauben. Aber du willst nur kontrollieren was ich tue. *Alles* was ich tue. Du willst mich lieber leiden sehen, als mir zuzuhören und mir zu vertrauen. Du willst mich lieber zwangsernähren, als auch nur meine Souveränität über meinen eigenen verdamnten Körper anzuerkennen. Du willst mich am Leben erhalten, egal was-"

"Weil ich dich kenne, Louis. Weil ich deine *Krankheit* kenne."

"Und das ist alles, was ich bin? Krank? Unzurechnungsfähig?"

"Das habe ich nicht gesagt."

"Das brauchst du auch nicht!" Er legt seine geballten Fäuste an die Stirn, dann stiert er Sérafine an. "Ich möchte, dass du jetzt gehst."

"Nein." Entschlossen kreuzt Sérafine die Arme vor der Brust. "Du wirst dieses Gespräch nicht einfach beenden."

"*Verdammt noch mal!*" brüllt er so laut, dass Sérafine erschrocken zusammenzuckt und deutet auf die Tür. "*Raus!*"

"Schrei mich bitte nicht an."

"*Verschwinde!*"

Später am selben Abend sitzt Sérafine, gewärmt von einer halben Flasche Rotwein, einer schnurrenden Katze und der Musik aus ihrer Zeit in Paris im Liegestuhl auf der Terrasse.

Sie nimmt den Blick nicht von den dunklen Silhouetten der Sträucher, die ihren Garten einrahmen, als die Haustür aufschwingt.

"Séra? Du bist noch da?"

"Hier draußen."

"Hattest du nicht noch einen Termin heute Abend?" Schritte in der Diele.

"Hab ich abgesagt."

Ein kaum hörbares Klicken. Dann fällt Licht durch die Glasfront. "Ist alles in Ordnung?"

"Ja. Mach das Licht wieder aus, sonst kommen die Mücken rein."

"Ich brauche nicht lang. Möchtest du auch ein Stück Pizza? Hätte ich gewusst, dass du da bist, hätte ich dir eine mitgebracht."

"Ich habe keinen Hunger."

"Hast du die Katzen schon gefüttert?"

"Ja."

Geschirr klappert, erneute Schritte, dann tritt Teresa durch die Schiebetür, die sie mit einem Rums hinter sich zugleiten lässt.

"Hier, ich habe dir trotzdem einen Teller mitgebracht. Wie ich dich kenne, hast du noch nichts gegessen und-" Sie bricht ab, als sie im fahlen Licht zuerst die Weinflasche, dann den gefüllten Aschenbecher bemerkt. "Du hattest doch aufgehört!" Sichtbar enttäuscht stellt sie Teller, Besteck und Pizzakarton ab und lässt sich in ihren Liegestuhl sinken. "Was ist los?" fragt sie dann leise.

Stumm schüttelt Sérafine den Kopf. Erst als Teresa ihren Stuhl neben Sérafines zieht und einen Arm um sie legt, murmelt sie: "Ich kann nicht darüber reden."

"Warum nicht?"

Wieder schüttelt Sérafine den Kopf.

"Ach Liebes." Sanft streicht Teresa Sérafine den Pony aus dem verheulten Gesicht. "Nun erzähl es mir schon. Du weißt doch, dass deine Geheimnisse bei mir sicher sind. Auch die hässlichen."

Sérafine lacht auf, kurz und hilflos, gefolgt von einem Schweigen, in dem Teresa sie über die Armlehne hinweg festhält und ihren Rücken streichelt.

"Du bist schon die ganze Woche über so fahrig und geistesabwesend." sagt Teresa leise. "Seit du mit deinem speziellen Klienten telefoniert hast. Und heute ist wieder ein Dienstag."

"Deine Pizza wird kalt."

"Ich werde sie mir aufwärmen."

"Bitte iss."

Seufzend dreht Teresa ihren Stuhl zum Tisch und nimmt ein Stück Pizza aus der Schachtel, um es manierlich, doch erkennbar hungrig mit Messer und Gabel zu essen. "Es muss mit deinem Spezi zu tun haben." beschließt sie zwischen zwei Bissen. "Er ist das einzige, über das du mir nie etwas erzählst."

"Als könntest du das wissen."

"Ich weiß es!"

"Du weißt überhaupt nichts." Müde reibt sich Sérafine die Stirn.

"Ich bin hier, Flori sitzt auf deinem Schoß, Tabi ist die Treppe hochgeflitzt, als ich das Licht eingeschaltet habe, und außer uns und deinem Spezi hast du niemanden. — Starr mich nicht an, das hast du selbst so gesagt." Dann kommt Teresa ein schrecklicher Gedanke und sie lässt die Gabel sinken. "Bist du krank?"

"Nein."

"Verschweig mir bitte nichts, nur um mich zu schonen. Selbst wenn es-"

"Ich bin wirklich nicht krank."

Erleichtert atmet Teresa aus und speißt eine Olive und ein Stück Sardine auf ihre Gabel. "Dann bleibt nur dein Spezi." sagt sie kauend. Schweigen.

Teresa schluckt, isst weiter, ebenfalls schweigend und offenbar entschlossen, nicht als erste nachzugeben. Doch als Sérafine unvermittelt zu weinen beginnt, verlässt sie ihre abwehrende Haltung, um ihren Stuhl wieder zu ihrer Liebsten zu drehen.

Zärtlich nimmt sie Sérafines Hand in ihre. "Ich mache mir ernsthafte Sorgen um dich. Schon seit einer Weile."

"Das brauchst du nicht."

"Du wirkst immer furchtbar erschöpft, wenn du bei ihm warst."

"Das stimmt nicht."

"Aber es kommt oft genug vor." Teresa mustert Sérafines Profil. "Warum tust du dir das an?"

Sérafine lacht trocken. "Wenn ich kündigen könnte, würde ich, glaub mir."

"Schick doch einfach jemand anderes. Was soll groß passieren? Oder steht dein Name in seinem Vertrag?"

Unwillig macht Sérafine sich los. "Es geht nicht um Verträge. Und jetzt will ich nicht weiter darüber reden."

"Das ist mir gleich, Sérafine." Teresa richtet sich auf ihrem Platz auf. "Wir sind seit bald neun Monaten zusammen, aber ich weiß nichts über diesen Mann. Wenn ich ehrlich bin, habe ich das Gefühl, dass du ihn irgendwie mit mir betrügst. Und wenn wir schon bei deiner Geheimniskrämerei sind: Was ist mit all den Blankorezepten und dem Morphin in deinem Schlafzimmer?"

Sérafine erstarrt, ehe sie verärgert die Stirn runzelt. "Du schnüffelst in meinem Haus herum?"

"Es lag völlig offen in deiner Sockenschublade!"

"Schön. Es geht dich trotzdem nichts an. Louis ist eine geschäftliche Angelegenheit."

"Er hat also einen Namen. Und du besorgst ihm Drogen? Du bist seine Dealerin?" entgeistert schüttelt Teresa den Kopf. "Hast du den Verstand verloren?"

"Das ist meine Sache."

"Glaubst du, es wäre mir gleichgültig, wenn du wegen diesem Typen in Schwierigkeiten gerätst? Gefälschte Rezepte, Drogenhandel, deswegen könntest du im Gefängnis landen! — Jetzt sag doch was!"

"Bitte geh."

"Séra—"

"Und komm nicht zurück."

Teresa öffnet den Mund, um etwas zu sagen. Klappt ihn wieder zu. Starrt Sérafine an. "Das meinst du nicht ernst." sagt sie dann leise.

Sérafine erwidert nur stumm ihren Blick.

"Aber warum? Weil ich mir Sorgen um dich mache? — Was- was hab ich denn getan? Séra—"

"Das ist nicht wichtig."

"Doch." Teresas Stimme verschwindet fast in der kühlen, dunklen Luft zwischen ihnen.

Kraftlos lässt Sérafine ihre Augen zufallen und beginnt wieder, die Katze zu kraulen, die sich gerade in eine bequemere Haltung gewälzt hat. "Ich will, dass du gehst, weil ich weiß, dass du nie in mich verliebt

warst. Du hast nur das Hochgefühl darüber, endlich alle deine erotischen Facetten auszuleben, mit Liebe verwechselt. Das ist dir schon länger bewusst, aber du schiebst die Trennung auf, weil du Angst hast, dass es nicht an mir liegt, sondern dass dein Interesse an Frauen generell nicht über das Sexuelle hinausgeht. Und was, wenn du keine Zweite wie mich findest, die sich verleugnen lässt?

Dir graust vor den Entscheidungen, die du dann würdest treffen müssen. Dein biphober Mann, deine labile Tochter, dein erzkatholischer Vater - du würdest dich aus der Verzweiflung befreien, die du fühlst, weil du nicht so geliebt wirst, wie du wirklich bist, aber gleich in die nächste stürzen, weil du alles verlierst, was du kennst, und du dich ohne eine romantisch geladene Partnerschaft wertlos, verletztlich und einsam fühlst. Was du mit mir hast, erscheint dir als das Optimum, und du versteckst dich vor dem unvermeidlichen Ende, indem du dir einredest, mein mangelndes Vertrauen wäre unser einziges Problem, während der Sex dich über deine Zukunftsangst hinwegtröstet."

Entgeistert und völlig überfordert starrt Teresa sie ein paar Sekunden lang an, während Tränen über ihre Wangen laufen. "Sérafine, was zur- Wie kommst du auf die Idee, ich-" Sie bricht ab, als Sérafine ihr Weinglas auffüllt und es dann in einem Zug leert.

"Ich nehme es dir nicht übel. Ich wusste von Anfang an, wie es enden würde, aber ich habe dich trotzdem genommen. Weil du mich wolltest. Im Gegensatz zu Louis."

Teresa nickt langsam. Dann wischt sie sich über das Gesicht und steht auf. "Wie gut, das zu wissen." sagt sie heiser.

"Aber mach dir nicht die Mühe, mir die Drogenfahndung auf den Hals zu hetzen. Die kennen mich und meine rachsüchtigen Ex-Freundinnen schon."

"Ganz gleich, was du mir antust, Séra." flüstert Teresa. "Ich würde dich nie verraten." Damit nimmt sie ihre Pizzaschachtel und verlässt das Haus.

Als die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen ist, geht Sérafine ins Wohnzimmer, schaltet das Licht wieder aus und die Musikanlage an, damit James Taylors *Long Ago and Far Away* abgespielt wird, während sie sich mit einer weiteren Zigarette in den Liegestuhl zurück fallen lässt.

"Dickes Florentinchen." neckt sie die Katze, die gleich wieder auf ihre Knie springt. "Ich hab ein solches Pech mit Frauen. Und Frauen noch viel größeres Pech mit mir." Sie legt die Arme um Florentine und schmiegt

die Wange an ihr weiches Fell. "Du hättest auch nicht gedacht, dass Louis sich noch mal verlieben kann, hm? Niemand hätte das gedacht. Niemand."

Joanna hebt den Blick von den Notizen, die der Maler ihr vor einer knappen Stunde vorbeigebracht hat, als aus der Halle plötzlich Stimmen zu hören sind. Sérafine und der Maler, die auf Französisch streiten.

Unbehaglich schleicht sie auf die Galerie hinaus, um zu versuchen, sich aus den wenigen ihr bekannten Worten den Grund der Auseinandersetzung zusammenzureimen. Ihr Name fällt. Geht es darum, sie freizulassen?

Dann fängt der Maler an zu brüllen. Sérafine scheint ihn beruhigen zu wollen, doch es funktioniert nicht, und wenig später stampft der Maler durch die Halle, die leise protestierende Sérafine vor sich her schiebend, knallt die Tür hinter ihr zu und verschwindet im Keller, wo er ebenfalls die Tür knallt.

'Er hat nicht abgeschlossen!' schießt es Joanna durch den Kopf. Er hat Sérafine rausgeworfen und ist in seinem Zimmer verschwunden, ohne vorher die Haustür abzuschließen!

So schnell sie kann hastet sie aus ihrem Zimmer, aber auf der Treppe kommen ihr Bedenken. Was, wenn es bei dem Streit um etwas anderes gegangen ist. Was, wenn Sérafine sie zurückschickt oder den Maler ruft, wenn sie ihr über den Weg läuft?

Also steigt sie ins Atelier hinauf, zu einem der Fenster an der Front des Hauses. Und tatsächlich steht Sérafine auf dem Kiesrondell, eine Zigarette in der einen, ihr Handy in der anderen Hand, und tippt etwas.

Joanna reibt sich genervt über den Nacken. Streiten sie jetzt per Textnachricht weiter? Es wirkt so, auch wenn Louis' Antworten offenbar jedes Mal extrem kurz ausfallen.

Und schließlich - *endlich* - steckt Sérafine das Handy zurück in ihre Umhängetasche und macht sich auf den Weg die Einfahrt hinunter.

Nervös mit dem Knie wippend wartet Joanna, bis Sérafine hinter der ersten Biegung der Einfahrt verschwunden ist. Setzt an, zur Luke zu schleichen. Stoppt.

Was, wenn Sérafine noch mal zurückkommt. Oder wenn sie am Tor bei ihrem Auto wartet, ob der Maler sie zurück ins Haus ruft.

Aber je länger sie zögert, desto größer wird die Gefahr, dass er sich an die Tür erinnert. Also muss sie es riskieren. Oder hinter dem Waldrand entlang schleichen. Hoffen, dass Sérafine sie nicht hört oder sie für ein Reh hält. Über die Mauer klettern.

Ja. Ja, so wird sie es machen.

Mit rasendem Puls atmet sie durch und schleicht los zur Luke, die Holztreppe hinunter, über den Absatz, die Treppe- Hört ein Geräusch aus der Küche, Schritte, sprintet in einer Explosion aus Panik los, über die Fliesen der Halle, streckt die Hand nach der Klinke aus, kühles Metall unter ihren Fingern, widerstandsloses Aufschwingen- und wird hart am Arm zurückgerissen.

"Warum hast du das getan?" brüllt der Maler mit heiserer Verzweiflung, während er die Tür eilig wieder zustößt und abschließt.

"Es tut mir leid, ich- ich weiß nicht-" Sie stolpert zurück, als er sich mit einem Ruck zu ihr umdreht.

"Begreifst du denn nicht, was ich jetzt-" Er bricht ab, mit einem Schluchzen, das Joanna wie eine Faust in den Magen trifft.

"Doch, ich- ich begreife es!" flüstert sie. "Wirklich! Und ich- weiß, dass ich einen Fehler gemacht habe, und ich- ich akzeptiere meine Strafe." Ihre Augen füllen sich mit Tränen und sie geht sehr langsam auf den Maler zu. "Du brauchst mir nicht weh zu tun, okay? Ich füge mich in mein Schicksal. Ich höre dir."

Der Maler erstarrt, als sie die Hände hebt und sacht an seine Brust legt. Er weicht zurück, stößt jedoch nur gegen das Türblatt. Joanna folgt ihm und seine Atmung wird schnell und abgehackt. Er beginnt zu zittern, doch Joannas Hände streicheln weiter über seine Brust, hinauf zu seinen Schultern.

Panisch versucht er, einen Laut heraus zu bekommen, und als ihre Finger die nackte Haut seines Halses berühren, gelingt es ihm zu flüstern: "Nicht— Bitte—"

Verwirrt hält Joanna inne, sieht in seine Augen und der Maler rutscht mit einem hastigen Schritt am Holz der Tür entlang zur Seite.

"Wir- wir besprechen diese Angelegenheit morgen." wispert er heiser. Dann flüchtet er in den Keller.

Keuchend schließt er die Tür hinter sich, dreht den Schlüssel im Schloss und verkriecht sich unter der Dusche, um an einem sicheren

Ort darauf zu warten, dass sich sein Inneres wieder beruhigt.

Ich füge mich. Ich gehöre dir.

Und ein winziger, dunkler Teil von ihm wollte sich einreden, dass es in Ordnung ist. *Wollte*, dass sich die Wände des Schicksals in dieser Weise um ihn und Joanna schließen, weil er sie halten dürfte, während er es tat. Weil er ihr so nahe sein dürfte.

Doch die selben warmen, zärtlichen Gefühle, die ihm diese Sehnsucht eingaben, zwangen ihn auch, das Entsetzen in Joannas Blick zu sehen, und sie schnürten sein Herz mit dem Wissen ein, dass sie nicht das Schicksal fürchtete, sondern ihn. Ihn und seinen Wahnsinn.

Sie brannten den dunklen Teil fort, und es blieben nur Zärtlichkeit und Panik. Weil er mehr als alles andere wollte, dass es nicht wahr ist. Dass es kein Schicksal gibt. Keine Strafe, die er vollstrecken muss. Dass er Joanna einfach gehen und frei sein lassen kann.

Dann berührte sie ihn so sanft und alles geriet durch einander. Ihre Haut an seiner. Warm. Er stammelte irgendetwas. Flüchtete.

Nun steht er hier, unter dem kalten Wasser, und ganz langsam beruhigt sich sein Puls wieder. Das Zittern lässt nach. Die Panik. Bis er sich genug gefasst hat, um sich abzutrocknen, während er mit langen, entschlossenen Schritten sein Zimmer durchquert, den Schrank öffnet-

Und genau dort holt die uralte Angst ihn wieder ein, um mit ihren vagen, nebulösen Klauen an seiner Entscheidung zu kratzen wie an einem frischen Schorf.

Er schüttelt den Kopf. Streift Unterwäsche über. Ein Hemd. Eine Hose. Eine Maske. Streicht über sein feuchtes Haar. Atmet durch. Schon wieder zittrig.

Joannas Telefon liegt auf der Kommode zwischen Schrank und Chaise. Seine Schlüssel stecken im Schloss der Zimmertür. Doch er geht an beidem vorbei, mit hochgezogenen Schultern. In die Küche. Die Halle. Das Atelier. Zu den Aktenschränken, aus denen er die Zeichnungen wieder hervor holt. Das Notizbuch.

Und dann sitzt er da, in der Dunkelheit, starrt auf Zahlen und Gesichter und wiegt sich immer hektischer vor und zurück, vor und zurück, bis er nur noch schreien will.

Sérafine stöhnt leise, als ihr Telefon sie mit dem Klingelton aus dem Schlaf reißt, den sie Louis zugewiesen hat. Doch dann erinnert sie sich.

Und sofort ist sie hellwach.

"Schatz." Sie kommt auf die Füße und macht sich schon einmal daran, ihre Kleider vom Boden aufzulesen. "Was ist los?"

Seine Stimme, schleppend und sehr leise: "Sie sind hier."

"Wer?"

"Sie sind beide hier."

"Wer denn?"

"Sophie und- mein- meine-"

Sérafine runzelt die Stirn. Es ist nicht das erste Mal, dass Louis halluziniert, aber gewöhnlich hat er dabei eine Panikattacke und ist nicht so ruhig wie jetzt. "Bist du high?"

"Sie waren auf einmal da."

"Was tun sie?"

"Sie sehen mich an."

"Warum sind sie da?" Sie bemüht sich, ihren BH anzuziehen, ohne dabei das Telefon fallen zu lassen. "Weißt du, was sie wollen?"

"Sie schweigen und sehen- sie sehen mich an. Sie sehen durch die Maske. Sie- sie können sehen, was darunter ist. Sie können alles sehen. Alles. Sie sehen- Sie sehen alles."

"Und was wollen sie?"

Stille.

"Schatz?"

"Ich- ich sollte etwas Wundervolles erschaffen. Damit- damit alles-" Er bricht ab und sie kann das Rascheln von Stoff hören. "Damit ihr Leben und meins und alles-"

"Wo bist du gerade?" Sie riecht an den Achseln ihrer Bluse, holt eine frische aus dem Schrank und streift sie über. "Schatz? Wo bist du?"

"Was?"

"Wo du bist."

"In meinem- im- im Keller- Ich-" Neues Stoffgeraschel. Klappern. Dann wieder Louis' Stimme, bleiern und ausgelaugt: "Alles fügt sich zu einem makellosen Strang von Ereignissen."

"Hat Sophie das gesagt?"

"Alles, was je geschehen ist, alles, alles hat auf Joanna abgezielt."

Den Schlaf aus ihren Augen reibend geht Sérafine ins Erdgeschoss hinunter. "Was meinst du damit?"

"Du musst es doch sehen! Ich bin hässlich, damit Marguerite mich hasst, damit ich sie töte, damit ich- das Mädchen töte, damit ich fliehe,

damit ich Sophie finde, damit ich das Prinzip wirken sehe, damit ich ruhelos bleibe, damit ich Anjali finde, damit ich in den Fluss gehe, damit ich krank werde, damit ich träume, damit ich Joanna suche, damit ich sie finde, damit wir das Prinzip finden, damit wir das Kunstwerk erschaffen. Und es- es wusste, es *wusste*, was Joanna vorhat, es *wusste* es, von Anfang an, und ich-" Er bricht ab. Stille. Flüstern: "Ich muss hier sein. Ich muss so sein. Warum- warum bin ich so, wenn es keinen Plan gibt?"

"Schatz, es tut mir so leid."

"Warum bin ich noch hier, wenn es keinen Plan gibt?"

Sérafine schluckt, während ihr Tränen in die Augen steigen. Doch bevor sie noch etwas sagen kann, hat Louis aufgelegt. Auf ihren Rückruf reagiert er nicht - nicht einmal mit einem Lebenszeichen.

Laut fluchend zieht sie ihre Sandalen an, schnappt ihre Segeltuchtasche und rennt los zum Auto.

Er antwortet nicht auf ihr Klopfen, also schließt sie mit ihrem eigenen Schlüssel auf und blinzelt völlig außer Atem in den schwach erhellten Raum.

"Louis?" Ihr Blick huscht von der Chaiselongue zum Bett, unter dessen aufgezogenem Baldachin sie ihn schließlich entdeckt. Sie rennt zu ihm.

Neben der Matratze findet sie eine benutzte Spritze und ein kaum mehr zur Hälfte gefülltes Gläschen mit weißem Pulver, auf dem in Louis' ordentlicher kleiner Schrift das Wort 'Heroin' zu lesen ist.

Von Panik ergriffen packt sie Louis bei den Schultern und schüttelt ihn, während das grelle weiße Rauschen seines High ihre Gabe blendet.

"Louis! Sag was! Hörst du mich? Wie viel hast du genommen? Hast du es aufgeschrieben?" Sie sieht sich hektisch um. "Wo ist das verdammte Dosisheft?!"

"Irgendwo." sagt Louis schleppend und macht eine Geste mit der schlaffen Hand. "Irgendwo da—"

"Wie viel hast du genommen?"

Er gibt ein Geräusch von sich, das wie ein Lachen klingt. "Du bist sooo voller Fragen heute."

"Sag mir, wie viel du genommen hast!"

"Offensichtlich zu wenig." Matt klopf er neben sich auf das Bett. "Sei ganz beruhigt. Leg dich zu mir."

Mit einem Knurren vergräbt Sérafine das Gesicht in den Händen, ehe sie ihre Sandalen abstreift. "Du kostest mich noch den letzten Nerv!"

Er öffnet die Augen, um Sérafine aus winzigen Pupillen anzusehen. "Möchtest du auch einen Schuss? Zur Entspannung?"

"Nein danke."

"Opium?"

"Louis, du weißt genau, dass ich so etwas nicht nehmen will."

Bedauernd schüttelt er den Kopf, zieht Sérafine neben sich auf die Matratze und schließt sie zärtlich in die Arme. "Du weißt ja nicht, was du dir entgehen lässt. Es ist nur eine Lüge, aber doch das Paradies."

"Wie so vieles." antwortet Sérafine eine Spur bitter, während sie ihr Gesicht an seine Brust schmiegt. Für eine Weile versucht sie, nur das langsame Auf und Ab seines Atems zu genießen. Doch schließlich räuspert sie sich. "Was war denn vorhin los?"

"Wann?"

"Du hast mich angerufen. Deshalb bin ich her gekommen."

Louis schweigt einen Moment und seine Finger halten darin inne, träge an Sérafines Zopf herumzuspielen. "Warum sind deine Augen so rot?"

Sie zögert. Das Gleißn des Heroins ist schon wieder im Schwinden begriffen und dahinter kann sie die Schatten von Louis' durchbrechender Depression wahrnehmen. Vielleicht reicht es noch, damit er sie tröstet. Vielleicht wird er ihr aber auch nur mit schlecht überspielter Überforderung zuhören und dumpf sein Bedauern ausdrücken, bis sie das Thema wechselt.

"Bist du erkältet?" hakt er nach.

"Nein." Sie seufzt. "Ich habe ziemlich boshaft mit Teresa schlussgemacht und seitdem eigentlich nur geweint. Aber das war das letzte Mal. Endgültig. Ich will nie, nie wieder eine Beziehung. Nie wieder."

"Meine arme kleine Sérafine."

Bei diesen Worten zieht er sie fester an sich, und als er auch noch beginnt, liebevoll ihren Rücken zu streicheln, kann sie das Weinen nicht mehr zurückhalten. "Ich hatte solche Angst, dass du dir etwas angetan hast!"

"Gibt es nichts Wichtigeres, über das du dir Sorgen machen kannst?"

"Nein." Schniefend lehnt sie die Stirn an seine Schulter. "Du bist mein bester Freund und ich habe dich lieb."

"Lass das." Er schiebt sie von sich. Seine Bernsteinaugen sehen sie

unter halb geschlossenen Lidern an, scheinen sie jedoch nicht wahrzunehmen. Einen Moment später setzt er sich auf, um die Vorhänge des Baldachins zu schließen, eine Decke über sich zu ziehen und sich darunter zusammenzurollen. "Ich bin ein Mörder, sonst nichts. Ich bin ekelhaft."

Die folgende Stille ist so undurchdringlich wie die Dunkelheit, die Sérafine nun umgibt. Und sie weiß, sie sollte es dabei belassen, aber sie ist einfach zu erschöpft, um Louis' Selbsthass auszuhalten. "Es war ein Unfall, Schatz." flüstert sie heiser. "Und du bist nicht ekelhaft." Vorsichtig schiebt sie ihre Finger über das Laken, bis sie unter der Decke auf seinen Rücken stößt. "Du bist mein Freund, und egal was passiert, ich werde dich immer lieb haben."

"Fass mich nicht an."

"Entschuldige."

"Geh weg."

"Ist gut." Mit zusammengebißenen Zähnen verlässt Sérafine Louis' Höhle und sein Zimmer, um sich im Flur an die Wand zu lehnen und an ihrem unterdrückten Schluchzen fast zu ersticken.

Jedes Mal. Jedes verdammte Mal! Ein liebevolles Wort, ein winziges bisschen Nähe, und schon stößt er sie von sich als hätte sie ihm sonstwas angetan.

'Es hat ja nichts mit dem Wollen zu tun.' redet sie sich beruhigend zu. Er *kann* es nicht annehmen, dass er geliebt wird, *kann* diese Idee nicht mit seiner Lebenserfahrung vereinbaren. Sérafines Liebesbekundungen sind nur wohlmeinende Lügen für ihn, die das Schlechte hervor heben, das er für seine wahre Natur hält.

Aber wie könnte sie vor dieser schrecklichen Überzeugung kapitulieren? Wie könnte sie ihn mit diesem Schmerz allein lassen?

Wütend stößt sie sich von der Wand ab und geht auf die Terrasse hinaus, um sich ein paar Zigaretten zu genehmigen.

Es ist wahr, was sie zu Teresa gesagt hat. Wenn sie könnte, würde sie kündigen. Sie würde ihre Liebe für dieses Wrack von einem Menschen abschalten und fortgehen. Aber sie kann es nicht.

Sie stößt den Rauch aus und klopft Asche ins Gras neben ihren Füßen.

Louis ist der einzige Mensch auf der Welt, dessen Innenleben sich nicht wie ein unbeschildertes Museum für psychedelische Kunst anfühlt. Er ist der einzige, dem es manchmal gelingt, sein Inneres vor ihr zu verbergen, so dass es fast so ist, als wäre sie normal. Der einzige, der

nicht immerzu behauptet, etwas für sie zu empfinden, nur um binnen weniger Tage von ihrer Gabe als Lügner entlarvt zu werden.

Und selbst das ist nur die Spitze des Eisberges.

Wenn sie sich vorstellt, ihre Finger würden über einem magischen Schalter schweben, der alles auslöscht, was sie an Louis bindet, sieht sie vor sich wieder den verängstigten kleinen Jungen mit dem Striemen am Hals, der nicht versteht, warum Sérafine ihn weinend festhält. Den einsamen, liebeshungrigen Jungen, dessen Idee von Zärtlichkeit sich im Streicheln einer Katze erschöpft, bis Sérafine ihm zeigt, dass er die Rolle der Katze übernehmen kann. Den frühreifen Jungen, der so viel und doch so wenig weiß, und dessen Briefe von plötzlichem, wildem Lebensmut und Staunen schier überfließen.

Dieser süße kleine Junge ist noch immer da. Er hat sich nur hinter den unzähligen Gräben, Mauern und Geschützen in Sicherheit gebracht, die die blühenden Landschaften in seinem Innern in einen Todesstreifen verwandelt haben. Und wenn Sérafine es aufgibt, wenigstens aus der Ferne für ihn da zu sein, wird er in völliger Einsamkeit an seinen Wunden sterben.

Müde drückt sie ihre zweite Zigarette am Rand der Terrasse aus und nimmt die dritte aus der Schachtel. *Ferne* - ein so passendes Wort für alles, was sie gerade empfindet. Ferne, nicht nur zu Louis, sondern zu der Welt, in der zu leben sie gewohnt war.

Sicher, es gibt keine Briefe mehr, seit er aus Indien zurückgekommen ist, keinen Lebensmut, keine Berührungen, außer wenn er zufällig gerade high ist. Sie nimmt keinen echten Raum mehr in seinem Leben ein, im wahrsten Sinne des Wortes; nur ein kahles Zimmer, das einzurichten er sich standhaft weigert.

Aber es gibt den unleugbaren Genesungsprozess, den er seit der Katastrophe in Indien mit ihr zusammen durchgemacht hat. Es gibt die zugewandten Momente, in denen er Interesse an ihrem Alltag zeigt und Fragen stellt, anstatt nur höflich zu lauschen. Es gibt all die Bilder, die er für die geheime Galerie im Keller ihres Hauses malt, das sichtbare Herzklopfen wenn sie sich über diese Geschenke freut oder er sich an ihrer Aufmerksamkeit wärmt, während sie fasziniert zuhört, wie er eine seiner Arbeiten bis ins letzte kompositorische Detail erklärt.

Es ist schwer zu sagen, ob sein Inneres dabei für sie oder für seine Kunst aufblüht, aber manchmal kann sie auch etwas Lebendiges schimmern sehen, wenn sie bei einander sitzen und er unvermittelt von einem

schönen Erlebnis auf einer seiner Reisen erzählt, oder eine Sehnsucht oder einen Wunsch äußert, der nichts mit Tod und Sterben zu tun hat. Es gibt die Anrufe, wenn es ihm schlecht geht, wenn er Angst hat, wenn er nicht mit sich allein sein will und schon der Klang ihrer Stimme ihm hilft, sich wieder zu beruhigen. Nächte, in denen er ihr erlaubt oder sie sogar darum bittet, in seinem Zimmer oder seinem Bett zu schlafen.

All das hat sie empfangen wie etwas Heiliges, weil sie sicher war, dass er ihr damit das volle Maß der Liebe und Nähe zeigt, die er für einen anderen Menschen zu empfinden imstande ist.

Doch nun hat Joanna sie aus dieser kargen, doch erträglichen Welt heraus gerissen, und lässt alles, was daran gut und wertvoll war, wie eine Farce erscheinen.

Louis kann und will an etwas anderes als an seine Kunst und seinen Selbstmord denken, kann und will Nähe erfahren, kann und will sich verlieben. Nur nicht in sie. Nicht in Sérafine.

Hustend drückt sie ihre letzte Zigarette aus.

Was bleibt zu tun, wenn sich alles und doch nichts verändert hat? Wenn sie Louis verlieren wird, ganz gleich wie die Geschichte ausgeht.

Es kommt kein Protest aus dem schwarzen Kasten, als den sie Louis' Bett im Halbdunkel erkennen kann; also tauscht sie ihre Kleider gegen eines von Louis' Unterhemden, breitet ein Laken über die Chaiselongue und rollt sich darauf zusammen. Kurz schließt sie die Augen, steht dann aber noch einmal auf, um einen Bettbezug als Zudecke aus dem Schrank zu holen, denn der Raum ist zwar mehr als gut geheizt, aber sie fühlt sich schutzlos. Außerdem sehnt sie sich zurück in Louis' Umarmung.

Traurig lauscht sie der langsamen, nur aus vier Tönen und Stille bestehenden Melodie der Wassertropfen, die Louis angestellt hat, während sie auf der Terrasse war, und bald greift die Ruhe der Musik auf sie über und zerstreut ihre schmerzlichen Gedanken.

Als die Vorhänge des Baldachins wieder aufgezogen werden, hebt sie den Kopf, um zu beobachten, wie Louis die Utensilien für eine weitere Injektion vorbereitet.

"Ich will auch was."

Er reagiert nicht, also geht sie zu ihm hinüber.

"Louis, ich will auch was."

"Ich werde dir aber nichts geben."

Missmutig lässt sie sich neben ihm auf der Matratze nieder. "Vorhin hast du es mir noch angeboten."

"Und du hast wie immer abgelehnt."

"Ich habe es mir anders überlegt."

"Ich auch." Er mustert sie kurz. "Ich will nicht, dass du abhängig wirst."

"Ein Schuss macht noch keinen Junkie."

"Nein, aber du befindest dich in einem depressiven Zustand, der für Sucht empfänglich macht."

Schon wieder spürt sie, wie ihre Augen zu brennen beginnen. "Dann nimm du mich in den Arm." flüstert sie gepresst. "Nur bis ich einschlafe. Ich bin auch ganz still und sage kein Wort. — Vorhin konntest du es doch auch! Bitte Louis, ich brauche jemanden, der mich festhält."

Der Maler seufzt, träufelt sterile Kochsalzlösung auf das sorgsam abgemessene weiße Pulver und schließlich nickt er knapp.

"Danke." Schniefend sieht Sérafine zu, wie er die Droge im Wasser auflöst, sie auf die Spritze zieht und in eine der Venen an seinem rechten Handrücken injiziert. Kaum hat das Gift sein Gehirn erreicht, sinkt er in sich zusammen. Auch seine Augen fallen zu, doch sein nacktes Gesicht bleibt ausdruckslos.

Ein paar Minuten vergehen, in denen sie geduldig wartet, und schließlich streift der Maler die Aderpresse vollständig ab, legt sich auf die Seite und zieht Sérafine an sich.

Müde schmiegt sie ihre Stirn in seine Halsbeuge. "Ich schlafe bestimmt schnell ein."

"Lass dir nur Zeit."

Tag 13

Sie erwacht allein, aber mit nichts anderem hatte sie gerechnet. Murmend setzt sie sich auf, wischt sich mit ihrem klatschnassen Hemd den Schweiß aus dem Nacken und wirft sich ihre Bluse über.

"Hier bist du also." murmelt sie erleichtert, als sie die Küche betritt, doch der Maler rührt sich nicht, sitzt nur da, mit dem Rücken zum Fenster, und starrt in den Winkel hinter der Tür zur Halle. "Konntest du schlafen?"

Keine Reaktion.

"Seit wann sitzt du schon hier?"

Keine Reaktion.

Seufzend holt sich Sérafine ein großes Glas mit Leitungswasser und trinkt es in wenigen, durstigen Zügen aus, ehe sie in den Keller zurückgeht, um zu duschen und das Bett frisch zu beziehen.

"Die Waschmaschine läuft auch schon." sagt sie, als sie später ein weiteres Glas mit Wasser füllt.

Noch immer gibt der Maler durch nichts zu erkennen, ob er überhaupt von ihrer Gegenwart Notiz genommen hat. Also zieht sie einen Stuhl in sein Blickfeld und lässt sich darauf nieder, demonstrativ eine Zigarette aus der Schachtel zupfend. "Ich mache mir jetzt ein Frühstück." Sie zückt ihr Feuerzeug. "Möchtest du auch etwas?"

"Bitte rauch draußen."

Sérafine griemelt. "Oh, du kannst ja sprechen."

"Hm." Er fährt sich über sein zerzaustes Haar und verharret dann wieder reglos, den Scheitel in die Hände gestützt, während Sérafine ihre Zigarette zurück in die Schachtel steckt.

"Du hast also Dinge gesehen, vergangene Nacht—"

"Bitte entschuldige, dass ich dich geweckt habe. Du kannst jetzt wieder gehen."

"Hm." Unhungrig holt sie sich einige Scheiben Brot aus dem Tiefkühlfach, steckt die ersten beiden in den Toaster und stellt Margarine und ein Glas Marmelade auf den Tisch. "Was denkst du gerade?"

Schweigen - bis der Toaster das Brot wieder ausspuckt und Sérafine und der Maler über das plötzliche Geräusch zusammenzucken.

"Soll ich raten?"

Schwerfällig rappelt der Maler sich auf, öffnet die Terrassentür und lässt sich draußen auf die Bank fallen.

Sérafine sieht ihm nicht nach, schmiert nur ihre Brote, ehe sie sich mit ihrem Teller in der Hand ans Ende der Arbeitsplatte gleich neben der offenen Tür lehnt. "Du malst dir all die schrecklichen Konsequenzen aus, die es für dich hätte, wenn es kein Schicksal gäbe. — Aber hätte es überhaupt Konsequenzen?"

"Nichts hätte mehr einen Sinn." Er zieht die Knie an seine Brust und birgt den Kopf in den Armen. "All das Leid, das ich verursacht habe. Dass ich Joanna eingesperrt und bedroht habe—"

"Und welchen Sinn hat es mit dem Schicksal? Einer höheren Macht gehorcht zu haben? Strafe vermieden zu haben?"

"Es hat den Sinn, dass etwas von vollkommener Schönheit entsteht. Etwas wundervolles, perfektes."

"Und das wiegt all das Unrecht auf?"

Müde schüttelt er den Kopf.

"Das, worauf es ankommt, macht das Schicksal also nicht besser. — Aber wenn du frei wärst—?"

"Dann wäre ich längst tot." murmelt er.

Sérafine stößt die Luft aus und geht langsam zu ihm hinüber, um sich auf die Armlehne der Bank zu setzen. "Was ist mit Joanna?" fragt sie leise.

"Was soll mit ihr sein?"

"Ohne das Schicksal könntest du eure Beziehung vertiefen und—"

"Welche Beziehung?"

"Die freundschaftliche."

"Ich bitte dich." Er klingt angewidert, als hätte sie einen geschmacklosen Witz gemacht. "Joanna hasst mich, und das zurecht. Warum sollte sie sich freiwillig meiner Gesellschaft aussetzen?"

"Sie hasst dich ni-"

"Ich wurde nicht zum Leben geschaffen, Sérafine, daran kannst du nichts ändern."

"Ja, und weißt du auch warum?" wird sie unvermittelt laut. "Weil du so sehr damit beschäftigt bist, dich selbst zu verachten, dass du nichts Anderes mehr wahrnimmst." Sie stampft zum Küchentisch zurück, um ihre bislang unangerührten Marmeladenbrote und mit ihnen ihren Frust in sich hineinzustopfen.

Als sie später wieder heraus kommt, sitzt der Maler noch immer auf seinem Platz, zusammengekauert und reglos.

Leise setzt sie sich neben ihn. "Ganz gleich, was ich tue." sagt sie ruhig. "Du weigerst dich, mich zu sehen. Das einzige, was mich davon abhält, dich für vollends beziehungsunfähig zu halten, ist der Fakt, dass du mir vertraust. Ich habe dich in der Hand. Ich könnte dir auf die verschiedensten Arten Schaden zufügen. Trotzdem stößt du mich immer wieder vor den Kopf und wirfst mich raus. Du denkst keine Sekunde darüber nach, ob ich es dir diesmal übelnehmen könnte." Sie stützt ihre überkreuzten Arme auf den Tisch und zieht die Schultern hoch. "Tief im Innern weißt du, dass ich dich bedingungslos und sehr viel mehr liebe als gut für mich ist, und du weißt, dass ich dich niemals absichtlich verletzen oder gar verlassen würde. Du redest dir manchmal etwas anderes ein, um den Abstand zwischen uns zu wahren. Aber wenn es darauf ankommt, antwortest du mir mit vollkommenem Vertrauen." Langsam nickend stützt sie das Kinn in die Hand. "Du vertraust mir."

Schweigen.

"Schatz, sieh mich an. — Sieh mich *bitte* an. — Du darfst sie lieben, hörst du?" Dieser Satz ist ein Schachzug im Kampf um das Leben ihres einzigen Freundes. Trotzdem tut es weh, ihn auszusprechen. Sie atmet durch und zwingt sich zu einem Lächeln. "Du darfst Joanna lieben."

Der Maler macht eine unbestimmte Kopfbewegung, während für einen halben Atemzug ein warmes, rieselndes Leuchten über den Himmel seiner inneren Landschaft huscht. Dann wendet er sich ab, um stumm auf den Eingang des Labyrinthes zu starren.

Sérafine lässt sich gegen die Lehne der Bank sinken und steckt endlich

ihre längst überfällige Morgenzigarette an. "Wo ist Joanna eigentlich? Schläft sie noch?"

"Ich weiß es nicht."

"Wie geht es ihr?"

"Geh und frag sie."

"Nein." Sérafine bläst einen besonders großen Rauchkringel. "Ich warte bis sie runter kommt."

Der Maler wirft einen Blick auf die Uhr an seinem Telefon. "Sie wird voraussichtlich in einer Dreiviertelstunde ihr Zimmer verlassen."

Amüsiert sieht Sérafine ihn an. "Ich hätte nicht gedacht, dass sie der Typ für einen derart geregelten Tagesablauf ist."

"Ich habe sie darum gebeten. Wir werden von heute an ausschließlich schriftlichen Kontakt haben."

"Was?" Entsetzt lässt Sérafine ihre Zigarette sinken, so dass der Maler sich genötigt sieht, zu erklären: "Es ist nur eine vorübergehende Einschränkung. Sobald ich Ordnung in meinen Kopf gebracht habe, werden wir wieder direkt mit einander interagieren."

"Louis, sowas kannst du doch nicht machen!"

"Sie hat alles, was sie braucht."

"Ihr Telefon?"

"Nein."

"Louis!" Sérafine legt die Hände vor dem Mund zusammen. "Schatz, das ist Isolationshaft! *Folter*."

"Sie ist hierher gekommen, um zehn Tage lang allein im Wald zu leben."

"Ja, aber das war *ihre* Entscheidung, und sie hat sich sicher gefühlt. Jetzt steckt sie seit drei Wochen in einer Bedrohungssituation, die sie sich nicht ausgesucht hat und die sie nicht kontrollieren kann, und du schneidest sie auch noch von ihrem letzten menschlichen Kontakt ab! — Ich werde sie mit zu mir nehmen, bis du wieder weißt, was du tust."

"Nein."

"Louis, du bist—"

"Nein!" Er springt auf. "Unter keinen Umständen."

"Dann gib ihr wenigstens ihr Telefon zurück."

"Nein."

Zornig drückt Sérafine ihre Zigarette an der Fensterbank aus. "Dann schlag etwas anderes vor. Aber ich werde nicht tatenlos zusehen, wie du jemanden folterst!"

"Ich foltere sie nicht, ich beschütze sie!"

Etwas in der schmerz erfüllten Intensität seiner Stimme lässt Sérafine innehalten. "Wovor beschützt du sie?" fragt sie sanft.

"Vor dem Schicksal. Vor- vor mir. Ich- Es- es will, dass ich sie bestrafe, aber ich- Ich sagte doch, ich muss meinen Kopf in Ordnung bringen."

"Gut." sagt Sérafine langsam. "Aber indem du sie isolierst, verletzt du sie auf andere Weise. Wenn du es mir erlaubst, kann ich für Joannas Sicherheit sorgen, bis du dich wieder stabil fühlst."

"Nicht indem du ihr eine Möglichkeit zur Flucht gibst."

"Das werde ich nicht. Sieh mich an. — Louis. — Ich *verspreche* dir, dass ich sie zurückbringen werde. — Hör zu, wie wäre es hiermit: Ich hole sie für einen Tag zu mir, dann kannst du sehen, wie du damit zurecht kommst. Du könntest anrufen, wenn du dich ängstlich fühlst, und mit ihr sprechen. Wir telefonieren spätestens alle halbe Stunde, dann kann ich auch sicher sein, dass du dir nichts- Louis, wo willst du hin?" Stirnrunzelnd beobachtet Sérafine, wie der Maler um die Ecke im Küchengarten verschwindet.

Sie wartet fünf Minuten, vielleicht zehn, doch gerade, als sie aufstehen und nachsehen will, was er treibt, kommt er zurück, die Fingerspitzen grün verfärbt von all den Buchenblättern, die er zusammengerollt und zerrissen hat.

"Wenn Joanna es auch möchte und du mir garantierst, dass sie nicht fliehen wird, kann sie bis zum Abendessen zu dir gehen."

Von seinem plötzlichen Nachgeben überrascht, nickt Sérafine. "Einverstanden."

"Ich werde vor nichts zurückschrecken, um sie wiederzubekommen."

Sérafine seufzt. "Du wirst überhaupt nichts tun müssen. Keine Sorge."

Als sie an Joannas Tür klopft, dauert es einen Moment, ehe von drinnen ein leises, misstrauisches "Ja?" erklingt.

Sérafine lächelt. "Hast du Lust auf einen kleinen Ausflug? — Joanna?"

Der Schlüssel wird im Schloss gedreht, die Tür einen Spalt weit geöffnet und zwei grüne Augen blinzeln sie verschlafen an.

"Louis erlaubt mir, dich bis heute Abend zu mir zu nehmen, falls du mitkommen willst."

"Okay." Joanna verschwindet kurz von der Tür, dann tritt sie, jetzt in ein T-Shirt und abgeschnittene Jeans gekleidet, auf die Galerie.

"Kannst du mir versprechen, dass alles reibungslos ablaufen wird?"

"Klar."

"Louis ist auf einem guten Weg, aber er ist auch sehr ängstlich und verunsichert, und wenn ich mein Versprechen, dich zurückzubringen, nicht halten kann—"

Joanna seufzt tief. "Keine Sorge, das Fliehen-Wollen ist mir gründlich vergangen."

"In Ordnung." Sérafine rückt den Träger ihrer Segeltuchtasche zurecht und öffnet den langen Reißverschluss, ehe sie neben Joanna die Treppe hinunter geht. "Louis hat mir erzählt, was vor ein paar Tagen—" Ihre Worte verlaufen im Sand, während sie sich stirnrunzelnd tiefer in ihre Tasche hinein wühlt. Dann ist ein gedämpftes Klimpern zu hören und sie zieht ihre Schlüssel hervor.

An der Tür angekommen fährt Joanna ungeduldig mit der Schuhsole über die Fliesen der Halle. Doch schon schwingt die Tür auf und ein warmer Schwall Luft weht ihr entgegen.

Hastig geht sie los, zögert an der Schwelle, doch nur kurz, und tritt auf die sonnengewärmten Stufen des Portals hinaus.

Sie schließt die Augen gegen die Helligkeit, während sich der Hauch eines erleichterten Lächelns auf ihr Gesicht stiehlt.

Und Sérafine setzt ihren Gedanken fort: "Dein Freund war hier, ja?"

Das Lächeln verblasst.

"Möchtest du darüber reden?"

"Nein." Joanna zieht die Schultern hoch. Aber das Knirschen ihrer Schritte, die sie durch die frühmorgendliche Luft vom Haus weg tragen, lässt ihr Lächeln langsam zurückkehren. Und als Sérafines Auto schließlich auf die Bundesstraße abbiegt, streckt sie eine Hand in den Fahrtwind und saugt die Beinahe-Freiheit tief in sich auf.

Natürlich dauert es nicht lange, ehe sich Sérafines Handy meldet und Joanna ein paar Worte in die stumme Leitung sprechen muss, um dem Maler zu versichern, dass sie noch da ist. Aber als sie schließlich Sérafines kleines, von Weinranken überwuchertes Haus erreichen, hat sie trotzdem fast schon so etwas wie gute Laune.

"Hast du Lust auf ein Frühstück?" erkundigt sich Sérafine, während sie Joanna durch einen kurzen Flur in die Wohnküche lotst, die den Großteil der Fläche des Erdgeschosses einnimmt.

Joanna schüttelt den Kopf.

"Und die Tür brauche ich nicht abzuschließen?"

"Nein." Seufzend beugt sie sich zu der großen, blau und violett gefärbten Schildpatt-Katze hinunter, die Sérafine mit einem tiefen, raspelnden Maunzen um die Beine streicht.

Die Katze schnuppert kurz an ihren Fingern, ehe sie ihr Maunzen wieder aufnimmt, und Sérafine lächelt. "Das ist übrigens Florentine. Aber setz dich doch schon mal aufs Sofa oder nach draußen. Ich füttere nur schnell die Viecher."

Nickend schlendert Joanna über den schmutzigen Korkboden, vorbei an einer Wendeltreppe mit einem hübsch geschnitzten Geländer, und drei breite Treppenstufen hinunter, die zusammen mit einer hüft hohen Bruchsteinmauer den Koch- vom Wohnbereich trennen. Das besagte Sofa steht mit der Lehne zu dieser Mauer, so dass es durch eine Glasfront auf eine kleine, von üppig blühenden Büschen und Stauden umstandene Wiese blickt. Der graue Bezug des Sofas ist mit Rotweinflecken und Katzenhaaren bedeckt, an den Kanten von Krallen zerfetzt, und Joanna tastet automatisch nach feuchten Stellen, ehe sie sich setzt. Auch der Teppich unter ihren Füßen ist vollgehaart und rot gesprenkelt, und sie entdeckt eine ganze Reihe von rötlichen Ringen im Holz des mit angelegten Ausstellungskatalogen und Kunstzeitschriften beladenen Sofafischs.

Joanna runzelt die Stirn, während sie die filigrane Einlegearbeit auf der Tischplatte betrachtet, die hier und da hervor lugt. Die Formen erinnern sie an einige der Möbel, die sie beim Stöbern in den Lagerräumen entdeckt hat. Und auch die geschnitzte Skulptur, die links des Sofas an der Wand angebracht ist und auf ihren langen, staubigen Ästen Bücher, CDs und eine Musikanlage trägt, hat bestimmt auch der Maler gebaut.

Jetzt doch ein wenig interessiert sieht sich Joanna noch einmal um und bemerkt, dass die Mauer Teil der Küchenzeile ist, und die hölzerne Arbeitsplatte zwischen den Steinen in Tropfen und Rinnsalen ausläuft. Außerdem entdeckt sie auf der Regalskulptur ein paar ihrer Lieblingsbücher und die *Herr-der-Ringe*-Trilogie in der Extended Edition. Anerkennend schiebt sie die Unterlippe vor. Dann reißt ein kratziges "Mraung." sie aus ihren Gedanken.

Sie dreht den Kopf, und da ist Florentine, die zielstrebig über die Sitzfläche des Sofas auf sie zu marschiert.

"Hallo noch mal." Joanna lächelt und streckt der Katze die Hand entgegen, doch die geht geradewegs daran vorbei und quetscht ihren Kopf zwischen die Lehne und Joannas Rücken.

Amüsiert lehnt Joanna sich vor, und sofort drängt die Katze hinter sie. "Au, hey, nicht mit Krallen bitte! — Ist das dein Platz? Sitze ich auf deinem Platz?"

Joanna lacht, rutscht beiseite und sieht dann kopfschüttelnd zu, wie die Katze ihren pelzigen Hintern auf die vorgewärmte Stelle pflanzt und sich zu putzen beginnt.

"Du bist eine ganz schön feiste Mieze. Möchtest du jetzt gestreichelt werden?" Sie streckt noch einmal ihre Hand nach der Katze aus, zieht sie aber gleich wieder zurück, als das Tier zu knurren beginnt. "Das wäre dann wohl ein Nein—"

Als Sérafine kurz darauf aus dem Schlafzimmer im ersten Stock zurückkehrt, kreuzt Joanna die Arme vor der Brust und sieht zu, wie Sérafine die schon wieder laut knurrende Florentine auf ihren Schoß nimmt.

"Wieso hasst dich deine Katze so?"

Sérafine lacht. "Sie schnurrt."

"Klingt eher wie ein Kettenhund."

"Ich weiß. Aber Flori ist sehr verschmust. Nicht war, Dickerchen?" Sérafine krault lächelnd den Bauch der Katze, ehe sie wieder ernst wird. "Joanna, wenn ich gewusst hätte, dass alles in den letzten Tagen derart den Bach runter gegangen ist, wäre ich schon viel früher vorbeigekommen. — Willst du mir nicht doch erzählen, was passiert ist?"

Joanna schüttelt den Kopf.

"Louis sagte mir, dass du verschwiegen hattest, dass dein Freund ans Grundstück kommen würde. Er hat das als Sabotage verstanden. Und dann habt ihr gestritten?"

"Gestritten." Joanna schnaubt.

"Er dachte, er müsste dich bestrafen." Sérafine mustert sie. "Er sagt, er hätte dir Angst gemacht. — Was ist passiert?"

Joanna presst nur die Lippen zusammen, was Sérafine mit einem sanften Lächeln quittiert.

"Alles zu verstehen, würde mir helfen, Louis zu helfen."

Ächzend stützt Joanna das Gesicht in die Hände und reibt sich über die Stirn. Tränen brennen in ihren Augen. Sie blinzelt. Dann schüttelt sie den Kopf und erzählt stockend von dem Messer, und wie der Maler plötzlich ausgerastet ist, nachdem sie mit Nicolas geredet hat.

"Er-" Die Worte bleiben ihr im Hals stecken. "Er war- überzeugt, dass- er mich vergewaltigen muss."

"Was?" Entsetzt starrt Sérafine sie an.

"Schon okay." schnieft Joanna sarkastisch. "Er hats nicht über sich gebracht."

"Trotzdem. Lieber Himmel, Joanna! Es tut mir so leid. Wenn ich gewusst hätte, dass er es so weit kommen lassen würde—"

"Im Ernst?"

"Du bist doch selbst überrascht und enttäuscht. Und ich habe Louis noch nie gewalttätig erlebt, egal in welchem Geisteszustand." Kopfschüttelnd lässt sie sich gegen die Lehne des Sofas fallen. "Ich hätte niemals, nicht in einer Million Jahre, gedacht- Ich hätte euch doch sonst nie allein gelassen!" Noch immer fassungslos starrt sie für ein paar Atemzüge geradeaus. "Ich werde mit ihm reden, wenn wir wieder zuhause sind." erklärt sie schließlich. "Und ich werde definitiv erst einmal bei euch bleiben." Dann legt sie voller Reue eine Hand an Joannas Schulter, zieht sie jedoch gleich wieder weg, als Joanna sich sichtlich verkrampft. "Es tut mir so furchtbar leid. — Wie geht es dir jetzt?"

"Wie soll es mir schon gehen."

"Möchtest du darüber reden?"

Kopfschüttelnd schlingt Joanna die Arme um ihre Brust. Also senkt Sérafine den Blick auf Florentines Fell und nimmt sich trotz ihrer Müdigkeit einen Moment, um sich auf die Formen und Farben zu konzentrieren, die durch Joannas Innenleben schwirren.

"Du hast dich sehr allein gefühlt." sagt sie dann leise. "Etwas so bedrohliches zu erleben, ist immer schwer, aber wenn man dann auch noch niemanden hat, an den man sich wenden kann—"

"Ach, das bin ich gewohnt." erwidert Joanna trocken.

"Aber das macht es nicht leichter, oder?" Sérafine lächelt mitfühlend, während sie einen letzten Blick auf die kleine, dunkelblaue Form wirft, die wie eine Luftblase zwischen rötlichen Kanten herumtreibt. "Ein einsames Kind gewesen zu sein?"

Joanna zuckt nur mit den Schultern, blinzelt angestrengt, doch Sérafine hört nicht auf. Und jeder ihrer Kommentare, jede Frage, bohrt sich ein klein wenig tiefer in die Gefühle, die in Joanna aufsteigen, bringt sie langsam aber sicher dazu, immer mehr von sich preiszugeben, und sie ist in Tränen aufgelöst, ehe sie endlich begreift, was vorgeht.

Mitten im Wort unterbricht sie sich und springt auf. "Das reicht jetzt.

Ich mag nicht mehr. Wo ist dein Klo, ich muss mal."

"Im Flur links." antwortet Sérafine ein wenig überrascht und sieht Joanna nach, wie sie in die Richtung davon stapft. Dann erhebt sie sich schwerfällig, um den Tisch auf der Terrasse zu decken.

Sie hat gerade die Tür mit dem Ellenbogen aufgeschoben, als das Telefon in ihrer Hosentasche zu klingeln beginnt. Louis.

Hastig stellt sie ihr Tablett ab und nimmt den Anruf entgegen. "Hallo Schatz. Wie geht es dir? — Ja, seit einer Weile schon. Ich wollte dich auch gleich anrufen. Was treibst du?" Sie beginnt zu lächeln, während sie seiner sehr knappen Antwort lauscht. "Oh, das ist ja schön. Und du kommst gut voran? — Ich hatte dir auch eigentlich helfen wollen, vor allem mit dem Schrank. — Sie ist gerade auf der Toilette. Kannst du noch ein wenig warten? — Ja, kein Problem. Ich rede gleich mit ihr. Oh, sag, hat die Abtönfarbe gereicht?"

Fünf Minuten später klopft Sérafine und Joanna wischt sich schniefend über das Gesicht. "Was?" fragt sie durch den Türspalt.

Sérafine reicht ihr das Handy durch einer Schwade aus Zigarettenrauch.

Joanna senkt den Kopf. "Hallo Maler. Ich bin noch bei Sérafine und nicht abgehauen."

Keine Antwort. Also gibt sie Sérafine das Handy zurück.

Die beendet den Anruf und wendet sich ab. "Möchtest du mit raus auf die Terrasse kommen?" fragt sie über die Schulter. "Ich hab uns ein Frühstück angerichtet."

Joanna zögert und reibt sich über ihre verspannten Nackenmuskeln. Doch schließlich folgt sie Sérafine, die es sich bereits in einem Liegestuhl bequem gemacht hat, Florentine laut schnurrend auf ihrem Schoß.

"Möchtest du auch einen Kaffee?"

"Nein." Joanna lässt sich in den freien Liegestuhl fallen. "Hunger hab ich auch nicht."

"Nicht einmal auf selbstgekochte Stachelbeermarmelade?"

"Ich bin sauer, ich will jetzt nicht, okay?"

"Okay." Sérafine drückt ihre Zigarette aus und hält darin inne, Florentine zu kraulen, um zwei tiefgefrorene Brötchenhälften auf den Toaster zu legen. "Louis hat mich übrigens gebeten, zu deiner Wohnung zu fahren und dir alles zu holen, was du brauchst."

"Ich hab Nico schon eine Liste gegeben. Aber- Lohnt sich das überhaupt? Wenn du sagst, der Maler ist auf einem guten Weg—"

"Sicher, es dürfte sich nur um ein paar Tage handeln. Aber so paradox es klingt: Ich denke, es würde ihm helfen, loszulassen, wenn du dich in dem neuen Zimmer einrichten würdest."

Zweifelnd und wenig begeistert sieht Joanna sie an.

"Louis ringt im Moment mit beängstigenden Unwägbarkeiten und Dingen, die er nicht kontrollieren kann. Wenn du ihm zeigst, dass er nicht darum kämpfen müsste, dich bei sich zu halten, wäre das eine enorme Erleichterung, die ihm mehr Energie lassen würde, seine anderen mentalen Knoten aufzudröseln."

Unentschlossen fingert Joanna am Bund ihres T-Shirts herum. Doch schließlich zuckt sie mit den Schultern. "Na gut."

Sérafine lächelt dankbar. Dann zieht sie ihre große Segeltuchtasche auf ihren Schoß, über Florentine, die nun wimmert, als würde sie geschlachtet, sich aber nicht vom Fleck rührt, und kramt ihr Diensttelefon hervor. "Gibst du mir seine Nummer?"

Sie sieht auf die Anzeige, während sie die Zahlen eintippt, aber aus dem Augenwinkel kann sie Joannas Gesichtsausdruck erkennen. So zögert sie, als sie die letzte Zahl eingegeben hat, sieht auf, und schließlich fragt sie: "Möchtest du den Termin für mich absprechen?"

Überrascht öffnet Joanna den Mund, und etwas Freudiges flackert so hell in ihr auf, dass Sérafine es auch ohne Konzentration sehen kann. "Ja, klar."

"Dein Freund wird keinen Ärger machen?"

"Bestimmt nicht."

Sérafine zögert noch eine Sekunde, aber dann gibt sie sich einen Ruck.

Aufgeregt lächelnd nimmt Joanna das Handy entgegen und beginnt den Anruf.

Es klingelt lange, doch endlich hört sie Nicolas Stimme: "Madame Janvier, wie komme ich zu der Ehre?"

"Ähm—"

"Ihre Nummer steht auf der Homepage Ihrer Galerie und jetzt auch auf dem Display meines Handys."

"Nico, ich bins."

"Joe?"

Ihr Lächeln vertieft sich. "Hey."

"Joe! Oh Mann, ist das schön deine Stimme zu hören! Gehts dir gut?"

"Ja, ist alles okay."

"Gut, gut." Nicolas schnauft erleichtert. "Aber du bist noch bei dem Typen?"

"Mehr oder weniger. Grad bin ich bei Sérafine und sie sagt, der-"

"Warte mal kurz, ich sitz im Auto."

Joanna hört, wie das Handy gegen den Schaltknüppel und das Lenkrad stößt. Lautes Hupen mischt sich unter ein paar Unflätigkeiten aus Nicolas' Mund, dann wird der Motor abgestellt. "Joe?"

"Bin noch dran."

"Geht es dir wirklich gut? Ist alles okay?"

Blinzelnd zuckt Joanna mit den Schultern. "Es war noch ein bisschen stressig, nachdem du weg warst, aber-"

"Hat er dir was getan?"

Sie schüttelt den Kopf. "M-mh."

"Und jetzt hat er dich rausgelassen oder was? Du bist bei Sérafine, nicht auf dem Grundstück?"

"Ja, und sie sagt, der Maler ist auf einem-"

"Ist sie grad in der Nähe?"

"Sie sitzt neben mir."

"Und der Typ?"

Joanna runzelt die Stirn. "Der ist nicht hier."

"Super, hör zu." Nicolas senkt die Stimme. "Tu so, als würdest du dich weiter mit mir unterhalten; ich leg auf und ruf die Polizei-"

"Nein! Nico, keine Polizei!" Besorgt wirft sie einen Blick zu Sérafine, den diese mit hochgezogenen Augenbrauen erwidert, während Nicolas sie anfährt: "Joe! Was zum-"

"Sérafine holt mich raus, das hab ich dir doch gesagt. Es dauert nur noch ein bisschen. Sie sagt, der Maler ist auf einem guten Weg, und-"

"Und das glaubst du ihr? Joe, bitte! Und ich hab echt keine Lust, noch länger hier zu sitzen und mir Sorgen zu machen und zu warten, wie ein-"

"Du brauchst dir keine Sorgen zu machen? Es geht mir wirklich gut und die Polizei kann doch eh nichts tun!"

"Auf dem Grundstück vielleicht. Aber da bist du grad nicht."

"Ich bin trotzdem längst weg, wenn die Bullen hier ankommen. Du machst nur alles schwieriger für mich, wenn du dich einmischst. Also bitte, nur ein einziges Mal, Nico, hör mir einfach zu, wenn ich dir sage, was ich von dir brauche. Bitte."

Vom anderen Ende der Leitung ist jetzt nur noch leises Verkehrsrauschen zu hören und schließlich seufzt Joanna. "Sérafine würde gern meine Sachen abholen, wenn du mir sagst, wann es dir zeitlich passt."

"Deine Sachen?"

"Ich hatte dir doch eine Liste gegeben." Halb traurig, halb genervt lässt sie sich gegen die Rückenlehne ihres Liegestuhls sinken. "Du hattest gesagt, du würdest den Kram für mich zusammenpacken."

"Ach so. Ja. Mach ich dann."

"Und wann könnte Sérafine vorbeikommen?"

"Pff. Morgen gegen zehn?"

"Musst du nicht arbeiten?"

"Ich hab mir die Woche freigenommen. Sollte ne Überraschung für dich sein."

"Oh—"

"Ja. Nicht so geil."

"Tut mir leid." Sie sieht auf ihre Hand in ihrem Schoß, dann zu Sérafine. "Er sagt morgen gegen zehn."

Sérafine nickt und Joanna zieht die Füße vor sich auf die Sitzfläche.

"Morgen gegen zehn passt ihr auch. — Wohin fährst du denn grad?"

"Zu meinen Eltern. Meine Mutter ist übrigens sehr enttäuscht, dass du ihren Geburtstag hast sausen lassen, und sie erwartet eine Entschuldigung dafür, dass du nichtmal angerufen hast. — Naja, mein Vater hat ihr - also eigentlich sich selbst, wie er halt so ist - einen neuen Rechner geschenkt - nicht den, den ich empfohlen hatte, natürlich - und jetzt soll ich das Teil einrichten, aber wehe ich versuche, ihm wieder 'einen Linus' zu installieren. Aber ich pack ihm Ubuntu auf ne VirtualBox, dann kann ich ihm zumindest mal zeigen, dass die UX da viel besser ist als die von Windows."

"Okay, da wünsch ich dir viel Erfolg."

"Ja— Und weißt du was?" Nicolas stößt die Luft aus. "Scheiß drauf. Du hältst die Klappe, ich ruf die Bullen, und heute Abend bist du schon wieder bei mir." Damit legt er auf.

Sofort ruft Joanna ihn wieder an, kriegt aber nur noch das Besetztzeichen zu hören.

Blass legt sie das Handy auf den Tisch. "Wenn es gleich an der Tür klingelt, ist das die Polizei."

"Wie nett."

"So eine Scheiße!" Sie stützt das Gesicht in die Hände. "Bringst du mich jetzt zurück?"

Nachdenklich neigt Sérafine den Kopf zur Seite. "Ich bin nicht sicher— Wenn sie dich hier nicht finden, sehen sie vielleicht als nächstes beim Grundstück nach, und das können wir gar nicht gebrauchen. Aber wenn wir hier bleiben, könntest du ihnen persönlich sagen, dass alles in Ordnung ist."

"Ich weiß nicht." Joanna kreuzt die Arme über den Knien und presst ihre Stirn daran. "Die werden doch Fragen stellen. Scheiße."

"Dann erzählst du ihnen eine schöne Geschichte."

"Toll, das hab ich bei Nico auch schon versucht, und die Bullen glauben mir doch erst recht nicht." Nervös reibt sich Joanna über die Wangen. "Die werden nachhaken, und was, wenn ich dann nicht weiß, was ich sagen soll, und ich bin eine total schlechte Lügnerin, und nachher schicken sie doch noch wen zum Grundstück, um es zu überprüfen oder sowas!"

"Also, das kann ich mir nicht vorstellen. Selbst wenn sie dir nicht glauben; du hast nichts falsch gemacht und du schwebst in keiner sichtbaren Gefahr. Also wenn du ihnen klar sagst, dass sie sich nicht einmischen sollen, dürfen die gar nichts tun."

"Meinst du? Ich weiß nicht." Zweifelnd wischt Joanna mit ihrem T-Shirt-Ärmel über die Augen. "Nico wird denen sonst was erzählen, und ich—" Sie stützt die Stirn an ihre Handballen. "Scheiße."

"Ach, das wird schon." Mit ziemlich überzeugender Zuversicht tätschelt Sérafine Joannas Ellenbogen. "Jetzt komm, wir kochen Kaffee für die Beamten und dabei denken wir uns eine wasserdichte Geschichte für dich aus."

"Ah, da sind Sie ja. Kommen Sie rein." Mit einem breiten Lächeln tritt Sérafine beiseite. "Kaffee?"

Etwas überrumpelt sieht der noch recht junge Polizist, der auf die Klingel gedrückt hat, seine deutlich ältere Kollegin an.

"Kaffee nehmen wir immer." antwortet diese an seiner Stelle und schiebt den Jungen über die Schwelle. "Das ist Mendes, ich bin Delgado. Sie sind Sérafine Janvier?"

"So ist es. Joanna sitzt auf der Terrasse. Hier entlang bitte."

Als die beiden Beamten durch die Glastüre treten, setzt sich Joanna unbehaglich auf ihrem Platz zurecht und bringt ein leises 'Hallo' heraus.

Die Polizistin lächelt knapp. "Sie sind Joanna Murray?"

"Ja."

"Ich bin Delgado, das ist Mendes." Damit wendet sie sich wieder Sérafine zu. "Frau Janvier, kann ich davon ausgehen, dass Sie sich der Ihnen von Nicolas Soares gemachten Vorwürfe bewusst sind?"

"Er wird wohl behauptet haben, ich würde Louis dabei helfen, Joanna gefangen zu halten."

Delgado und ihr Kollege lassen sich auf den Stühlen nieder, die für sie bereitstehen, während Sérafine zwei Tassen mit Kaffee füllt und sie ihnen reicht.

"Mit 'Louis' meinen Sie die Person, die Herr Soares als 'der Maler' bezeichnet hat?" fragt Delgado.

"Ja."

Delgado gießt Milch in ihren Kaffee, dann wirft sie Mendes einen auffordernden Blick zu, worauf dieser seine Tasse rasch wieder abstellt, ein Notizbuch öffnet, kurz darin herumblättert und seinen Kugelschreiber ansetzt.

"Wie lautet sein vollständiger Name?"

"Ludwig Janvier. Der Vorname schreibt sich L-u-d-w-i-g."

"Sie sind verwandt?"

"Er ist mein Adoptivbruder. Aber wenn Sie alles von Anfang an hören wollen, fragen Sie am besten Joanna, weil ich nur wiedergeben könnte, was sie mir gesagt hat."

"Nun gut." Delgado wendet sich Joanna zu und lächelt noch einmal; diesmal aufmunternd und freundlich. "Frau Murray. Möchten Sie mir erzählen, was vorgefallen ist?"

Joanna starrt auf ihre zittrig im Schoß verknöteten Hände, räuspert sich und erklärt stockend, wie der Ma- Louis zufällig ihr Zelt entdeckt hat, dass er sie, statt sie anzuzeigen, zu sich eingeladen hat, dass sie festgestellt haben, wie gut sie künstlerisch zusammenpassen, und dass sie beschlossen haben, gemeinsam ein Kunstprojekt zu entwickeln.

"Ich weiß, das klingt alles ein bisschen komisch, aber—"

Gedankenvoll nippt Delgado an ihrem Kaffee. Dann stellt sie die Tasse wieder ab und schlägt die Beine über einander. "Warum sind Sie allein in den Wald gegangen?"

"Weil-" Joanna stößt schwer die Luft aus und schweigt einen langen

Moment. "Mein Leben läuft grad- nicht so, wie ich es mir vorstelle. Ich wollte einfach mal Ruhe haben und nachdenken können."

"Sie befinden sich im Streit mit Herr Soares?"

"Nein, aber- Es ist kompliziert."

"Herr Soares hat ausgesagt, Sie wären bei seiner letzten Begegnung mit Ihnen in Tränen aufgelöst gewesen und hätten offensichtlich Angst vor Herr Janvier gehabt." Delgado sieht kurz direkt zu Sérafine, die völlig in die Betrachtung des riesigen Hortensienstrauchs gleich neben ihrem Liegestuhl versunken scheint. "Er sagte auch, dass Herr Janvier ihn bedroht hat."

"Also, das stimmt alles nicht. Ich- ich meine, ich war ein bisschen gestresst, als ich mit Nico geredet hab, aber Kunst ist eben anstrengend und wir arbeiten an einem wirklich großen Projekt. Und nachdem ich mit Nico geredet hab, bin ich mit- Louis zusammen ins Haus zurückgegangen. Ich hab nicht gesehen, dass er was zu ihm gesagt hätte."

Delgado setzt sich ein wenig bequemer hin und trinkt einen Schluck. "Was ist denn das für ein Projekt, an dem sie arbeiten?"

"Ich- ähm- wir- wir planen grad noch."

"Werden Sie es später einmal ausstellen?"

"Nein, ich- glaub nicht, wir- haben es beide nicht so mit großen Auftritten."

"Ihre eigenen Werke haben Sie auch noch nie ausgestellt?"

"Ich- ich spiele Cello."

"Ah." Delgado nickt. "Ein wunderschönes Instrument. Meine Nichte lernt gerade Geige. Spielen Sie in einem Orchester?"

Joanna schüttelt den Kopf.

Delgado nickt wieder. Dann sieht sie Mendes einen kurzen Moment beim Schreiben zu, ehe sie wie nebensächlich in Joannas Gesicht blickt. "Warum ist Herr Soares überzeugt, Sie hätten Angst?"

"Ich- hab keine Ahnung. Ich war halt gestresst. Das- das hat er wohl missverstanden."

"Sie waren gestresst?"

"Ja, ich sagte doch, wir arbeiten an einem großen Projekt und- wir stecken so tief in der Arbeit und ich- ich hatte keine Lust, mit Nico darüber zu diskutieren, dass ich beim- bei Louis bleiben will."

"Sie bleiben also ganz freiwillig Ihrer Wohnung und Ihrem Partner fern."

"Es ist eben praktischer so. Wir haben nur ein Auto und das braucht Nico, um zur Arbeit zu kommen."

Nachdenklich leert Delgado ihren Kaffee. Dann setzt sie zu einer weiteren Frage an, doch das Handy in Sérafines Hosentasche kommt ihr mit einem leidenschaftlich von Freddie Mercury geschluchzten *Just one year of love* zuvor.

"Das ist Louis." Sérafine springt auf. "Entschuldigen Sie mich kurz."

Delgado sieht ihr nicht nach, wie sie im Haus verschwindet. Stattdessen mustert sie Joannas Haltung, die sich zu ihrer Überraschung nur noch weiter verkrampft. "Wollen Sie nicht diese Gelegenheit nutzen, uns die Wahrheit zu sagen?" fragt Delgado dennoch leise. "Sie müssen verstehen, dass wir Ihnen nur helfen können, wenn Sie uns sagen, was tatsächlich vorgefallen ist."

"Das habe ich gerade getan."

Der Ausdruck im Gesicht der Polizistin wird einen Hauch herablassend, als wäre es unter ihrer Würde, sich noch weitere Lügen anzuhören. "Was Sie mir berichtet haben, klingt nicht sonderlich plausibel, und Sie wirken sehr nervös."

"Sie fragen mich ja auch aus, als hätt ich was verbochen!" In plötzlicher Gereiztheit fährt sich Joanna durch die Haare. "Ich hab echt keine Lust, mich hier noch weiter zu rechtfertigen."

"Frau Murray, ich verstehe, dass Sie-" Die Polizistin bricht ab und dreht den Kopf, als Sérafine die Terrassentür öffnet.

"Joanna, kommst du mal kurz? Er möchte dich sprechen."

Eilig springt Joanna auf und folgt Sérafine ins Haus.

"Hey Maler. Überraschung! Ich bin immer noch nicht abgehauen."

Stille am anderen Ende.

"Naja, Sérafine und ich frühstücken grad. Brötchen mit selbstgemachter Stachelbeermarmelade. Echt lecker. Also— Bis später." Damit gibt sie Sérafine das Handy zurück und flüstert: "Mach bitte schnell, ich kann nicht-" Sie gestikuliert hilflos.

Nickend nimmt Sérafine die Katze auf den Arm, die sie von der Sofa- lehne aus anschreit, und Joanna atmet tief durch. Dann kehrt sie mit einem gezwungenen Lächeln auf die Terrasse zurück.

"Er wollte nur wissen, was es zum Abendessen geben soll." erklärt sie, ehe Delgado etwas sagen kann. "Er kocht wirklich gut."

Die Polizistin seufzt und sieht Joanna ernst an. "Frau Murray, ich möchte, dass Sie wissen, dass Sie sich um Ihre eigene und die Sicherheit

Ihres Freundes keine Sorgen zu machen brauchen, wenn Sie sich uns anvertrauen. Wir können Sie hier heraus holen und wir können Sie schützen."

Mit einem lauten Ächzen lässt sich Joanna auf ihren Platz zurück fallen. "Okay. Hören Sie. *Mein Freund* hat Sie angerufen, nicht ich. Wenn er mit der Situation nicht klarkommt, kann ich da nichts für, und wenn Sie ihm lieber glauben wollen als mir, ist das auch nicht meine Schuld."

"Ich *glaube* gar nichts, Frau Murray." erwidert die Polizistin ernst. "Aber wenn auch nur die geringste Möglichkeit besteht, dass Sie widerrechtlich festgehalten werden und gemeinsam mit Ihrem Freund in der Gefahr eines tätlichen Angriffs schweben, ist es meine Pflicht, dies sorgfältig zu prüfen."

Verstockt presst Joanna die Lippen zusammen, wendet den Blick ab, auf einen der Steine, die das verwilderte Blumenbeet neben der Terrasse einfassen, und schweigt.

"Befinden sich noch andere Personen außer Ihnen in der Gewalt von Herr Janvier?" fragt die Polizistin nun überraschend behutsam.

"Ich befinde mich nicht in seiner Gewalt, und ich bin sein einziger Gast, falls Sie das meinen."

"Wir haben speziell ausgebildetes Personal für Fälle wie den Ihren. Wir können Sie schützen, wenn Sie es uns erlauben."

"Ich brauche keinen Schutz, ich will keinen Schutz, bitte gehen Sie jetzt."

"Sind Sie ganz sicher?"

"Ja!"

"Nun gut." Delgado erhebt sich und ihr Kollege leert mit einem großen Schluck seinen Kaffee, ehe er ebenfalls aufsteht. "Wir werden Herr Soares also mitteilen, dass Sie Ihre Situation als beherrschbar und nicht unmittelbar gefährlich einschätzen und jede Einmischung unsererseits ablehnen. Ist das in Ihrem Sinne?"

"Ja. Und sagen Sie ihm, dass er sich verdammt noch mal angewöhnen soll, auf mich zu hören."

Delgado nickt. "Bitte geben Sie auf sich acht, Frau Murray. Und sollten Sie es sich noch einmal anders überlegen, sind wir gern für Sie da." Die Polizistin legt ihre Visitenkarte vor Joanna auf den Tisch. "Unter der Mobilnummer bin ich jederzeit zu erreichen. Den Weg zur Tür finden wir allein."

"Und? Wie ist es gelaufen?" fragt Sérafine, als sie etwas später zurück auf die Terrasse kommt.

Missmutig schnippt Joanna die Visitenkarte über den Tisch. "Die Frau hat mir kein Wort geglaubt, und ihr kleiner Azubi auch nicht."

"Aber sie werden sich nicht vom Helikoptern auf das Grundstück abseilen."

"Nein, eher nicht." Joanna seufzt. "Kann ich mal dein Handy haben? Ich würd Nico gern ne Nachricht schicken. — Danke." Sie presst die Lippen zusammen und tippt: *'Joe hier. Das war echt scheiße von dir und hat nichts besser gemacht.'* Sie schickt die Nachricht an Nicolas' Nummer, gibt das Handy zurück und lehnt dann die Stirn an ihre Knie.

"Das war jetzt alles ganz schön stressig für dich, hm?" fragt Sérafine, während sie ihren kaltgewordenen Kaffee-Rest an die Hortensie kippt und sich frischen eingießt. "Möchtest du darüber-"

Joanna unterdrückt ein genervtes Knurren. "Warum ist deine Wohnung eigentlich so versifft? Der Maler hat doch so Putzspinnen gebaut. Wären die nichts für dich?"

Sérafine runzelt die Stirn, lässt sich aber nicht anmerken, ob Joannas Worte sie verletzen. "Die Spinnen haben nicht viel Platz im Innern und sind nur sinnvoll, wenn man sie ständig laufen lässt. Aber Flori macht gern Jagd auf sie, und ich kann sie nicht den ganzen Tag lang überwachen." Mit einem Schulterzucken holt sie die Zigarettenschachtel unter dem Polster ihres Liegestuhls hervor, die sie dort schon vor ein paar Wochen vor Teresa versteckt und für eine Weile vergessen hatte. Nachdenklich betrachtet sie den plattgedrückten Inhalt und zupft dann eine Zigarette heraus. "Louis erzählte mir-" sagt sie langsam. "Dass er dir in den nächsten Tagen aus dem Weg gehen wollte. Hattet ihr euch da abgesprochen?"

"Er hat mir einen Zettel geschrieben." antwortet Joanna und legt nun doch eine der angetauten Brötchenhälften für sich auf den Toaster.

Sérafine macht sich daran, ihre Zigarette in Form zu bringen. "Und du bist-" Sie schüttelt ihr Feuerzeug, zündet es, nimmt einen Zug. "Und es ist wirklich nichts passiert, nachdem Louis und ich gestritten haben?"

"Ja."

"Wenn du es mir erzählen würdest, könnte es mir helfen, Louis besser zu verstehen. — Und dir würde es sicher auch, helfen, nicht länger damit allein zu-"

"Jetzt hör endlich auf, verdammt!" Wütend nimmt Joanna ihr nur

angewärmtes Brötchen vom Toaster und löffelt Marmelade darauf. "Das ist ein beschissenes Spiel und ich mach da nicht noch mal mit."

Sérafine hält darin inne, die Asche von ihrer Zigarette ins Gras zu klopfen. "Was für ein Spiel?"

"Das 'Ich bringe dich mit suggestiven Kommentaren dazu, dass du mir alles erzählst, was ich wissen will'-Spiel."

Verwirrt schüttelt Sérafine den Kopf. "Suggestive Kommentare?"

"Du missbrauchst deine Fähigkeit, Gedanken zu lesen."

"Gefühle zu sehen." korrigiert Sérafine sie automatisch. "Ich habe meine Gabe heute nur einmal kurz eingesetzt. Um sie länger zu gebrauchen, bin ich viel zu müde."

"Dann hast du es eben unbewusst getan, was weiß ich." Joanna wirft ihr Messer neben ihrem Teller auf den Tisch. "Fakt ist, ich wollte nicht mit dir über meine verdammte *Kindheit* reden, aber du hast mich dazu gebracht, es trotzdem zu tun, und es hat sich beschissen angefühlt."

"Gut, dann- dann reden wir eben nicht." Verunsichert drückt Sérafine ihre nur angerauchte Zigarette aus. "Ich bin sowieso völlig erledigt. Stört es dich, wenn ich mich ein bisschen aufs Sofa lege?"

"Nein."

"In Ordnung." Rasch stellt sich Sérafine einen Wecker, damit sie nicht verschläft, und steht auf. "Ganz hinten im Garten sind ein paar Himbeerbüsche. Wenn du möchtest, kannst du nachsehen, ob schon wieder etwas reif ist."

Mit gerunzelter Stirn sieht Sérafine zu, wie der Maler eine letzte verlorene Schraube vom Boden in Joannas fertig eingerichteten Zimmer aufklaubt und in die entsprechende Pappschachtel in der Kiste mit seinem übrigen Werkzeug legt.

"Ich muss noch einmal die Spinnen durchlaufen lassen, dann kann sie einziehen." sagt er leise.

"Es ist wirklich schön geworden."

"Danke."

"Setzt du dich jetzt mit mir auf die Terrasse?"

"Nein." Er nimmt die Kiste und macht sich auf den Weg ins Atelier. "Die unteren Etagen gehören noch für einige Stunden Joanna."

"Gut, dann reden wir woanders."

"Wir haben bereits vergangene Nacht und heute Morgen geredet."

"Ich weiß, aber es gibt noch einiges zu besprechen."

"Ich habe nichts mehr zu sagen."

"Doch." Sérafine folgt ihm in die Holzwerkstatt, wo er leise die Kiste abstellt, ehe er kehrt macht, um an ihr vorbei zu einem Arbeitstisch zwischen den hintersten beiden Regalen zu gehen.

Dort lässt er sich schwer auf seinen Hocker fallen und schlägt den wartenden Zeichenblock auf.

"Du bist wirklich gut zurechtgekommen heute. Ich war überrascht. – Du hast sie vor allem vermisst, nicht wahr?"

Sérafine setzt sich auf die Tischkante und fummelt an einer Kerbe in der Plastikbeschichtung herum, bis sie hört, wie Louis neben ihr zu zeichnen beginnt. "Wie geht es deinem Bauch?" fragt sie dann sanft.

Das Scharren des Bleistiftes verstummt wieder.

"Lass mich bitte die Wunde sehen."

"Es ist nicht tief."

"Schatz."

"Es ist nicht tief." Er flüstert beinahe.

Sérafine atmet durch. "Ich weiß auch, was du danach getan hast."

Leises Rascheln, als der Maler seinen Scheitel in die Hände stützt.

Sie lächelt traurig. "Sag mir, was nach unserem Streit passiert ist."

Schweigen.

"Schatz."

Er kneift die Augen zu. "Sie- sie wollte wieder fliehen." sagt er heiser. "Ich musste sie bestrafen, aber- ich- ich konnte es noch immer nicht, und ich-" Er verstummt. Drei, vier Atemzüge lang. "Da- da sind immer noch diese- Gefühle, diese Zärtlichkeit, die- alles so gefährlich macht." Er schüttelt den Kopf.

"Aber Zärtlichkeit ist doch nicht gefährlich."

"Wenn es dabei bliebe! Aber- da waren auch- Triebe. S- sexuelle." Angewidert zieht er die Schultern hoch. "Ich- ich habe Angst, dass sie wiederkommen."

Sérafine mustert ihn, erst überrascht, dann tief traurig, ehe sie den Kopf schüttelt. "Das war sicher nur der Druck, unter den du dich setzt. Wenn du die Zärtlichkeit einfach zulassen würdest-"

"Das erlaubt das Schicksal nicht! Und es wäre auch zu gefährlich für Joanna. Ich kann nicht riskieren-"

"Du würdest sie nicht verletzen, Schatz. Zärtlichkeit will nicht verletzen. Und du weißt doch, dass du ein Talent dafür hast, Katastrophen

herbei zu denken. Glaub mir, wenn du loslässt und die Gefühle sein lässt, was sie sind, kannst du all diese Energie in positive Bahnen lenken."

"Und was für 'positive Bahnen' sollten das sein?"

"Musik, Kunst, liebevolle Gesten, mit denen du Joanna eine Freude machst— Und wenn all das nicht ausreicht, hast du immer noch zwei gesunde Hände."

Verwirrt sieht er sie zwischen seinen Haarsträhnen hindurch an, bis sie eine Augenbraue hebt und er versteht.

"Ich bitte dich." erwidert er leise, während sein Gesicht unter der Maske glühend heiß wird. "Außerdem würde das Schicksal niemals zulassen, dass etwas in meinem Leben einfach nur schön ist." Er stützt den Kopf wieder in die Hände. "Ich brauche einen Weg, um nichts mehr zu fühlen, ohne dass es mich benebelt. Und ich muss absolut sicherstellen, dass Joanna nicht noch einmal versucht, zu fliehen."

Ein paar Atemzüge lang mustert Sérafine seine schlanken Finger, die sich jetzt in das Haar in seinem Nacken verkrallen. Ein leichtes Brennen kriecht in ihre Augenwinkel und sie schluckt. "Schatz— Was ist das Schicksal?"

"Alles was ich zu diesem Thema zu sagen habe, sagte ich bereits." erklärt der Maler tonlos und steht auf, um hin und her zu laufen; denn das ist, wozu er jetzt eigentlich einen Drang verspüren sollte.

"Was ist diese Macht, die dich zwingen will, Joanna zu verletzen?" wiederholt Sérafine sanft.

Ein paar Schritte geht er noch, dann lehnt er sich in plötzlicher, unsagbarer Müdigkeit an die Ecke des nächsten Regals. "Kausalität."

"Und welche schicksalhaften Folgen hatte es, dass deine Reisen in den letzten Jahren immer kürzer geworden sind und deine Aufenthalte hier länger? Hat sich in den letzten neunzehn Monaten irgendetwas ereignet, das wie eine Strafe aussieht? Oder all die anderen Male, die du aufgeben wolltest? Bist du je für deine Selbstmordversuche bestraft worden?"

"Ich habe sie überlebt."

"Joanna ist der einzige Beweis, den du jemals hattest."

"Ich brauche keine weiteren Beweise."

"Du bist erschöpft. Du bist unglücklich. Du willst nicht mehr. Du hast nie- nie leben wollen." Sie blinzelt gegen ihre Tränen an. "Das Einzige, was dich antreibt, ist die Angst, dass alles noch schlimmer wird. Aber wie viel schlimmer kann es werden für dich? — Ich hätte dich sterben

lassen sollen, damals in Paris, nicht wahr? Du hattest nicht um meine Hilfe gebeten und ich- ich hätte dich einfach in Ruhe lassen und- eine Stunde später noch einmal nach dir sehen sollen." Sie schluckt. "Ich denke oft darüber nach, was Anjali und ich dir angetan haben, und ob sie auch Zweifel hätte. Aber das Warum—" Ein unerwartetes Lächeln breitet sich über ihr Gesicht, während sie zu ihm hinüber geht. "Das Warum zerstreut die Zweifel wieder. Willst du es hören, dieses Warum?"

Ein halb unter den Lidern verborgener, leerer Blick.

"Du wirst geliebt." Sérafines Mundwinkel beginnen zu zittern. "So sehr geliebt. Von mir, von Anjali. Und nur wenn du weiterlebst, wirst du all diese Liebe eines Tages spüren können, so wie du es brauchst und es verdienst. Ich weiß nicht, wie- wie es von hier aus weitergehen kann, aber ich weiß, dass es außer dir niemanden gibt, der dich hasst. Nicht einmal Joanna, nicht einmal Anjali, und- Louis?" Besorgt greift sie nach seinen Schultern, als seine Beine plötzlich nachgeben und er am Regal zu Boden rutscht. "Louis, was ist denn?"

Der Ruf eines Wasservogels. Das leise Rauschen des Windes im Schilf. Anjalis abgehackter Atem.

Sie stand am Ufer, während seine Füße durch das trübe Wasser platschten. Er versank bis zu den Knöcheln im Schlamm, doch er kämpfte sich weiter, Schritt für Schritt hinein in den Fluss. Dachte nichts mehr, fühlte nichts mehr, bis auf die Kühle und Schwere seiner nassen Kleider. Dann tauchte er hinab in die Stille. Wasser lief in seine Nasenöffnung, brannte in seinen Schädelhöhlen, seinem Rachen, seinen Lungen, als er sich zwang, es einzuatmen. Er krümmte sich vor Schmerz und Hustenreiz.

Doch plötzlich waren da Hände, die ihn packten, ans Licht zogen, und er dachte *'Bitte nicht.'* Wehrte sich. *'Bitte nicht!'* Bis ihm schwarz vor Augen wurde.

Als er wieder zu sich kam, lag er bäuchlings und kopfüber am abfallenden Ufer. Wasser lief aus seiner Nasenöffnung. Anjali, selbst auch triefend nass, hockte neben ihm.

"Komm." sagte sie müde und hielt ihm seine Maske hin. "Du musst gehen. — Nun komm schon. — Steh auf!"

Erbärmlich hustend streifte er die Maske über, kämpfte sich vom Boden hoch und folgte Anjali zurück zum Lager.

Sie deutete auf sein kleines Zelt. "Bau es ab und verschwinde." Und damit ließ sie ihn allein.

Er schaffte es, sich trockene Kleider anzuziehen. Doch auf dem Weg zur Wäscheleine gab sein Körper einfach auf. Er sank ins Gras, und da blieb er liegen, zu schwach, die Augen offen zu halten, und zu schwach, sie zu schließen, während er spürte, wie er quälend langsam starb.

"He." Ein plötzlicher Schatten fiel auf ihn. Drei Paar nackter Füße hielten dicht vor seinem maskierten Gesicht. "Was ist mit dir?"

Angestrengt drehte er die Augen ein Stück, bis er Gopala erkannte, Amar und Prasad, der die Frage gestellt hatte.

"Maqsut hat dich und Devdans Frau im Wald gesehen. Ihr habt doch was mit einander. Von wegen Mönch! Und ein Mörder bist du auch. — Sag schon, stimmt das?" Prasad hockte sich neben ihn und schüttelte seine Schulter. "Sag was! — Du Dreckskerl! Wir haben dich aufgenommen und dir erlaubt, frei unter unseren Frauen und Kindern herumzulaufen. Weißt du, wie sich das anfühlt? Weißt du, was anständige Leute mit einem Mörder machen?" Prasad musterte ihn voller Abscheu, während er sich wieder aufrichtete, und stieß ihm dann leicht mit dem Fuß in die Seite, als wollte er testen, ob Louis sich wehren würde.

Und Louis rührte sich nicht. Er lag nur da und spürte eine schwindelerregende Erleichterung darüber, dass es schnell vorbei sein würde, wenn sich die drei Männer auf ihn stürzten. Doch ehe Prasad entscheiden konnte, ob er ihm wirklich einen Tritt versetzen wollte, ließ Anjalis Stimme ihn innehalten.

"Was macht ihr da! Prasad! Spinnst du? Lass ihn in Ruhe!"

Die Fußpaare bewegten sich, als sich die Männer zu Anjali umdrehen.

"Wir wollen wissen, ob es stimmt, was Maqsut sagt. Ist er ein Mörder?"

"Nein."

"Warum hast du ihn dann so genannt?"

"Das hab ich nicht. Maqsut hört schlecht."

"Ich glaube, du lügst, um diesen Bastard zu schützen. Du hast doch was für ihn übrig und machst im Wald mit ihm rum, das wissen alle."

"Es geht dich nichts an, worüber wir gestritten haben. Und siehst du nicht, dass es ihm schlecht geht? Er wäre fast ertrunken! Hilf mir lieber, ihn in mein Zelt zu bringen, damit ich mich um ihn kümmern kann. Und ihr zwei holt Hasib."

"Nein, das machst du mal schön alleine. Wir wollen nichts mit einem Mörder und einer untreuen Frau zu tun haben."

Anjali lachte nur, und schließlich machte Prasad Platz. Aber er und die beiden anderen sahen nur zu, wie Anjali Louis auf die Füße zerrte und ihn zu ihrem Zelt schleppte.

Kaum waren sie dort, verfrachtete sie ihn auf ihr Bett, ehe sie noch einmal hinaus ging, um seine nassen Kleider auf die Leine zu hängen.

"Was soll das?" fragte sie ihn mürrisch, als sie sich schließlich neben ihn setzte. "Willst du, dass sie dir etwas tun? Sei nicht so leichtfertig mit deinem Leben. Du darfst nicht sterben mit so einer Last auf dir, das erlaube ich nicht, hörst du?"

Er hustete nur. Erst Reste von Flusswasser, dann widerlich schmeckenden, eitrigen Schleim, und in seinem bald vor Schmerz dröhnenden Kopf gerann die Zeit zu etwas formlos dahinkriechendem, während draußen vor dem Zelt die Symphonie der Alltagsgeräusche ohne ihn weiter ging.

Anjali war bei ihm und flößte ihm Wasser und Suppe ein. Hasib hörte seine Lungen ab, wusch ihn, gab ihm Medikamente. Und immer wieder waren leise Stimmen vor dem Zelt zu hören, gefolgt von verschwommenen Gesichtern, die ihm Genesungswünsche brachten.

Dann dämmerte es. Es wurde lauter gesprochen und über die glühende Schwere seiner Glieder hinweg hörte er, wie Devdan und Prasad mit Lakshmana stritten. Andere Stimmen kamen und gingen, manche beschwichtigend, manche zornig, und er schnappte halbe Sätze auf, deren Bedeutung zu entschlüsseln er jedoch zu müde war. Wieder Devdan, hart und schneidend. Lakshmana, der ihn am Ende seiner Geduld zurechtwies. Prasad, Gopala. Hasib. Und Zavar. Nein, Amar.

Neues Stimmengewirr in der Dunkelheit. Die Geräusche eines Gerangels, Lakshmana, heiser vom vielen Sprechen, und Anjalis Stimme, in die ein Unterton von Angst schlich. Prasad und Gopala, Drohungen, das Klirren der Kochkiste, wieder Anjali, zittrig, ich werde mir etwas antun, wenn ihr noch einen Schritt näher kommt, Lakshmana, besorgt, Gopala, Prasad, und plötzlich griffen Hände durch einen Schnitt in der Rückwand des Zeltes.

Er erkannte keine Gesichter, während sie ihn in die Dunkelheit zerrten, aber er hörte Devdan und noch den Rauch der Kräuter-Bidis, der stets in Amars Kleidern hing.

Als sie mit ihm fertig waren, ließen sie ihn zum Sterben zurück, im Schilf, am Ufer des Flusses. Zerschlagen und blutend. Es gab nur noch Schmerz und eisige Kälte.

Irgendwann in dieser zitternden, röchelnden Ewigkeit fanden Anjali und Hasib ihn und brachten ihn zurück ins Zelt. Dort träumte er vom Schicksal, von Padma Padmasundari, und durch die unwirklichen Schleier hörte er Anjali flüstern, spürte ihre Arme, die ihn hielten, während seine Finger den Verband an ihrem Hals berührten.

Devdan, Amar und noch ein paar andere haben die Gruppe verlassen. Der Rest ist weitergezogen, aber Hasib und Aparajita sind noch hier, um zu helfen. — Wenn du wieder gesund bist, werden wir der Gruppe folgen. Ohne dich. — Es tut mir leid. Du bist noch willkommen, aber- Ich kann dir einfach nicht verzeihen, nicht jetzt. — Aber ich habe dich geliebt, das musst du mir glauben. So geliebt. Und ich wünschte—

"Schhh, ist gut. — Nicht das Atmen vergessen. — Schhh. — Ist alles gut."

Er spürt Hände an seinen Schultern, die seinen Oberkörper daran hindern, zur Seite zu kippen, und unter seinen Fingern fühlt er den Boden. Wie ist er hier her gekommen?

Wieder Sérafines Stimme, die ihn nun die Augen öffnen lässt.

"Anjali—" murmelt er schwach.

"Sie hat dich gerettet, Schatz, dreimal. Weil sie dich geliebt hat." Sérafine lächelt. "So wie ich."

Stumm starrt er sie an, während ein Gefühl, das er weder einordnen noch benennen kann, so gewaltsam die Tränen in ihm aufsteigen lässt, dass er kaum noch Luft bekommt.

"Ist schon gut." Sanft nimmt Sérafine ihm die Maske ab, zieht ihn an sich und für einen Moment ist es beinahe wahr. Gehalten. Geliebt—

Doch es dauert nicht lange, bis er wieder zu Sinnen kommt. Und das Gefühl zerplatzt. Landet als schwarzer Schleim in seinem Magen. Die Realität.

Mit einem leisen, angestregten Ächzen rappelt er sich auf und wischt mit dem Ärmel über seine nassen Wangen. "Du hast recht." murmelt er. "Es war- immer nur Angst." Dann zieht er die Knie an, das Gesicht verzerrt, als würde ihm die Bewegung Schmerzen bereiten. "Ich möchte dich bitten, das Grundstück zu veräußern. Alles, was darauf ist. Ausgenommen zwei der Klaviere und die Spinnen; sie gehören Joanna. Zahl die Kredite ab. Der Überschuss und alle weiteren Einnahmen aus den Lizenzen gehören zur Hälfte Joanna, zur Hälfte dir." Er macht eine Pause,

um Kraft für die nächsten Sätze zu sammeln. "All das kann dich nicht für die Zeit entschädigen, die du in meine Pflege investiert hast, aber ich will, dass du weißt, dass ich dir von Herzen dankbar bin. Du warst mir immer eine gute Freundin und ich hoffe, dass du dein Glück findest."

"Louis—"

"Komm morgen mit einer Bestatterin her. Ich werde—"

"Hör auf!"

"Ich werde es in der vorderen Duschkabine im ersten Stock tun. Die Reinigung danach wird einfach sein. Die Leiche soll ohne Vorbereitung verbrannt werden. Sorge nur dafür, dass niemand meine Maske anrührt. Die Asche— Wirf sie weg."

Aufschluchzend nimmt Sérafine Louis' Hand und presst ihr Gesicht daran. Er fühlt sich zu kraftlos, um sich zu wehren, doch seine Energie reicht noch aus, sich über ihre Tränen zu wundern.

"Sérafine." murmelt er sanft. "Würdest du mir eines der Messer aus der Holzwerkstatt bringen und mir in den ersten Stock hinunter helfen, ehe du Joanna nach Hause bringst?"

"Nein."

Seine Augen fallen zu. "Warum?"

"Weil du Joanna nicht einfach kommentarlos wegschicken kannst." flüstert Sérafine heiser. "Du musst noch mal mit ihr reden."

"Warum sollte- ich ihr das antun?"

"Du tust ihr damit nichts an."

"Ich habe sie verletzt." widerspricht er sehr langsam. "Mich zu sehen, wäre- eine Strafe. Eine- Entschuldigung wird sie- ablehnen."

"Vielleicht. Trotzdem würde es ihr viel bedeuten, von dir zu hören, dass es dir leid tut."

Erschöpftes Schweigen. Dann: "Hat sie- das gesagt?"

"Das braucht sie nicht."

Mühsam öffnet Louis die Augen einen Spalt weit. "Ich weiß nicht, ob-" Seine Lider fallen wieder zu.

"Ob was?"

"Hm?"

"Du sagtest: *'Ich weiß nicht, ob.'* Was weißt du nicht?"

"Ob ich es kann." murmelt er undeutlich.

"Warum nicht? — Louis, warum nicht?"

"Müde."

"Dann tu es morgen. Diese eine Nacht wird Joanna es hier schon noch aushalten können. Na komm." Mit einiger Anstrengung wuchtet sie ihn auf die Füße. "Ich bring dich ins Bett."

In seinem Zimmer hilft sie ihm, sich zu entkleiden, deckt ihn zu und schaltet das Licht aus. Dann nimmt sie seine Hand, um sie in der Dunkelheit festzuhalten, bis er sie wegzieht.

"Joanna? — Ich muss mit dir reden. Es ist wichtig."

"Was denn?" Der Schlüssel dreht sich im Schloss und Joanna sieht mürrisch durch den Türspalt.

"Darf ich reinkommen?"

"Hm." Joanna lässt die Klinke los und geht zu ihrer Matratze zurück, auf der sie bis eben noch gegessen und gelesen hat.

Leise folgt Sérafine ihr. "Sag Louis bitte nicht, dass ich mit dir darüber gesprochen habe." erklärt sie, während sie die Tür schließt. "Aber es ist möglich, dass er dich morgen gehen lässt."

"Schon?" Joanna reißt die Augen auf.

"Ja. Aber bevor du jetzt anfängst zu packen— Diese Entscheidung, alles aufzugeben, kommt sehr plötzlich, und das macht sie zu einer kippeligen Angelegenheit. Es ist sehr wahrscheinlich, dass seine Angst, und alles, was daran hängt, zurückkommt, wenn du das Haus verlässt."

Mit einem genervten Ächzen lässt sich Joanna auf ihr Bett fallen und zieht die Knie an die Brust.

"Es steht dir natürlich frei, trotzdem zu gehen, aber ich würde dir raten, noch eine Weile hier zu bleiben, damit Louis Zeit hat, sich zu stabilisieren. Ich werde natürlich auch hier sein und ihn betreuen. Und du könntest all das Nachdenken in Angriff nehmen, wegen dem du eigentlich her gekommen bist." Sie lehnt sich mit dem Rücken an die Wand neben der Tür und mustert Joannas Profil, während diese nachzudenken scheint.

Irgendwann reibt sich Joanna über das Kinn. "Wie lange würde es denn dauern, bis Louis wieder stabil ist?"

"Ich weiß es nicht. Aber ich würde sagen, dass es reicht, wenn du noch ein oder zwei Wochen hier bleibst. Und du kannst jederzeit entscheiden, doch noch zu gehen. Die Tür wird immer offen sein."

Seufzend verbirgt Joanna das Gesicht in ihren überkreuzten Armen. "Ich will nicht hier bleiben."

"Dann geh. Du hast jedes Recht dazu."

"Aber du willst, dass ich bleibe. Warum?"

"Weil ich genau so wenig Lust auf eine Wiederholung dieses ganzen Dramas habe, wie du." antwortet Sérafine und presst leicht die Lippen zusammen, ehe sie fortfährt: "Außerdem denke ich, dass es Louis auch ganz allgemein gut tun würde, noch für eine Weile deine Gesellschaft zu haben." Sie hebt die Schultern. "Vorausgesetzt natürlich, du möchtest ihm eine angenehme Gesellschaft sein."

Joanna weicht ihrem Blick aus und wieder entsteht eine längere Pause.

"Dein neues Zimmer ist fertig." bricht Sérafine schließlich das Schweigen. "Außerdem wird Louis sich auf jede Bedingung einlassen, die du stellst."

Joanna runzelt die Stirn. "Er will also auch, dass ich noch länger bleibe?"

"Ob du es glaubst oder nicht: Er hat dich gern."

Joanna atmet aus, schließt die Augen und lehnt ihre Stirn zurück an ihre Unterarme. "Ich könnte mit ihm telefonieren, anstatt zu bleiben. Das würde doch bestimmt auch helfen."

"Du meinst so wie heute Nachmittag?"

Ächzend fährt sich Joanna durch die Haare. "Aber er würde es überstehen, wenn ich mal für einen Tag nach Hause fahre, oder?"

"Davon gehe ich aus."

"Nur dass Nico sich querstellen wird, wenn ich wieder hierher zurück will—" Joanna lässt genervt den Kopf in den Nacken sinken.

"Er dürfte aber sicher zu Besuch kommen, und deine anderen Freunde auch."

"Der Maler würde sie ins Haus lassen?"

"Das wohl nicht. Aber das Grundstück ist groß und ihr könntet einen Tisch und Stühle aufstellen. Louis würde euch sicher auch einen Kuchen backen, wenn du ihn darum bittest. Er backt so gut wie er kocht."

"Hm."

"Naja." Sérafine stößt sich von der Wand ab. "Schlaf eine Nacht darüber."

"Ich glaub nicht, dass ich jetzt noch schlafen kann."

"Dann lieg darüber wach." Sie lächelt. "Ich muss jetzt zurück und nach Louis sehen. Bis morgen."

"Ja— Bis morgen—"

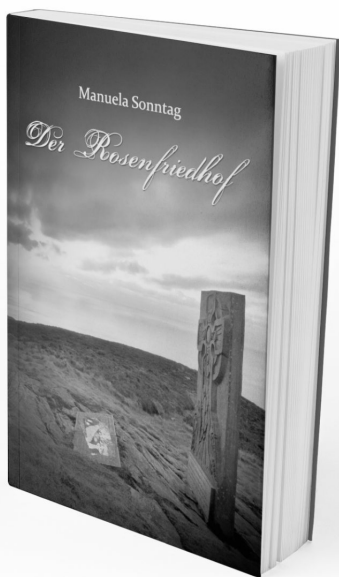
Weiter geht es in:

Das
Prinzip
der

Wahrheit

Erhältlich überall wo es Bücher gibt

Bleib auf dem Laufenden:
@tine_schreibt@literatur.social
www.tine-schreibt.de



*Man muss aus seiner
Vergangenheit lernen, um
die Zukunft zu gestalten.
Oder auch aus Mehreren.*



Wir alle sind ständig auf der Suche - nach Glück, Liebe, Geld, Macht oder dem Sinn unseres Lebens. Rebecca Curtis ist da keine Ausnahme. Obwohl ihr Leben eine Blaupause für amerikanisches Familienglück zu sein scheint, kann sie den Verlust ihrer ersten großen Liebe nicht akzeptieren. Doch als sie beginnt sich mit dem Sinn ihres Lebens auseinanderzusetzen, führt sie die Suche nicht nur in ein unbekanntes Land, sondern schickt sie auch auf eine Reise in die Vergangenheit, die ihr bisheriges Leben völlig auf den Kopf stellt. Mitten in den grünen Hügeln Irlands begegnet sie Liebe und Hass, Intrigen, Mord, Freundschaft und Erfüllung und muss lernen, dass manchmal nur der weiteste Weg zu uns selbst führt.



*...In seiner Art ist der Krimi
einzigartig und originell.*



*Gekonnte Mischung aus Fantasy, Mystery
und Krimi - mit bekannten Persönlichkeiten.*

*... kein typischer Krimi, sondern ein
gelungener Genre-Mix Mystery-Fantasy
Crime mit historischen Elementen.*



*"Mein lieber Wagner, es geht um nichts weniger, als die Rettung meiner
unsterblichen Seele. Und Ihre Karriere."*

Für Jonas Wagner ist es eine große Ehre, als er vom berühmten Prof. Dr. Dr. Dr. Faust persönlich als kriminalpsychologischer Berater angefordert wird. Eine Reihe vermeintlich zusammenhangloser Todesfälle hält die Polizei in Atem und schnell muss er seiner neuen Kollegin Margaretha beweisen, dass er mehr als nur trockenes Bücherwissen zu den Ermittlungen beitragen kann. Faust währenddessen ist dem Täter längst auf der Spur.

Doch bald muss er die gesammelte Lebenserfahrung der letzten Jahrhunderte nicht nur aufbieten, um seinen Gegner zu überlisten, sondern auch alles daran setzen, dass seine Schützlinge ihm nicht in die Quere kommen.

Triggerwarnungen

Für die gesamte Prinzipien-Trilogie

Drogengebrauch:

Alkoholgebrauch, Haschischrauchen, intravenöser Gebrauch von Morphin und Heroin, Opiumrauchen, Opiatentzug, Zigaretten

Gewalt/Tod:

Drohungen, Kindesmisshandlung, Mord, gewaltsamer Tod eines Kindes

Krankheit/Ekel:

Blut, Erbrechen, Erbrochenes, Injektionen/Nadeln, medizinische Klammern, Nähte, offene Wunden

Psychische Krankheit:

Depression, Flashbacks, Gewichtskontrolle durch Dritte, Halluzinationen, Körperscham, Mutismus, Nahrungsverweigerung, Panik, Paranoia, PTSD/PTBS, Selbsthass, Selbstmord, Selbstverletzung, Zwangsernährung

Sex:

Angedeuteter Handjob, einvernehmlicher Sex, Sex-Aversion

Sprache:

Ableismus, Saneismus

